

---

---

Michael  
Arlen

—

Der  
grüne  
Hut

Der grüne Hut  
von  
Michael Arlen

—

# DER GRÜNE HUT

EIN ROMAN FÜR WENIGE

VON

MICHAEL ARLEN



---

IM VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

## Erstes Kapitel

### DER GRÜNE HUT

Diese nicht sehr bedeutsame Geschichte nennt der Verfasser den „Grünen Hut“, weil ein grüner Hut das erste ist, was er von ihr sah, und irgendwie auch das letzte. Er war lichtgrün, aus einer Art Filz, und wurde flott getragen. So ein Hut, wie ihn eine Dame wohl pour le sport aufsetzt und ihren vielen anderen vorzieht.

#### 1

Ich sah ihn zuallererst, als ich gerade drauf und dran war, meine Wohnung in London zu wechseln. Wenn ich von Wohnung rede, so meine ich damit, daß ich, durch die Gnade Gottes und meinen eigenen Wagemut, von meiner Zweizimmerwohnung mit Bad an einer ordinären Gasse und an einem Platz, der Shepherd's Market heißt, zu angenehmeren Räumen übersiedeln wollte. Nicht als ob unsre Gasse Reize vermissen ließe. In unsrer Gasse traten viele unglaubliche Ereignisse gewohnheitsmäßig ein, und irgendwie kam es einem unvermeidlich vor, daß es so war. Vielleicht lohnt es sich, wenn ich Ihnen eine kleine Auswahl von solchen Sachen gebe, damit Sie sich genau vorstellen können, was für eine Gasse die unsre war. Ich war dort Augenzeuge, wie Leute verhaftet wurden und wie ein grobschlächtiger Polizist im Kampf mit einem kleinen jüdischen Taschendieb, der eine Zeitlang verantwortlicher Leiter eines Trödel Ladens war, den kürzeren zog. Alles mögliche sah man in unsrer Gasse: zwei Hausmeister, die sich in den Haaren lagen, und einen sehr alten Kavalier, der mit einem Blumenmädchen poussierte – allerdings, ob er jemals Erfolg hatte, davon sickerte keine Information in die Gasse. Nächtens stolperte ich einmal über einen weiblichen

Körper, der im Blut des gespaltenen Schädels schwamm. Zu solcher Stunde erlaben die Polizisten sich mit verbotenen Zigaretten, deren Rauch sie unter ihren Helmrändern verschwinden lassen, indes die Katzen die ganze Gegend für ihre Liebesdramen beschlagnahmen.

Aber hauptsächlich tagsüber war unsre Gasse für einen Beobachter solcher Vorgänge interessant. Denn dann nahm ein herzhaft dreinblickender Mensch mit einem braunen, steifen Hut sie ausschließlich und eifersüchtig für sich in Anspruch. Mit einer Hand kritzelte er endlos in ein kleines Buch, und mit der anderen bot er Passanten Papierstreifen dar, die der Polizei als Wetttips gut bekannt sind. Wir sind schon mitten in unserer Erzählung, und deshalb will ich auch gleich auf den Teilhaber dieses herzhaft blickenden Mannes zu sprechen kommen, noch dazu, weil diese zwei Herrschaften später sozusagen die Aufgabe haben, eine kleine teuflische Begleitmusik zu den markanteren Ereignissen in unserer Gasse zu vollführen. Er war ein großer, verwitterter Mann mit einer karierten Mütze und Haarbüscheln in den Ohren. Er stand gewöhnlich an einem Ende der Gasse und ließ ab und zu ein „Oi!“ vernehmen. Wenn er „Oi!“ gesagt hatte, steckte er sich eine Zigarette an, während der herzhaft Mann um unser Gassenende herumgaloppierte; denn „Oi“ bedeutete, daß das Gesetz ihm auf den Fersen war. War dann das Gesetz verschwunden, so kam er zurück, wobei er sich den Mund wischte, und dann gab es einigen Ulk zwischen ihm, dem Fleischer und dem Fischhändler. Doch wenn das Gesetz Ernst damit machte, ihn zu erwischen – das war ungefähr zweimal im Jahr –, so stürzte eine ganze Abteilung von Polizisten von beiden Enden der Gasse herein, und der herzhaft Mann bekam ein Mandat aufgebremst über soundsoviel und kehrte am nächsten Morgen zurück, um sich wieder in der Nähe meiner Tür zu etablieren. Zu den Leuten, die ihn am ausdauerndsten bewunderten, gehörte ein zusammengeschrumpfter Greis mit rotgeäderten Augen und zuckenden Lippen, ein Fensterputzer, der unorganisiert war; nämlich er putzte Fenster für drei Pence und nahm kein Trinkgeld. Er mochte mich gern und gab mir auch öfters Tips für Wettrennen, aber ich hatte stets Pech.

Nunmehr handelt es sich darum, schnellstens den Weg zu ebnen für die Ankunft des grünen Huts. Mr. H. G. Wells behauptet mit

Recht, daß man mit keinem Roman Geld machen kann, in dessen ersten tausend Worten man nicht ein weibliches Wesen auf die Szene bringt. Aber dadurch, daß wir den Schauplatz nach Shepherd's Market verlegten, sind wir der Notwendigkeit enthoben, die Atmosphäre besonders auszumalen. Denn dieser Platz hat seine Atmosphäre für sich, die man unmöglich in ein Buch bringen kann, außer, man nimmt das Buch nach Shepherd's Market mit und läßt es dort einige Tage bei schönem warmem Wetter liegen.

Shepherd's Market nämlich ist eine Sammelstätte von lebhaften Gerüchen. Er grenzt im Norden an die Curzon-Street, im Süden an Piccadilly, im Westen an die Hertford-Street und im Osten an die Half-Moon-Street; somit hat er Grund, sich auf seine erstklassige Lage in Mayfair etwas einzubilden, was man ja auch auf den Geschäftspapieren seiner sämtlichen Bewohner schwarz auf weiß lesen kann. Ein Blumenladen, den man in unsrer Gasse eröffnete, konnte sich dort nur für sechs Monate halten, trotzdem der alte Kavalier aus der Curzon-Street sich galanterweise täglich zu einer Gardenie aufschwang. Ich für meine Person hatte es sechs Jahre ausgehalten; Gott sei Dank konnte ich nun Abschied nehmen.

Zu später Stunde war es, nach Mitternacht – hier setzt meine Erzählung ein.

Am Abend war ich auf einer Gesellschaft gewesen. Mit diesem Namen belegen die Leute hier eine Tanzerei – ich weiß eigentlich nicht, warum. Nicht einmal in Amerika, glaube ich, „gibt“ man eine Gesellschaft, man „schmeißt“ sie. Und was nun speziell diese Gesellschaft betraf, so hatte sie mit dem unfehlbaren Vernichtungsinstinkt solcher Zusammenrottungen meine Nerven im Hinterkopf gepeinigt und mich in einen tiefen Abgrund geschleudert. Und wie einer, der hilflos in solchem Abgrund steckt, wo die sieben Teufel der Hölle ihre Spiele treiben und der schwarz ist wie die stickigsten Kerker der Freude, fand ich mich wieder in meiner Wohnung über der ordinären Gasse. Wie war ich froh! Es würde die letzte Nacht sein, die ich noch in dieser Wohnung zu verbringen hatte. Die Bücherregale waren schon weggenommen; ein Chaos von Büchern bedeckte den Boden, Bücher und Bilder und aller mögliche Kram türmten sich auf dem krummbeinigen Tisch,

und die Ottomane mit ihrem schmutzigen gelben chinesischen Bezug war ein wirrer Haufen von Junggesellenhausrat, wie er sich ansammelt, wenn man in den Schubladen Kehraus macht. Nur das Schlafzimmer war noch in menschenwürdigem Zustand.

Kaum hatte ich meinen Hut auf das Bett geworfen, da klingelte es. Diese Glocke war eine von jenen verfluchten Maschinen, die eine Ewigkeit lang scheppern, wenn man an der Schnur zieht; und während dieses Spektakels war ich halb neugierig und halb wütend. Wer konnte das sein? War es vielleicht ein Besucher für Gerald March, der die Wohnung über meiner innehatte? Doch ich sagte mir, daß seit Menschengedenken niemand zu diesem Gerald March gekommen war; denn wenn jemand Besucher abstieß, so war er es.

Für mich war es hoffnungslos, so zu tun, als sei ich nicht zu Hause, denn mein Licht war von unsrer Gasse aus deutlich sichtbar. Im Geist sah ich schon das herzhaftes Antlitz meiner Türbekanntschaft und hörte den polternden Gruß, der seinen schmarotzerhaften und durstigen Lippen entfahren würde. Der Mann hatte sicher mein Licht bemerkt, als er von einer Gesellschaft kam, die sogar noch scheußlicher gewesen sein konnte als die meine, von der ich zerschlagen nachhause gekommen war. Er hatte wohl vor, ein Glas mit mir zu leeren, wie Schmarotzer das in der Nacht gewöhnlich wollen; solche Kerle sind äußerst frisch, wenn man müde ist, und durstig, wenn man sie nicht erwartet.

Trotz alledem hatte ich es stets fertiggebracht, mein Privatleben zu schützen, ohne daß es aussah, als wäre ich zu grob. Ich brauchte nur von dem Fenster meines Schlafzimmers herunterzusehen. Gerade gegenüber nämlich von meinem Arbeitszimmer hatte ich die Kaschemme „Zum ledernen Hausmeister“ und zugleich eine Ecke des imposanten Hauses des Herzogs von Marlborough, wo die Bedientenstuben sind. Vom Schlafzimmer aus dagegen hatte ich volle Übersicht über die Gasse. Diesmal war jedoch merkwürdigerweise von Nachtbummlern nichts zu sehen oder zu merken, nichts von Menschen und nichts von Katzen und nichts von den gewohnten Alltagsrequisiten. Nur unter der Lampe, da, wo die Sheep-Street auf unsre Gasse mündet,

stand ein langgestrecktes, flachgebautes, gelbes Auto, das wie ein Kriegswagen schimmerte. Es war leer.

Ich gehöre zu den Leuten, denen Autos Eindruck machen. Ihre Formen entzücken mich; ich habe Empfindung für die Harmonie ihrer Farben. Tief bewundere ich die Grazie eines eleganten Umrisses, und wenn ich durch Piccadilly spaziere, kann es vorkommen, daß ich ganz grüblerisch werde bei stummem Lob oder Tadel der einzelnen Marken. Etwas Billiges kann mir nicht imponieren, wenn es auch scheinbar fehlerlos ist und bewundernswert in der Leistung. Nur die einfache Linie und das würdige und bedrohliche Aussehen der gewähltesten Fabrikate tut es mir an. Sparsamkeit im Material mag ihren Reiz haben, doch ist sie nicht angenehm für das Auge. Jener Wagen dort entzückte das Auge: Er ruhte in der nächtlichen Stille von Shepherd's Market wie ein großes gelbes Insekt, das aus einer fernen Schmetterlingszivilisation zur Erde herabgeglitten war. Er sah mild aus und ritterlich zugleich. Der Wagen öffnete sich wie eine Jacht und trug ein großes, glänzendes Verdeck. Über die Kuppe dieses Verdecks flog, gleichsam stolz dahinziehend über die Köpfe unzähliger Geisterrosse, jener silberne Storch, der den Edlen zu wissen tut, daß sie knapp dem Tode entronnen sind, dem Tod unter den Rädern eines Hispano-Suizawagens, wie sie Seine Katholische Majestät sich gern liefern läßt.

Ich blickte zur Haustür hinunter. Dort, vor der Tür, war ein grüner Hut. Das Licht der einen Lampe in der Sheep-Street fiel darauf, und ich konnte deutlich erkennen, daß es ein grüner Hut war, aus einer Art Filz und flott getragen. So ein Hut, wie ihn eine Dame wohl pour le sport aufsetzt und ihren vielen anderen vorzieht.

2

„Wissen Sie, ob Mr. March zu Hause ist?“ ließ sich die Stimme des grünen Hutes vernehmen. Doch ich konnte ihr Antlitz nicht sehen, wegen des Schattens der Hutkrempe. Es war ein räubermäßig verwegener Hutrand, der sie selbst vor den Sonnenbränden des Dorado geschützt hätte.

Ich erwiderte, ich wisse es nicht genau. Mein Erstaunen kann man

sich denken: ein Besuch für Gerald March! „Wir wollen einmal hinaufspähen,“ sagte ich, „wenn er Licht hat, ist er sicher zu Hause.“ Ich machte einen Schritt in die Gasse, und von dort starrten wir beide, der grüne Hut und ich, nach den höchstgelegenen Fenstern des schäbigen kleinen Hauses.

„Licht ist da keines“, sagte sie. „Ich vermute, das Licht darunter ist das Ihre ...“

„Doch, da ist Licht,“ sagte ich, „wenn auch sehr schwach. Er ist sicher drin.“

Noch immer blickte sie gedankenvoll hinauf. Sie war groß, nicht gerade übergroß, aber so, wie eine Frau sein darf. Unter dem Hut schatten konnte ihr Haar jede Farbe haben; indes hätte ich darauf schwören wollen, daß es lohfarben knisterte. Es war, als tanze das Haar, unter dem Hut hervor, einen kleinen zeremoniellen Tanz auf ihren Wangen. Man fühlte unbedingt, daß man sich ihr gegenüber korrekt benehmen müsse und daß sie gerade sechs Tennispartien hinter sich habe.

„Wenn ich so verblüfft bin,“ sagte ich, „kommt das daher, weil Sie der erste Besuch sind, den Gerald March je gehabt hat.“ Es schien, als ob ein Lächeln über ihre Züge gleite, kaum wahrnehmbar, ein flüchtiges Höflichkeitslächeln. Dabei sah sie nicht so aus, als ob sie viel lächle.

„Er ist mein Bruder“, sprach sie, als ob sie alles, sich selbst und die Besuchsstunde, auf einmal zu erklären habe. „Nett von Ihnen, daß Sie mir die Tür aufmachten ...“

Ich lauschte, oh, wie aufmerksam lauschte ich! Man konnte nicht anders, man mußte enträtseln wollen, was sie meinte! Dann, plötzlich, erlosch die Stimme, und man stand einfach da, lauschte ins Leere und wußte nichts zu sagen. So benahm man sich ziemlich töricht; doch man sollte sich in der Folgezeit noch häufig so benehmen.

„Oh,“ sagte ich, „Gerald ist nicht dazu zu bringen, eine Tür aufzumachen! Er macht nie eine Tür auf ...“

Sie blickte planlos über unsre Gasse hin. In diesem Augenblick war ich stolz auf unsre Gasse, denn sie gab einen so guten Hintergrund für die Farbe ihres Hutes. Zweifellos war sie müde. Kein Wunder, sieben Tennispartien ... Zuletzt schien ihr Auge

auf dem Wagen mit dem silbernen Storch zu haften.

„Der Wagen dort ... Nicht wahr, der steht doch sicher?“ Es kam mir vor, als schätze sie den Wert ihres Wagens nicht genug. Ich verkündete, meines Erachtens könne er unbehelligt dort stehenbleiben. Mit einer Betonung, als sei ein Hispano-Suiza das gewöhnlichste Ding von der Welt, besonders an meiner Tür. Dann schlug ich ihr vor, sie zu der Wohnung ihres Bruders hinaufzubegleiten, weil es das oberste Stockwerk sei und kein Licht auf der Treppe brenne. Aber sie schien keine Eile damit zu haben. Nachdenklich, ja, das war sie. Alles, was sie sagte: „Sehr freundlich von Ihnen ...“

Irgendwie konnte man aus ihrer Stimme heraushören, daß ihr Gesicht sehr klein sein müsse.

„Oft“, murmelte sie und blickte sich um, „habe ich mir gewünscht, hier zu leben. Nur so gewünscht, wissen Sie ...“

„Selbstverständlich, nur so ...“ fügte ich bei.

Sie blickte mich an, schien mich jetzt das erstemal zu bemerken und leicht überrascht zu sein, daß sie mit mir sprach. Auch ich war überrascht. Vielleicht sah ihr Gesicht nur deshalb so klein aus, weil ihr Haar so zeremoniell auf ihren Wangen tanzte. Es kam mir nämlich nicht größer vor als die kleinste Nummer eines Damentaschentuchs. Das war der eigentliche Grund, warum ich überrascht war. Sie stand ungezwungen da, wie die Frauen in Georges Barbiers Almanachen. „Falbalas et Fanfreluches“, die genau Bescheid wissen, wie man sich ungezwungen hinstellt. Die Hände hielt sie in die Taschen einer lichtbraunen Lederjacke gesteckt – pour le sport –, die ganz erkennbar im Lampenlicht glänzte. Sie stand am Hals weit offen und hatte einen hohen Kragen mit Nerzbesatz. Ich hatte einmal einen Freund, der sich auf Pelze verstand, deswegen kannte ich mich aus. Ein kleiner roter Elefant marschierte über ein sichtbares Stückchen ihres Kleides, das schwarz war und nicht pour le sport.

„Vielleicht haben Sie recht“, gab sie in Zweifeln befangen zu. Ich hatte keine Ahnung, worauf sie anspielte.

Ich stieg ihr voran die enge, dunkle Stiege hinauf, zündete Streichhölzer an und warf sie weg, wie ich es sechs Jahre lang

gewohnt war. Es gab drei Stockwerke in dem kleinen Haus, aber das erste hatte außer Mäusen keine Bewohner. Ob es sie wohl interessierte, wenn ich ihr mitteilte, daß ich morgen hier wegziehen würde? Doch warum sollte ich das erzählen? Es hatte keinen Sinn, noch dazu, weil sie offenbar gerade vom Ausland eingetroffen war. Sie trug, das sah man klar, die Gloriole vieler Abenteurer. Indessen blickte ich sie auf brüderliche Weise an. Ich interessierte mich eigentlich nur für sie, weil sie Gerald Marchs Schwester war. Denn er hatte noch nie etwas sonst von Belang aufzuweisen gehabt. Donnerwetter, dachte ich. Sie sprach: „Oh, was ist es hier dunkel!“

„Natürlich“, sagte ich und entzündete noch ein anderes Streichholz an der Wand, „wußte ich, daß Gerald eine Schwester hat. Aber ich habe mir irgendwie eingebildet, warum, weiß ich nicht, sie sei noch ein Schulmädel ...“

Sie stolperte ein wenig, und ich half ihr. Dann meinte sie entgegenkommend: „Kein Mensch kann allwissend sein. Halt! Sind das Mäuse da unten? Ratten? Oh, wirklich, nein ... Es gab eine Zeit, wo ich und Gerald beinahe Zwillinge geworden wären, aber zwischen unseren Ankunftszeiten lag eine gute Stunde, sagte man mir. Die Stunde war zu Ende, als ich kam.“

Während sie sich langsam die dunkle, enge, staubige Stiege hinaufarbeitete, wobei ihr grüner Hut ab und zu in dem Streichholzlicht aufschimmerte, gab sie mir eine Menge gleichgültige Auskünfte mit einer etwas belegten, unpersönlichen Stimme. Als wir auf meinem eignen Vorplatz ankamen, fragte ich sie, ob sie Gerald kürzlich gesehen habe.

„Jahrelang nicht“, flüsterte sie. „Es sind wohl zehn Jahre. Glauben Sie, das kommt vielleicht davon, daß wir einmal fast Zwillinge geworden wären?“

Ich blieb stumm, denn ich dachte scharf nach. Ich war Gerald's Freund. Diese Dame da mit dem grünen Hut war Gerald's Schwester, mehr noch, seine Zwillingsschwester. Man stelle sich vor, dachte ich. Auf wessen Seite, fragte ich mich, soll man sich halten? Das war ein Problem für tiefes Nachdenken, und ich kostete es aus, da sie ja auch keine besondere Eile zu haben schien.

Während dieser Überlegungen standen wir beide auf meinem Vorplatz, der vier zu drei Fuß maß. Sie mit einem Fuß auf der unteren Stufe, ihre Lederschulter an der Wand. Wiederum flößte sie Sinn für gesellschaftliche Korrektheit ein.

„Sie denken nach“, warf sie mir vor. „Ich möchte wissen, worüber ...“

Das Licht, das durch meine halb offene Wohnzimmertür sprang, kämpfte mit dem Schatten ihres grünen Hutes und setzte ihr Gesicht in geheimnisvolle Beleuchtung. Sie war blond. „Blond“ mit einer Betonung, wie sie aus den Bardenliedern Alt-Englands schallt. Und ernst war sie, so ernst. Schwermütig ist diese Dame, dachte ich. Schwermut und Blondheit ... Sie war doch nicht auch noch klug? Und weiß war sie, sehr weiß, und ihre bemalten Lippen waren purpurrot im Dämmerlicht, und ihre Augen, die sehr weit auseinanderzustehen schienen, waren kühl, unpersönlich, ausdrucksvoll und blitzblau. Sogar in dem halben Licht blitzten sie blau, zwei winzige Becher voll Wasser, aus dem Mittelmeer geschöpft in der Frühe eines strahlenden Tages. Sirenen wohl hatten solche Augen, wenn sie von herrlichen Träumen sangen. Aber sie besaß nichts von einer Sirene. Eine schwermütige Dame war sie, äußerst ernst. Und immerfort tanzte ihr Haar diesen formellen, lohfarbenen schimmernden Tanz um die kleinen weißen Wangen.

Sie lächelte, denn es fiel ihr ein, daß sie mich betrachtete. „Ich weiß, woran Sie denken“, sagte sie.

„Nun?“

„Ja. Sie mögen Gerald, nicht wahr?“ Sie dachte darüber nach. „Gut, und Sie denken, ob es sich mit dem Anstand vertragen würde, wenn Sie mich zu ihm bringen, im Fall, daß er betrunken ist ...“

„Aber nur in diesem Fall“, sagte ich. „Verstehen Sie?“

Sie schloß die Augen.

„Armer Gerald!“ flüsterte sie. „Ist es nicht eine Schande ...“

„Ich fürchte, da kann man nichts tun ...“

„Ich weiß, ich weiß!“ Sie schien ganz genau im Bilde. Und dabei hatte ich mich gewundert, warum sie sich zehn Jahre nicht gesehen hatten! Es war unvorstellbar, daß sie Gerald nicht gut hätte leiden können, den kindlichen, rabiaten Gerald. Vermutlich, dachte ich, war

er schuld daran: und gab es denn in Gerald's Leben irgend etwas, woran er nicht schuld war?

„Wissen Sie,“ sprach die leicht belegte Stimme weiter, „ich kam heute abend ganz spontan hierher. Ich komme äußerst selten nach England ...“ Die Stimme erlosch. Wir warteten, und sie quittierte meine Geduld mit einem wahrhaften Juwel von einem Lächeln. „Ganz plötzlich ging es mir durch den Kopf, daß ich Gerald heute abend sehen müsse. Ach bitte,“ hat sie mich plötzlich eindringlich, „wollen Sie mich nicht hinauflassen? Ich will ja bloß einen Blick auf ihn werfen ... Aber wenn Sie wirklich denken ...“

„Oh,“ sagte ich, „nur zu.“

Sie lächelte etwas nervös und abrupt. Gerald's Tür war am Ende der nächsten Treppenflucht und stand wie zumeist völlig offen. Sie machte einen Schritt in das Zimmer hinein, hielt an und heftete ihre Augen unbeweglich wie Lampen an die Decke. Ja, wahrhaftig, diese ausdrucksvollen Augen ... Gerald wandte sie keinen Blick zu.

„Was ist heute mit ihm?“ fragte sie dunkel. „Whisky“, sagte ich. Es war ziemlich klar.

„Aber noch etwas anderes! Whisky ist's natürlich, aber ...“

„Nasse Schuhe ...“

„Das ist mir zu sehr Literatur. Ja, natürlich! Wort für Wort, wie bei alten Weibern im Armenhaus ...“

Es war leicht zu erkennen, daß sie absichtlich den Augenschein Lügen strafte. Sie hatte Gerald sehen wollen, und nun, da sie es konnte, wollte sie es nicht. Sie versuchte den Moment hinauszuziehen, wo sie Gerald wirklich anschauen mußte. Sie stand mitten in dem schmutzigen Zimmer, betrachtete es gründlich und schenkte dem Bewohner keinen Blick.

„Massenhaft Bücher“, äußerte sie.

Ich wollte mich drücken, aber ein kaum bemerkbares Aufzucken behinderte mich. Ihre Gesten blieben in der Andeutung stecken. Sie war eine sehr ruhige Dame. Sie machte, wenn man so will, kein Wesen aus ihrer Weiblichkeit, wenn die Gelegenheit lockte. Gewöhnlich tun das Frauen ganz unbewußt. Sie aber tat es unbewußt nicht. Als resolute Dame trat sie Männern mannhaft gegenüber.

„Oh!“ sagte sie. „Oh!“

„Eigentlich könnten auch Sie nun gehen“, stotterte ich. Ich hatte mich ja an Gerald gewöhnt, aber jetzt, bei ihrem plötzlichen, klagenden Flüstern, hätte ich Lust gehabt, ihn zu ermorden. Sechzehn Monate lang hatte sich keine Katze um ihn gekümmert, und nun war er hier vor seiner Schwester, seiner einzigen Zwillingschwester, in diesem jammervollen Zustand. Aber sie hatte ja auf diesem Besuch bestanden. Was konnte ich da machen? Gerald konnte sich auf eine schöne Morgenpredigt von mir gefaßt machen. Auf alle Fälle würde er morgen etwas menschenähnlicher sein, denn er verfügte über die unglaubliche Zähigkeit in der Überwindung eines Rauschs, die düren Säufern eigentümlich ist.

„Seine Krankheit“, erklärte ich ihr, „hat eine Periode von drei Tagen. Am ersten ist er gedankenvoll, am zweiten gedankenlos und am dritten sprachlos.“

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn sie stand mit dem Rücken gegen mich. Die Lederjacke, der flotte grüne Hut, die nachdenkliche Haltung! Aber ich hörte sie seinen Namen flüstern, den Namen dieser trägen Masse da, die zur Hälfte auf dem zerbrochenen Windsorstuhl hing und zur anderen auf dem verwehrten Tisch; und war es nicht, als blühe ein Lächeln in diesem Flüstern auf? Hatte ich nicht recht, wenn ich vermutete, daß diese Zwillinge einstmals intimste Spielgefährten waren? „Gerald!“ flüsterte sie. „Gerald, Gerald!“

„Oh, geh zum Teufel!“ murmelte Gerald, wart seinen Kopf fieberhaft nach der anderen Seite, ohne aufzublicken und ohne aufzuwachen, und stieß dabei eine Teetasse halb voll Whisky um.

„Er denkt, ich bin es“, erklärte ich von der Tür her. Plötzlich merkte ich, daß sie mich über ihre Schulter hinweg sehr gedankenvoll anblickte. Noch jetzt sehe ich sie vor mir, wie sie mich so ansah mit einem Blick über ihre Lederschulter, und an etwas dachte, wovon ich keine Ahnung hatte, während sie die Hand auf des Bruders Arm ausstreckte. Am dritten Finger ihrer Rechten blitzte ein Smaragd und leuchtete doppelt so stark gegen den Hintergrund der dunklen Figur von Gerald.

„Erst neunundzwanzig“, berichtete sie mir bedeutsam, „Gerald und ich ...“

„Oh“, sagte ich. Was konnte man da anderes sagen?



„Pech, denke ich“, murmelte sie. Ich wunderte mich wieder, wen sie anredete. Sicher nicht mich.

„Er ist aber ein sehr guter Bursche“, sagte ich.

„Erbübel, verstehen Sie“, erklärte sie plötzlich. „Vater starb fast daran. Allerdings an Brandy! Das war es, was ihm schmeckte. Man sagte ihm damals, wenn er mehr als eine halbe Flasche täglich trinke, würde es ihn das Leben kosten, aber er tat es nie unter einer ganzen und ist doch an Schwindsucht gestorben.“

Dann verstummte sie, und bei dieser Stille wurde mir sehr unbehaglich zumute. Woran dachte sie jetzt? Sie starrte auf das hingerekelte Etwas hinunter, das sie ihren Zwillingsbruder nannte, und der Smaragd leuchtete immer noch an seinem Arm.

Um überhaupt etwas zu sagen, bemerkte ich: „Er hat einmal ein recht gutes Buch geschrieben.“

„Ja. Über Boy ...“

„Boy?“ Man sieht, Gerald schwatzte nicht aus der Schule. Er fluchte gewöhnlich nur ganz mechanisch und meinte nichts damit.

„Davon wußten Sie nichts?“ Sie blickte mich wieder an, aber ihre Augen schienen mir verschleiert. Ich sollte später erfahren, warum ihre Augen gerade jetzt verschleiert waren. Ich sagte ihr, ich wisse überhaupt nichts über Gerald.

Sie strich sich mit einem Finger über die Braue und sah ihn dann an. „Rußig“, meinte sie.

„Vor Jahren,“ fuhr sie fort, „vor dem Krieg, hatte Gerald einen sehr guten Freund. Sie müssen wissen, daß Gerald Heldenverehrung betreibt. Mag er sich auch noch so haben und noch so stellen, er ist ein Heldenverehrer. Ohne Helden kann er nicht existieren. Und als dieser Held starb, starb er auch. Das Leben ist toll, nicht wahr? Dann das mit dem Krieg hat ihn ganz zugeschüttet. Und jetzt ...“

Oh, diese abwesenden blitzblauen Augen! Die See war darin und das Sausen großer offener Flächen. Der Zauber des Meeres war in ihren Augen, getränkt von salzigen Stürmen.

„Keinen einzigen Freund?“ fragte sie dunkel. „Keine Frau? Gar niemanden?“

In diesem Augenblick hatte ich das erstemal das Gefühl, ich sei ihr nicht gewachsen. Ich sollte es später noch ganz gehörig haben,

aber ich erinnere mich deutlich, daß es mich hier zuerst überfiel, im Zimmer des armen, verbitterten Gerald. Ich fühlte mich schmutzig vor dieser ruhigen, gedankenvollen Frau mit ihren abwesenden Augen. Schmutzig. Ich vermute, ich spürte, wie maßlos unrein ein Menschenleben sein kann; denn allein schon das, daß man ein Mensch sein muß in all seiner Begrenztheit, schließt unausbleiblich viel Schmutz in sich. Aber damals wußte ich noch nicht, warum dies Gefühl ihr gegenüber so beherrschend war. Sie war ja auch ein Mensch, ruhig, sanft und unbewußt. Später bekam ich die Erklärung.

Es kostete mich Mühe, ihr von Gerald zu erzählen. Dieses Gefühl der eigenen Fragwürdigkeit verdichtete sich in mir so, daß ich mir einfach gemein vorkam. Denn ich unterschied mich von Gerald und ganz besonders von ihr. Ich konnte irgendwie mit meiner Zeit und meiner Generation fertig werden, während sie beide morsche Endzweige ihres Stammes darstellten. Ich gehörte der Rasse an, die das England des Horatio Bottomley, (das England der Lügen, des Plebejertums und der Verkommenheit überlebt. Sie beide dagegen in all ihrer nervösen Kraft waren zusammengebrochen, hatten sich langsam weißgeblutet. Das scheint der Tod derer zu sein, die ihre Privilegien verloren haben.

Ich erzählte ihr, daß ich meinen Erfahrungen nach mir keinen einsameren Mann vorstellen könne als Gerald. Vermutlich besitze er eine kleine Rente, denn er bringe es fertig, zu existieren. Er sei lächerlich menschenscheu, ganz selbstquälerisch scheu. Sie nickte ernst dazu, und ich erzählte ihr weiter, daß die Menschenscheu wie eine grausame Krankheit auf Gerald laste. Für Fremde sei diese Scheu abstoßend, denn sie sei undurchschaubar, und er kehre für gewöhnlich ganz andere Seiten heraus. Das sei auch der Grund, warum er sich mit niemandem vertrage. Seine Versuche, umgänglich zu sein, habe er eingestellt und beschränke seinen Verkehr auf Alkohol. Jeden Sonntagnachmittag sei er bei seiner Tante, Lady Eve Chalice in der Mount-Street, zum Tee eingeladen.

„Eve war die eigentliche Veranlassung, daß ich mich entschloß“, fiel sie ein. „Oh, hier!“ Sie bot mir ihre Zigarettendose an, denn die meine war leer. Es war eine ovale Dose aus weißem Jade. Mit einer

doppelten Goldkette befestigt, hing daran eine sechseckige schwarze Onyxschachtel, die vielleicht als Puderdose diente. In einer Ecke standen, in winzigen Diamanten eingelegt, die Buchstaben I. S.

„Iris,“ erklärte sie, „Iris Storm.“ Sie lächelte kindlich, korrekt und sagte: „Sie waren so freundlich, ich hatte ganz vergessen, daß wir einander gar nicht kennen.“ Ich sagte ihr meinen Namen mit der kleinen Verlegenheit, mit der man immer seinen Namen sagt, und wir rauchten eine Weile in Schweigen. Sie sog den Rauch ein mit schwachem Geräusch, und ihre Zähne glichen einer kleinen Parade von gleichgroßen Stückchen aus Reispapier, wie sie dastanden, sehr adrett und scharf. Zähne verleiten immer zu gewissen Vorstellungen. Diese da waren herrschsüchtige, gefährliche Zähne. An einem der mittleren klebte ein kleines Tabakkrümchen; es schlang sich herum wie ein kleiner brauner Wurm, und als ich sie aufmerksam machte, entfernte sie es mit dem Nagel ihres kleinen Fingers und betrachtete es. Sie hatte ein großes Talent, nachdenklich dreinzublicken, und diese Fähigkeit war das einzige, was ich zwischen den Zwillingen an Verwandtschaft des Wesens entdecken konnte: Beide waren sie träumerisch. Auf einmal drang von dem zerzausten schwarzen Kopf auf dem Tisch dort ein unverständlicher Wortschwall herüber. Sie lauschte angespannt. Gerald zitterte fröstelnd, während sein Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen begraben blieb.

„Er träumt“, sagte ich. Sie sah mich an, und ich glaubte Tränen in ihren Augen zu bemerken. Ich sah sie zwar nicht herniederfallen; deshalb kann ich nicht darauf schwören. Sie rauchte währenddessen grübelnd weiter.

„Warum läßt Gott so etwas zu?“ fragte sie plötzlich mit einer klaren, starken Stimme, einer äußerst überraschenden Stimme; aber ich schwieg, da ich nichts von Gott wußte.

„Wir wollen gehen“, sagte sie.

„Soll ich ihm sagen, daß Sie dagewesen sind?“

Sie überlegte es sich und sah mich dabei an. „Ja,“ sagte sie, „tun Sie das bitte. Aber nichts weiter, als daß ich hier war. Sie verstehen doch Gerald ... Nun ja.“ Ein Lächeln huschte irgendwie durch ihre Augen. „Er hat eben etwas gegen mich ...“

Wir standen nun auf dem Vorplatz, der zu dem verwahrlosten

Zimmer des Trinkers gehörte. Ich ging daran, das Licht auszudrehen. Ich kam nämlich öfters herauf und drehte Gerald's Licht aus.

„Gerald“, sagte sie plötzlich mit der früheren starken Stimme, so daß ich an die Stimme eines Schulpräfekten denken mußte, die vom Gang eines Schlafsaales hineinschallt. „Gute Nacht, Gerald.“

„Sehen Sie,“ sagte sie zu mir, „Gerald und ich sind die letzten Marchs, und wir sollten doch eigentlich zusammenhalten. Finden Sie nicht auch?“

„Ja, das müßten Sie“, bestätigte ich ernst. Die Hand mit dem großen Smaragd ließ sie an ihrer Lederjacke herunterhängen. „Selbstverständlich müßten Sie das“, wiederholte ich und hob diese Hand zu meinen Lippen. Sie roch schwach nach Benzin, Zigaretten und einem Parfüm, dessen Name mir ewiges Geheimnis bleiben wird.

„Ach, diese lästigen Höflichkeiten ...“, sprach sie etwas ironisch, „und doch, sie sind so angenehm ...“

### 3

Sie stieg, mir langsam voran, die enge Treppe in mein Stockwerk hinunter. Im plötzlichen Aufblitzen meines Streichholzes entblößte sich ein pfenniggroßes Stückchen Fleisch gerade über dem Hacken ihres linken Schuhs, und daß ich dies überhaupt bemerkte, gab mir wieder Anlaß, mich bei der Verworfenheit, die dem Manne eigen ist, zu ertappen. Sie sagte über ihre Schulter hinweg: „Hilary Townshend hat mir von Ihnen erzählt ...“

„Aber nie mir von Ihnen!“

„Oh, das täte er schon, wenn Sie es ihm nahelegten!“

„Darf ich das?“

Dies schien sie jedoch zu überhören. Hilary hatte allerdings einmal, erinnerte ich mich, erwähnt, daß Gerald March eine Schwester habe, doch hatte ich den oberflächlich gehörten Namen Mrs. Storm nie mit ihr in Verbindung gebracht. Einen wirklichen Grund hatte ich nicht gehabt, aber ich hatte mir immer eingebildet, Gerald's Schwester sei irgendwo auf dem Lande als Schulmädchel, zusammen mit einem bankrotten alten Herrn, dem Lord Portairley, dem Onkel Gerald's.

Wir standen nun auf dem Vorplatz vor der halboffenen Tür meines

Wohnzimmers, sie schon wieder mit einem Fuß auf der nächsten Treppenstufe, die nach unten führte.

„Leben Sie wohl“, sagte sie. „Sie waren in der Tat sehr liebenswürdig.“

Sie kam mir sehr nett und sanft vor. Doch schien mir zugleich, als flamme eine feurige Schranke hinter dieser sanften Glut. Kühl bewegte sie sich in ihrem eigenen Feuer. Ich befand mich auf einem anderen Planeten. Hilary hat mir inzwischen mitgeteilt, daß auch er immer dies Gefühl bei ihr hatte; aber es scheint, Hilary hatte dagegen angekämpft, während ich immer unfähig war, einer Empfindung Herr zu werden.

„Leben Sie wohl“, sagte ich.

Ich sah sie nicht mehr an, sondern blickte durch die halboffene Tür in mein Zimmer. Dort drinnen lag mein Leben: ein wüstes Durcheinander, alle gescheiterten Vorsätze, mein einsames und verpfushtes Leben. Es klingt fast aufdringlich, wenn ich sage, daß ich damals recht unglücklich war, aber das spielt nur eine Nebenrolle im Bericht von Gerald March und Iris Storm.

Hier kommt nämlich die Schwierigkeit dieses Berichtes. Unter den vielen Lücken, die er noch aufweisen wird, scheint mir dies die ernsteste und unentschuldigste. Wenn man schreibt, sollte man gut schreiben oder wenigstens eine plausible Darstellung der Ereignisse geben. Trotzdem bringe ich es nicht fertig, hier plausibel zu werden, einfach weil ich nicht weiß, wie das alles geschah. Das heißt, ich habe keine Ahnung, wie sie eigentlich in mein Zimmer kam und sich niedersetzte. Ich hatte sie nicht darum gebeten. Tat sie es absichtlich? Aber Mrs. Storm war eine Dame, die Korrektheit im Benehmen forderte. Sie war eine ... wie soll ich sagen? Ach, ich weiß gar nichts von ihr.

Man sieht, ich mache einen schwachen Versuch, ein plastisches Bild von ihr zusammenzusetzen; aber natürlich gelingt mir das nicht. Sie kehrte fortwährend verschiedene Seiten heraus, die miteinander nichts zu tun hatten. Jede einzelne konnte zu einer anderen Frau gehören; und daß es so war, habe ich mich inzwischen überzeugt. Ich habe Iris hundertmal stückweise wiedergetroffen, leibhaftig mit Augen gesehen, seit ich ihr das letztmal begegnete. Und oft hatte ich an sie gedacht. Mit törichten Gedanken; aber gibt es einen Mann, der einer Frau gegenüber sehr klug ist? Sie kam mir vor wie ein Ge-

schöpf, das, dem Machtbereich einer höheren Instanz entschlüpft, von einem uns unbekanntem Lande in unsre Welt sich verirrt hatte, von einem Land, wo eine andere Gattung von Menschen lebte. Sie waren die Vollkommenheit unsrer Unvollkommenheiten und harrten der Erbschaft, die ihnen aus unserer Welt zufallen wird, wenn wir mit dem staunenswert ziellosen Getue, das wir menschlich nennen, in unseren endlosen Raufereien über Ehre, Moral und Nationalität einander ausgerottet haben werden.

Wir alle haben ein dumpfes Bedürfnis danach, unsere Mitmenschen in diese oder jene Schublade einzuschachteln. Wir wollen mehr oder weniger wissen, was sie sind, um zur Erkenntnis zu kommen, was wir ihnen sein könnten. Aber Mrs. Storm konnte man, selbst wenn man wußte, daß sie Gerald's Schwester war, neunundzwanzig Jahre alt und Nichte dieses Lord Portairley, nicht einordnen. Verzweifelt mußte man sich klarmachen, daß sie nirgendwo hinpaßte, weder in eine bestimmte Gesellschaftsklasse noch in ein bestimmtes Volk. Der schauerhafte Begriff Boheme paßte ebensowenig auf sie wie alle die schauerhaften Begriffe Gesellschaft, Provinzadel, obere, mittlere Klasse oder untere. Mit sich selbst hatte sie ihre eigene teuflische Erfindung auf die Beine gestellt. Aber davon machte sie nicht das geringste Wesen; sie gab sich nur, Wie sie war, mit ruhiger Gelassenheit. Man hatte den Eindruck, sie habe sich außerhalb irgendwelcher Gesetze verbannt; doch welcher Gesetze wohl? In ihren Augen war die weite, helle Landschaft Englands; und doch fühlte man, daß ihr, so wie Mary Stuart, Patriotismus gänzlich fehlte. Zwar verlangte sie Form, aber sie ließ einen mit ihrem kalten Blick und auf ihre kühle, unpersönliche Weise verstehen, daß sie sich außerhalb der komischen, fragwürdigen und nur zu einem Teil kunstvollen Regeln hielt, die wir den guten Ton nennen. Hiermit möchte ich beweisen, warum ich ihr so unterlegen war. Man existierte zwar noch für sie; aber sie bemerkte einen nur bis zu einem gewissen Grade. Diesen Eindruck machte sie, glaube ich, besonders deswegen auf mich, weil ich ein Kind meiner Zeit bin; denn das ist etwas, was kein Mensch verleugnen kann. Bei allem Erfolg – und den muß man haben, sonst kann man sich ja begraben lassen – kann niemand sich über die Zeit, zu der er gehört, hinwegheben. Wie ein Galeerensklave ist man an

das Ruder seiner Periode gekettet, und was man sieht, ist nichts als das zurückgespiegelte Leben der Zeitgenossen. Deshalb fühlte ich mich dieser Frau gegenüber so geschlagen, weil ich als Mann in meinen Begrenzungen einer Frau gegenüberstand, deren Grenzen ich nicht wittern konnte. Sie war zeitlos, um das so bedeutungsarme und zugleich so bedeutungsreiche Wort Mr. Conrads zu gebrauchen. Sie war gewesen, als die erste Frau aus dem schlammigen Chaos der Urzeit kroch, und sie würde noch da sein, wenn die letzte Frau dem unennbaren Ende entgegenwandelt.

„Leben Sie wohl“, sagte ich. Und dann, als ich das Auge von meinem unordentlichen Zimmer, von meinem entzauberten Leben zu ihr hob, war ich plötzlich überrumpelt, weil ihre Augen im Schatten ihres grünen Hutes lachend aufblitzten. „Warum lachen Sie?“ fragte ich, oder vielleicht fragte ich das nicht, vielleicht hatte sie überhaupt nicht gelacht, denn als ich mich von meiner Verblüffung erholte, waren ihre Augen ganz ernst und dunkel wie eine Gruft. Ich stieß die Tür meines Zimmers auf.

„Wie gern hätte ich“, sagte die belegte Stimme, „ein Glas kaltes Wasser!“ Ich ließ sie allein ins Wohnzimmer und drehte den Hahn im Badezimmer an. Lang ließ ich das Wasser sprudeln, freute mich, wie es das kleine Haus mit seinem klaren Rauschen füllte, freute mich am reinen Duft des sprudelnden Wassers, der immer den Duft kühlen Sonnenlichts an sich hat. Dann sagte sie: „Sie haben ein frisches Bad genommen“, und so wurden wir Freunde.

Sie stand zwischen den auf dem Boden herumgestreuten Büchern, wie eine Tulpe mit grünem Kopf, und besah sich die Unordnung. Sie schlürfte das Wasser und blickte wichtig über den Rand des Glases. Ich erklärte ihr, daß ich morgen wegziehen würde; daher stamme die Unordnung.

Wir plauderten.

Die Unterhaltung hatte keine Schwierigkeit trotz des Haufens Bücher, durch den man keinen Schritt wagen konnte, ohne zu stolpern. Man kann überhaupt nie so bequem über Bücher reden, als wenn sie auf dem Boden herumfahren, dann kann man sie mit dem Fuß umdrehen, aufheben oder wieder wegwerfen und muß sich keine überflüssigen Gedanken darüber machen, wo man sie hinstellen soll.

Indes sie schlürfte, schwankte das Wasserglas zwischen ihren Fingern. Ein Tropfen hing wie ein Edelstein an ihrem bemalten Munde. Das war nicht korrekt.

Als wir so in dem Zimmer miteinander sprachen, schien es mir, als wanderten wir auf einem windbestrichenen Hügel. Sie warf einem etwas zu, und man fing oder warf zurück, was man wollte, ganz nach Belieben. Mitunter wurde eine laute Note in ihrer Stimme wieder hörbar, und dann war ich so überrascht, daß ich sie fast besser verstanden hätte, wenn sie sich leise geäußert hätte. Sie hatte gar nichts von der gekünstelten Glätte oder dem krampfhaften Zwang einer jungen Modedame an sich. Man sah sofort, daß sie das nicht war, denn ihr Mund hatte nichts Blasiertes.

Sie hatte etwas, was einen verrückt machen konnte: diesen Geschmack, der unverbildet tastet und doch völlig treffsicher ist. Umsonst hielt man sich vor, daß nichts dahinterstecke; nichts als eine vage Fähigkeit, amüsant zu sein. Manche Worte führte sie im Munde, als prägte sie sie zum erstenmal. Das Wort „nett“ etwa gebrauchte sie in einem ungeheuer weiten Sinn. Sie stellte es auf den Kopf, und es war, als ob sie alles damit auf den Kopf stellte. „Unfein“ gebrauchte sie von Dingen, die sie probiert hatte und die zu hoch für sie waren. Mr. Ernest Bramah z. B. war nicht „unfein“. Aber Miß Clemence Dane war es in „Legend“.

„Oh, oh!“ meinte ich, denn „Legend“ ist für mich ein Gipfel der Literatur.

„All diese Weiber, die nur schwatzen und ihre Sehnsucht zergliedern“, sagte sie. „Ihr Atem riecht nach ... roten Haaren!“ Miß Romer Wilson zählte für sie zu den größten lebenden Schriftstellerinnen, besonders in „The Grand Tour“. Sie gestand Backfischen ein Recht zu, Mr. Locke, Mr. Temple Thurston, Oscar Wilde zu bewundern. D. H. Lawrence war „nett“. „Nett?“ entsetzte ich mich. „Nun, wundervoll“, machte sie auf einmal mit Märchenaugen, so daß ich mir sehr begriffsstutzig vorkam. M. Paul Morand dagegen sei „unfein“, ein „verkorxter“ Schriftsteller.

„Ich hasse das Wort verkorxt“, sagte ich.

„Deshalb“, sagte sie, „gebrauche ich es für Morand. Er ist so eine Abkürzung, wie *nightie* für Nachthemd.“ Ich stimmte nicht mit ihr

überein. Sie mochte Abkürzungen nicht, auch „Lunch“ nicht für „Luncheon“. „Warum hat man es denn so eilig!“ fragte sie. Ich wußte es nicht. Ihrer Ansicht nach war Englisch keine Sprache für Abkürzungen. Sie wollte mein Urteil darüber haben; doch ich blieb bei dem, was ich gesagt hatte. Über Barrie war für sie das letzte Wort gesprochen: er sei wer. „Sie können ihn mir nicht durch ihren Spott vereckeln,“ lächelte sie, „oder dadurch, daß Sie behaupten, er habe Schrullen.“ Sie hatte einmal mit Vergnügen ein Buch von Mr. Compton Mackenzie gelesen, ein Gartenbuch „Guy und Pauline“. Da war Hergesheimer. Sie begann die „Imagisten“ tapfer, aber unaufrichtig zu verteidigen. Schließlich kam es heraus, daß sie nie welche gelesen hatte und über sie absolut im unklaren war. „Die sind auch nur eine Abkürzung für Poesie,“ bluffte ich, „wie *nightie* für Nachtigall.“ Das Buch, das sie vielleicht am liebsten hatte, war „Die leidenschaftlichen Freunde“. Von einem Tisch nahm sie Joyces „Ulysses“, guckte ihn oberflächlich an und ließ ihn dann zerstreut auf den Fußboden unter die anderen Bücher herunterfallen. Ich notierte mir im Geist seinen Geldeswert. Es stellte sich später heraus, daß sie durchaus ohne Sinn für Eigentum war, ob ein Ding nun ihr gehörte oder anderen.

„Komisch“, meinte sie sinnend.

„Was ist komisch?“

„Diese Satiriker sind doch alle häßliche Menschen. Und schmutzig sind sie auch. Weshalb eigentlich?“

„Weshalb?“ fragte ich. „Aber ich bitte Sie ...“

Sie betrachtete mich durch den Rauch ihrer Zigarette. Sie hatte wieder diesen angespannten Ernst. Man kam nie recht dahinter, warum.

„Das Genie“, sagte ich, „hat ...“

„Selbstverständlich das Genie. Aber ...“

„Sie mühen sich ab für ...“

„Ja, das weiß ich. Aber warum sind sie immer so häßlich? Ich meine, diese Satiriker. Man sieht sie im Ausland, im Café de la Rotonde, oder in Rom, Florenz ...“ Im Geist sah ich sie unter ihnen, das kleine weiße Gesicht, die kalten, nervösen, riesigen Augen, aufmerksam und wartend. „Sie heiraten auch gewöhnliche Frauen. Immer und ohne Unterschied. Warum? Und Mann und Frau kleben aneinander,

und für alles haben sie nur grimmige Verachtung. Um das Verachten so als Sport zu betreiben, muß man wahrhaftig riesig häßlich sein und ein schauderhaft reizloses Weib haben. Dann kann man auch uns mit der nötigen Überzeugung sagen, daß wir häßlich sind. Hat vielleicht schon irgendeinmal jemand, der einigermaßen menschenähnlich aussah, Satiren geschrieben? Aber ich glaube, wenn sie nicht so häßlich wären, würden sie auch nicht die Zeit dazu haben, Obszönitäten zu Papier zu bringen. Doch rede ich da nicht lauter Unsinn?“

„Es ist doch absurd, so nach Äußerlichkeiten zu gehen ...“

„Aber sie machen mich wütend“, sagte sie plötzlich mit ihrer lauten und klaren Stimme. „Diese Verächter! Diese schlaun Gnomen mit ihrem Maulwurfsgenie, diese Helden der Wochenrevuen! Diese impotenten kleinen Sudler! Welche Mühe habe ich mir nicht gegeben – und ich wollte sie gründlich kennenlernen und las sie deshalb –, eine wirklich große Verachtungsgeste bei ihnen zu entdecken, so ein reines und wildes Feuer, einen Krater von Verachtung, aus dessen brennenden Rauchsäulen bessere Wesen hätten aufsteigen können, als wir selber sind! Gelesen habe ich, aufgepaßt, gelauscht, wissen wollen, nur das ...“

Ich gab auch meine Meinung dazu. Aber wer bin ich denn? Zum Beispiel sagte ich: „Sie müssen allen Menschen eine gemeinsame Schwäche zugestehen, die sich besonders zeigt, wenn es sich um satirische Schriftsteller handelt. Sie können nicht anders, wenn sie über Frauen schreiben, als es in dem unsauberen Geist von Gymnasiasten zu tun, die darüber konfus geworden sind, daß sie von der ersten Frau, die sich ihnen hingab, nicht den erwarteten physischen Genuß hatten. Aus solchen Enttäuschungen wird das satirische Genie geboren. Sie sollten toleranter sein, Mrs. Storm ...“

Wir unterhielten uns über das Pöbelhafte, Gewöhnliche. Sie hatte eins meiner Bücher gelesen, und ich beklagte mich bitter über meine eigene Gewöhnlichkeit. Ich erklärte ihr, daß man in der Jugend den niederen Instinkten nicht etwa folge. „Zuerst ist man“, versuchte ich ihr begreiflich zu machen, „direkt anmaßend. Je demütiger man ist, desto anmaßender ist man innerlich, aber das schadet nichts. Nicht daß ich jemals wirkliche Demut gekannt hätte. Als junger Mensch hat man vor sich selbst eine furchtbare Scheu. Ohne sie läßt sich über-

haupt nichts erreichen, und doch verliert man sie später, wenn man findet, wie sehr man in allem irrt, was einen selbst angeht. Die Leute sind nur zu bereit, einem diese Irrtümer zum Bewußtsein zu bringen. Daran haben sie Gefallen. Es scheint, sie denken, Hochmut sei tadelnswert. Dummköpfe ärgern sich über ihn, weil sie glauben, man sei dazu nicht berechtigt. Wie können sie aber wissen, ob man eine Berechtigung hat, und was liegt daran, ob es der Fall ist oder nicht? Vielleicht ärgern sie sich auch deshalb, weil auch sie einmal jene Scheu vor sich selber hatten, die sie sich dann, nach dem Evangelium von Bottomley-Kipling-John Bull, herausboxen ließen. So kommt es, daß ein junger Mann, wenn er nicht sehr widerstandsfähig ist, es zulassen muß, daß solche boshafte Narren ihm seinen Stolz nehmen. Er dreht ihm den Rücken, dem Hochmut, den er in Wahrheit hat, und damit seinem besseren Selbst. Er läßt es aus sich herausboxen, genau wie man ihm die Liebe zur Musik in der Schule gestohlen haben mag. Und dann schafft er sich zum Ausgleich den anderen, den falschen Dünkel an, der darin besteht, so zu sein wie alle. Dann hat er den ersten Schritt auf dem unendlichen Pfad der Gewöhnlichkeit getan, von dem es kaum noch ein Entrinnen gibt.“

Sie saß in dem tiefen Korbstuhl, den ich sechs Jahre zuvor von Chelsea mitgebracht hatte, der aber jetzt nicht mehr auf Reisen gehen sollte. Er knirschte unheimlich, als sie sich hineinsetzte, und sie betrachtete ihn verblüfft. „Ach ja,“ meinte sie, „so etwas steckt an ...“

Ich sagte: „Und dennoch haben Sie Unrecht. Im Grunde kommt das Paktieren mit dem Gemeinen von innen. Deshalb hat ein Schriftsteller, der an diesem Punkt angelangt ist, das Gefühl einer Niederlage – ich meine, wenn er von seinem Schreiben leben muß und nicht damit aufhören darf. Es ist nämlich viel schwerer für einen Schriftsteller zweiten Ranges, das Gewöhnliche zu vermeiden, als für das bekannte Kamel, durch ein Nadelöhr zu gehn. Irgendwo rollt sich die Vulgarität in der Seele auf, wie eine häßliche, klebrige Schlange. Sie ist schlangenglatt. Und oft hilft sie einem. Zuerst, wenn man sie spürt, ist man wie hypnotisiert davon, beruhigt sich aber: Das bin ja ich nicht, ich selbst bin ja nicht vulgär! Nachher indessen kommt man sehr gut mit ihr aus. Nur ein paar merken überhaupt, daß sie da ist. Die meisten sind sehr zufrieden damit. Und sie bezahlt sich auch

gut.“

„Die Schlange aus Gold“, sagte sie. „Ein ganz wackeres Reptil. Nebenbei ist es ja auch töricht, Geld zu verachten.“

„Schriftsteller“, fuhr ich fort, und mir war, als habe ich recht, „lieben Geld, liegen auf dem Bauch vor Geld. Ich meine, die mit Erfolg. Die, die ehrwürdig geworden sind, die sich große Namen gemacht haben dadurch, daß sie über die Ironie des Lebens schrieben und die Unzulänglichkeit von Besitz, die populären. Sie treiben Kultus mit Geld, sie hamstern Geld. Sie alle verachten die Reichen und sind gegen die oberen Klassen ergrimmt. Fragen Sie irgendeinen Verleger nach der Geschäftstüchtigkeit eines dieser großen Autoren, die über die Ironie des Lebens schreiben. Sie schachern um einen Sixpence, schlagen Krach wegen eines halben Nickels, und wenn sie eine Freundin haben (Männer, die über die Ironie des Lebens schreiben, müssen ja eine haben), dann geben sie ihr ungefähr so viel im Jahr an Taschengeld wie ein Jude einem Schuljungen. Einem wirklich intelligenten Mann der Mittelklasse kommt ein Leben in Sünde nicht halb so verworfen vor wie ein Leben in Luxus. Ich kannte einen erfolgreichen Autor, der jetzt noch den Anstand hat, sich mit seinem leichtverdienten Geld einen Rausch zu kaufen. In Dingen des Geldes sollte man Takt haben, und man kann das nur dadurch, daß man es zum Fenster hinauswirft. Die Juden zum Beispiel ...“

„Juden“, sagte sie, „sind entzückend. Ich meine, die reichen, und ganz besonders die fetten, die ins Auge fallen. Sie verstehen was von Luxus und Eleganz, und Eleganz ist eine Bezauberung, die der Haut schmeichelt. Heutzutage haben nur Juden Sinn dafür. Juden und Amerikaner. Pelze, Juwelen, weite Säle, vergitterte Terrassen, kostbarer Schmuck, chinesische Seide, Räucherwerk, Myrrhen und Automobile. Die Juden sind , entzaubert, aber ihre Nüchternheit umgibt sich wenigstens mit Phantasie. Luxus, Schönheit des Lebens, Glanz und Geräumigkeit. Sie werden sagen, sie hätten den Hang zum Übermaß. Vielleicht stimmt das, und doch sind sie die letzten Bastionen der ritterlichen Galanterie. Mr. Chesterton rennt hinter ihnen her und brüllt etwas von Bier und vom Papst; aber wenn man es Biersüßeln und dem Papst anheimstellen wollte, die Fahne des Rittertums hochzuhalten, so sähe es übel aus mit der Illusion. Sie werden sagen,

daß die nachsichtige Verehrung der Amerikaner für ihre Frauen an kindliches Gelall grenzt. Aber sie schwatzen nicht bloß und sind milde, sie schlagen sich im Ernst für sie. Sie kämpfen mit Geld, sind tapfer durch ihre Scheckbücher. Sie hasten in die verwegenen Duelle. In märchenhaft früher Morgenstunde sausen sie schon zu ihren Rendezvous, und sie ziehen ihren Scheck so ritterlich hervor, wie je ein zweifelhafter Kavalier sein Schwert zog.“

„Aber die Engländer“, warf ich ein, „haben wirklichen Respekt vor ihren Frauen ...“

„Kann sein“, meinte sie abwesend.

Wir blieben höflich und unpersönlich. Zuweilen knarrte der Korbstuhl unter ihr, und jedesmal betrachtete sie ihn wieder in leiser Überraschung. Zuweilen heulte eine Hupe auf in Piccadilly, oder ein elektrischer Landauer klingelte mit seinen Glocken über Shepherd's Market. Ab und zu erlosch ihre leicht belegte Stimme. Dann schwiegen wir wieder eine Weile. Sie starrte tief in die Augen einer Maske, mit der mir einmal ein russischer Künstler eine Pokerschuld bezahlt hatte und die seitlich an der Ecke des Ofengesimses lag. Ich erwartete, daß sie eine Bemerkung darüber machen werde; denn es war die Gesichtsmaske eines Florentiner Edelmanns, der ein Wollüstling gewesen war. Mir war die Plastik völlig vertraut; aber natürlich gab es Besucher, die sich darüber mokierten. Die Dame im grünen Hut sagte nichts, woraus ich schloß, daß sie alles fatalistisch hinnahm. Es war gut, daß ich das wußte, denn so war ich sicher, nie zu erfahren, wie ich mit ihr dran war.

Endlich kamen wir auf uns selbst zu sprechen. Sie sagte: „Sprechen wir von unseren Freunden.“

„Heute abend“, erwiderte ich, „war ich auf einer Gesellschaft bei den Hallidays.“

„Ach, diese schonungslosen Plebejer! Unter uns, da hätten Sie sich etwas Besseres aussuchen können.“

„Da ist Hilary ...“

„Der Süße! Muß man ihn nicht gern haben? Übrigens habe ich heute“, fuhr sie sehr wichtig fort, „mit dem alten Maurice Harpenden zu Abend gegessen. Wie würde er mich hassen, wenn er wüßte, daß ich ihn alt nenne! Ich bin die ganze Strecke nach Sutton-Marle hinun-

tergefahren, weil er das von mir erwartet, wenn ich nach England komme. Wir sind Feinde und beobachten einander. Er war sehr höflich. Nette alte Männer sind schwierig zu behandeln, wenn sie einen gekannt haben, als man noch so klein war. Sie müßten eine Frau sein, um zu verstehen, was ich meine, oder doch für eine Minute so tun. Danke schön. Wissen Sie, physisch betrachtet sind solche alten Männer vollkommen. Gut geschnittene Züge, lange Beine und eisengraue Haare. Charakter und Anzüge wie bei Robert Hichens. Sie sind sehr höflich, sie haben etwas Rührendes. Warum sind sie aber so? Sie tun so liebenswürdig, wie alle Herren der alten Schule sich der Tochter eines anderen Herrn der alten Schule gegenüber zu benehmen haben. Und doch sind sie Opportunisten ...“ Die belegte Stimme wurde begraben und stand in der dritten Sekunde wieder von den Toten auf. „Ich verstehe die Männer nicht. Ich verstehe auch den Typus der alten Schule nicht, überhaupt, was alte Schule heißen soll. Es kann doch höchstens bedeuten, daß man auf der Schule nie etwas getan hat, außer daß man vielleicht die Schlacht bei Waterloo gewonnen hat. Wenn man die Schule verließ, hatte man als Empfehlung gutes Aussehen und gewinnende Manieren und machte sich meist sehr beliebt bei älteren Leuten. Korrekte Engländer haben ja kein anderes Ideal, als so zu werden wie Generaloberst Sir Maurice Harpenden, mit vielen Orden, und ihre Truppen in die Schlacht zu führen mit jener ritterlichen Unfähigkeit, auf die englische Infanterie-Obersten das Patent haben. Sie unterscheiden gerade noch ein gutes Pferd von einem schlechten. Den Rest ihres Lebens füllen sie damit aus, großspurig herumzusteigen. Sie sehen, ich liebe Maurice nicht. Wir soupierten miteinander, wir sind Feinde, wir beobachten uns.“

„Der alte Herr hat, scheint es, keine Ähnlichkeit mit seinem Sohn. Napier ist ein Heiliger ...“

Der Korbstuhl quietschte. Sie betrachtete mich unter ihrem Hut hervor, ernsthaft wie eine Rothaut. „Es gab einmal zwei Wege, die bei einem bestimmten Baum abzweigten, und als wir beide achtzehn waren, sagte das Leben zu mir: Gehe rechts, und zu Napier: Gehe links. Und so geschah es.“

Ich starrte auf ihren Mund, diesen seidig roten Mund, auf dem unzählige kleine Furchen sichtbar waren, und mein Herz klopfte doppelt

laut, so daß ich fast befürchtete, sie würde es hören. Denn ihr scharfes Flüstern tönte: „Horchen Sie!“ Aber es war bloß ein Uhrenschlag irgendwo in London, der schnelle Schlag einer Uhr.

„Ich muß nun fort“, sagte sie. Aber nicht einmal der Korbstuhl krachte, der grüne Hut lag noch zusammengedrückt an der Lehne, und ihre Augen sahen noch immer tiefgründig über meine Schulter hinweg. Es war nur das Fenster dort. Ich überlegte, ob ich die Vorhänge zuziehen sollte. Aber irgendwie schien es schade, wenn man sich jetzt bewegte. Ihre Augen glänzten wie die eines Tieres. Ganz benommen starrte sie über meine rechte Schulter, und doch war nur das Fenster da. Sie schlief. Dann plötzlich weiteten sich ihre Augen, bis sie schimmernden Punkten glichen, und ihre Lippen sagten: „On a envie.“

Dann machte sie eine Gebärde des Ekels.

Sie sagte: „Es gibt Wünsche ...“

„Großer Gott, das brauchten Sie mir nicht zu sagen!“

„Oh, nicht solche Wünsche!“ Ihre flammenden Augen noch ausdruckslos über meine Schulter gerichtet, verabschiedete sie dir Idee „solcher Wünsche“. Ich hatte meine Zurechtweisung.

„Man nennt es auch“, fuhr sie fort, „den Wunsch nach Ich weiß nicht was“. Man wird schon herausfinden, was es ist, wenn wir und alles Lebende um uns tot sind. Man wird es finden, wenn nur noch die Träume leben, für die wir keine Worte haben. Es ist nicht Schokolade, noch Zigaretten, noch Kokain, noch Opium oder das Geschlecht. Essen, trinken, fliegen, kämpfen, lieben ist es nicht. Ja, die Entzückung der Liebe ist es nicht, noch Kinder zur Welt bringen, obgleich es da Augenblicke wie Edelsteine gibt. Es gibt ein bestimmtes Verlangen, das ungesättigt bleibt. Ich kann dies Verlangen nicht definieren, aber ich weiß, daß es da ist. Das wertvollste Geschenk des Lebens, hat einmal jemand gesagt, ist die Fähigkeit, von einem besseren Leben zu träumen ...“

Während sie ihren grünen Hut achtlos gegen die Lehne preßte, starrte sie, verstummt und abwesend, nach den Namen verschollener Freunde, die, vom Kerzenqualm geschrieben, an der Decke standen. Das Licht der Leselampe auf meinem unordentlichen Tisch, zunächst meinem Ellbogen, küßte ihre Lippe, küßte den unsagbar zarten Flaum

auf ihrer Lippe, so daß er ein paar Minuten lang sichtbar ward, wie ein Garten aus goldenen Stäubchen. Ein Schwert kam mir in den Sinn, das durch all die verborgenen Tollheiten aufblitzte, die in unserem tiefsten Inneren stecken, in der Haft unseres eigensten Selbst.

Ich zwang mich, über sie etwas praktischer zu denken. Sie trug zwei Ringe an ihrem Ringfinger. Einen schmalen Reifen von Platin und einen schmalen Reifen von Gold. Ob sie wohl zweimal geheiratet hatte? Ich versuchte, mir ihre Männer vorzustellen. Sicherlich waren es große, stattliche Männer. Sicher war sie leidenschaftlich in sie verliebt, voll hündischer Anbetung. Äußerlich waren sie sehr höflich zu ihr. In Gedanken sprangen sie ziemlich derb mit ihr um. Sie schliefen schnell ein, und sie selbst lag wohl noch lange wach in die Nacht hinein und streichelte ihre Brüste, weil man ihr weh getan hatte. Manchmal würde sie nachsinnen, und manchmal nicht. Und eines schönen Tages würde sie untreu werden, und der große stattliche Mann, ihr Gemahl, würde um Entschuldigung bitten, daß er sie nicht besser verstanden habe. Doch dann würde sie mit kaltem Blick erwidern: „Da ist nichts zu verstehen. On a envie.“ Dann würde er sagen „Oh!“ und bei ihrem Rechtsanwalt die Scheidung einleiten.

„Ich versuchte eben,“ sagte ich, „mir Ihren Mann vorzustellen.“

Der Stuhl krachte, und unter dem Schatten des Hutes hervor blickte mich ein blaues Auge an, wie ein blauer Stein, der im Feuer geblüht ist. „Zwei“, sagte sie. „Sie sind tot.“

Ich wunderte mich, was sie eigentlich sah, während sie über meine Schulter blickte. Sie hatte eine fremdartige, unsichtbare Gesellschaft, diese Dame. Sie wanderte durch unmeßbare Weiten, ließ Flammen von Steinen aufrauschen und schuf Berge in Maulwurfshügel um. Plötzlich entfaltete sich die Kopfschrift einer billigen Zeitung von zwei Jahren vorher in meinem Kopf, tauchte deutlich aus meinem Gedächtnis auf, durchpeitschte es mit dem Namen Storm. Ich hatte keinen Zweifel, daß dies ihr zweiter Mann gewesen sein müsse. „Ein Inhaber des Victoriakreuzes ermordet. Sinnfeiner töten Captain Storm V, c. Lassen ihn an der Straße liegen mit fünf Kugelwunden.“

Plötzlich sagte sie: „Ich bin ein ganzes Haus voll von Männern.“

„Was? Nicht möglich.“

„Voll von ihren Wünschen, Niederlagen und Toden. Wahrhaftig,



ja. Damit lade ich natürlich eine große Verantwortung auf mich. Ich habe dagegen auch Klagen eingereicht, aber es hilft nichts. Ich bin ein Haus voll von Männern. Weh mir, weh mir! Ach, mein Lieber, es gibt einen Fluch, einen sichtbaren Fluch. Den tragen wir, die Marchs. Das werden Sie eines Tages in meinen Augen sehen, und ich werde Ihnen leid tun.“

„Sie dürfen doch nicht an einen Fluch glauben“, sagte ich. „Mein Gott, ein Fluch!“

„Den Marchs bleibt nichts erspart. Das ist der Fluch.“

Ihre Augen waren stärker als die meinen, so wie der Wind stärker ist als die Luft, und immer war der Zauber weiter, offener Flächen in ihnen. Ich sah hinunter, und tief unten, wie zwei Perlen im Staub, schimmerten zwei Knöchel, mit Seide bezogen von der Farbe des Tageslichtes. Ich dachte an ihr Geschick und an sie. Ich dachte an Fäulnis, an Fluch, an Tod, an Leben, an Liebe und an die Entzückung der Liebe. In Gedanken ergriff ich das Schwert, das mir innerlich vorschwebte, mit beiden Händen, aber ich war nicht stark genug, um es zu heben. Ich dachte an die Glieder der Aphrodite, die Seufzer der Anaitis, den verzückten Aufschrei der Wollust. Ich dachte daran, wie reizend Männer sein müßten, wenn sie sich in ihren Handlungen so hübsche Ungezogenheiten erlauben dürften wie in ihren Vorstellungen. Ich sagte: „Und so kann das Haus der Marchs, verfehmt und verflucht, seinem Schicksal nie entgehen?“

„Ja,“ sagte sie sehr vernünftig, „es kann es doch. Dadurch, daß wir nicht schwach genug sind, um so heftige Wünsche zu haben.“

„Ich verstehe“, sagte ich.

„Das freut mich“, sagte sie ernst. „Wir lauschen Stimmen, die uns Träume zuflüstern. Während wir lauschen, tun wir verkehrte, schwächliche Taten. Ein Teil von uns ist kleinlich und schmutzig, der andere aber horcht den Traumstimmen. Ich denke, mein Vater war einer der liebenswertesten Leute seiner Zeit, so wie Napier jetzt. Aber natürlich benimmt sich Napier entsprechend. Ein Polizist hat eines Morgens meinen Vater auf der Türschwelle des Hauses gefunden, das wir damals am Cambridge-Square besaßen. Er erklärte immer, daß er nie' betrunken sein würde, bis er seine Augen schließe, und diesmal hatte eine Lungenentzündung ihm die Augen zugemacht. Er machte

sie nur einmal noch auf, um Gerald und mich anzusehn. Wir waren beide sechzehn Jahre alt. Er lächelte, weil er nicht anders konnte als lächeln. Außerdem war er endlich wahrhaft glücklich. Nehmt euch vor Träumen in acht, sagte er. Horcht nie auf, wenn die Wolken über eure Köpfe ziehen, damit ihr nicht unter die Walze kommt. Sympathisiert nicht mit dem Mond, wenn er sich seine stumme Litanei vorsingt, wie ein Leichnam so kalt, einsam und blind. Sonst werdet ihr schwindstüchtig. Träumt euch nie eine Welt zurecht, in der Männer Männer und Frauen Frauen sind, sonst werdet ihr verrückt ...“

Ihre rechte Hand hing schlaff über die Armlehne des Sessels. Sie war ein ganz klein wenig beschmutzt, und die Fingernägel schimmerten wie rosa Elfenbein. Der Smaragd an dem dritten Finger hielt meine Blicke lange gefesselt. Sie lächelte über diesen Blick, und während sie dalag, tauchten ihre Augen falckenartig zu dem Stein hinab. Dieser Falckenblick ihrer klaren Augen erhob mich aus mir selber, und ich dachte an die erbarmungslose Verständnislosigkeit des Lebens, das ihr die sichere Ruhe einer Ehe nicht gegönnt hatte.

„Er sitzt ein bißchen locker“, sagte sie.

„So kam es mir auch vor. Er ist wunderschön. Fürchten Sie nicht, daß er hinunterfällt?“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte verschmitzt. Ihre Kindlichkeit hatte nichts Störendes. Sie blieb immer dieselbe. „O nein! Ich biege den Ring mit meinem Fingerknöchel zurecht. Und so, sehen Sie, fällt er nicht hinunter ...“

„Aber das klingt ja wie ein geheimes Komplott!“

„Es ist ein Gesetz“, sagte sie. „Vier Gesetze gibt es, die man verschiedenlich benennen kann. Das erste, entgegen allen früheren Behauptungen, besagt, daß eine Blume weniger schön ist, weil sie sterben muß. Das ist ein religiöses Gesetz, das es sich auf die Wertlosigkeit des Vergänglichen bezieht. Sie wissen doch, was ich meine. Das zweite Gesetz hat irgend etwas mit der Tatsache zu tun, daß langbeinige Männer armselige Liebhaber sind. Das ist heidnisch. Das dritte ist eine Mahnung an die Frauen, niemals einem Ehrenmann zu trauen, da er sicher zwei Freundinnen dient. Das ist für liebende Frauen ein gesundes Vernunftgesetz, denn es bewahrt sie vor Enttäuschungen. Das vierte hat mit diesem Ring etwas zu tun, der, weil es Jehovah so

gefällt, ein bisschen locker sitzt.“

„Sie haben mächtige Freundschaften, Iris Storm!“

„Ah, ich bedarf ihrer auch. Verlangen ist ein Kind mit hungrigen Augen, das von einem Drachen belauert wird. Dieser Ring ist ein Amulett gegen Drachen.“ Die leichtbelegte Stimme träumte. Die Stunde lockte dazu. Sie verschleierte unbehagliche Dinge durch ihr flüchtiges Geplauder. „Ich nannte ihn Jehovah, weil er ein eifernder Gott war. Ich könnte ihn damit necken, daß ich behauptete, ich müsse eifersüchtig auf ihn sein; denn bringe es nicht auch ein Ehrenmann fertig, zwei Frauen zu dienen, indessen ehrlose Frauen immer nur einem einzigen Gott dienen? Aber er war ja nie ein Mann von Welt, und der Unglaube der Menschheit hat ihm so zugesetzt, daß man darüber lachen könnte, wenn man ihn einstmals nicht gar so verwöhnt hätte ...“

„Und so schenkte er Ihnen den Smaragd, damit er gegen Sie zeugen solle und Ihre Schwachheit beweisen?“

In ihren großen Augen, die an der Zimmerdecke hafteten, dämmerte ein Lächeln auf wie eine ferne Woge von Musik.

„Stellen Sie sich“, so träumte die heisere Stimme, „eine Nacht in Algerien vor. Einen Hügel und einen Garten auf dein Hügel ...“

„Das Hotel St. George, Mustapha Supérieur, Algier –“

„Ah, vergessen Sie die America-Bar nicht!“

„Und die goldenen Gefäße von Benares ...“

„Und die Heizapparate, die zu sehr gluten oder zu kalt sind ...“

„Und die arabischen Teppiche in der Victoria-Street ...“

„Und amerikanische Schuhe mit niedrigen Absätzen ...“

„Und die Leidenschaft, Ansichtspostkarten zu schicken ...“

„Das tägliche Kalbfleisch nicht zu vergessen ...“

„Und eine Abendgesellschaft in Gala jeden Sonnabend ...“

„Und die bestangezogene Frau ...“

„Von Tunbridge Wells ...“

„Oder nehmen Sie statt dessen einige rote oder purpurne Blüten vor einer gelben Mauer, Orangen, ein oder zwei Weiber von Tanger, drei Gazellen auf einem Tennisplatz, Mohnblumen so hoch wie Chorknaben, Kakteen, Palmen und die pyramidenförmige Zypresse. Und beobachten Sie, mein Freund, zwei Schatten, die durch den un-

heimlichen Schatten der Zypresse wandern, die dort im Garten steht wie eine dunkle Fackel, die alle Träume verscheucht. Nacht ist es, habe ich Ihnen das schon erzählt? Weh mir, wird sie nun, die dort wandelt, jemals ihrer Liebe abtrünnig werden, wird sie je ihre Gelübde zuschanden machen, die mit so theatralischem Pomp in der Kapelle des Westminsterdoms vor einer Versammlung abgelegt wurden, in der die ganze Verwandtschaft ihres Gatten durch Abwesenheit glänzte? Nein, ihr Herz ist vertrauensvoll, es duftet von der Süßigkeit & Honigmonds, und sie weiß, was sie weiß. Und doch – ist das nicht traurig? – muß es ein Gefühl der Verlassenheit in ihr geben, das Männer ihr entfremdet: Denn der, der damals mit ihr durch den Schatten der Zypresse wanderte, verstummte im Schweigen des Zerstörers, so daß ihr Herz aufschrie: der Name, den er trägt, ist falsch! In seiner Ferse saß der tödliche Pfeil des Argwohns. Es war am Weihnachtsabend. Nach, ein wenig Konversation, die hin und her irrte, sagte er: Hier hast du ein Geschenk, Lieblich’, und schenkte mir diesen Smaragd, der Ihr freundliches Gefallen erregt. Aber der Ring ist ein bisschen zu weit für mich’, meinte ich. Er kann von meinem Finger fallen. Siehst du?’ – ‘Ja, vielleicht fällt er hinunter’, sagte er. Aber wenn du vorsichtig bist, Lieblich, denkt er nicht daran, hinunterzufallen. Du brauchst nur deinen Fingerknöchel rechtzeitig zu biegen.’ Da weinte ich und war ganz elend, denn damals war ich noch nicht zerbrochen und hatte noch Furcht, er könne an mir zweifeln. Und ich schluchzte: ‚Hector Storm, was meinst du damit?’ – Ich meine damit, Iris, daß du so bist wie dieser Ring ...’ – Schön, aber locker, Hector? Ich fürchte die Danaer ...’ – Willst du nie ernst sein, Iris? Ja, du gleichst diesem Ring. Du mußt ihn immer am dritten Finger deiner rechten Hand tragen. Und wie dieser Ring herunterfallen kann, Iris, so kannst auch du fallen; denn von dieser Art Frauen bist du. Aber wie dieser Ring vor dem Fall bewahrt werden kann, so kannst du dich selbst davor bewahren. Ach Gott, mein Leben ist Finsternis ohne dich, so liebe ich dich, und mit dir ist es eine Hölle, weil ich dich so liebe!’ Er sagte mir noch viel mehr, was man nicht erwähnen kann, und ich habe daraus gelernt. Denn nur dadurch, daß sie ihren Gatten in den Momenten der Intimität zuhören, lernen wohlherzogene Frauen gewisse gute alte englische Worte kennen. Und obwohl ich

ich mich bitter darüber beklagte, er sei ungerecht gegen mich, weil er meinte, meine Bindung an ihn sei doch nicht stärker, als wenn mein Handgelenk an einen Stern gekettet sei, blieb er dabei, meine Beständigkeit sei nur Treue zur Unbeständigkeit; und ich wurde müde und ging zu Bett. Aber schauen Sie! Bitte, schauen Sie her! Ach, die Zeit ist unhöflich! Ich muß nun aber wirklich fort!“

Ich löste meine Augen von den ihren. Die Morgendämmerung hatte ihr graues Taschentuch über das Fenster gebreitet. Es war bloß ein Schatten der Dämmerung, der durch die Nacht wehte, ein geisterhafter Hauch, aber es tagte wirklich. Und diesmal wußte ich nichts zu sagen, denn kann man den Tag ignorieren, der in seiner weiten, elementaren Sprache Vernunft anbefiehlt?

Der Stuhl krachte und krachte. Sie ging jetzt bald, unweigerlich. Ihr Gesicht war ernst, und sie war damit beschäftigt, den grünen Hut im richtigen Winkel aufzusetzen. Ich prüfte das Schwert, das ich in Gedanken sah. Immerfort krachte noch der Stuhl, und dann plötzlich wurde das Geräusch von einer erschrockenen Stille verschlungen. Unsere scheuen Blicke fielen gemeinsam auf den Smaragd, der auf dem Fußboden lag wie das Echo meines Kusses, eines erschlichenen Kusses. Sie erzitterte schwach, dann richtete sie sich auf und wurde sehr stolz, stolz und unerreichbar wie der Abendstern. Ihre Augen, dunkel wie eine Gruft, sahen verloren drein, als ob sie sich in einem Labyrinth verlaufen habe. Ich steckte mir eine Zigarette an, und meine Kehle war trocken, wie zugeschnürt.

Es ward ihr schwer zu sprechen. Das überraschte mich. „Nein, nicht das“, sagte sie und schüttelte den Kopf. „Bestimmt nicht. Bitte meinen Ring.“ Herrisch wies sie mit dem Finger auf den Fußboden, aber in ihren Augen war die klagende Ratlosigkeit einer Nonne, die in einen Vorkreis der Hölle geraten ist. Um mir die Berechtigung zu erkaufen, dort ihr Genosse zu sein, verkaufte ich wiederum mein Seelenheil, indem ich ihr einen Handkuß gab. Aber es war, als fröstle ihr Körper in einer Tortur, und es schien., als zerbeiße sie ihre Lippe von innen.

„Dies soll keine Bedeutung haben“, sprach sie kalt.

„Ich weiß“, sagte ich.

Sie atmete tief und preßte die Hand auf ihre linke Brust, als ob sie

ihr weh tue. Ich glaube, meine Küsse müssen ihr sehr weh getan haben. Sie dauerte mich. Sie bewegte den Kopf, als ob sie in einem Käfig gefangen sei, und dann war sie still wie eine abgeschnittene Blume. Zwischen uns schob sich die Krempe des grünen Hutes, und wir fühlten uns schrecklich einsam. Ihre rechte Hand pendelte nackt über die Lehne des Stuhls. Ich war gerade dabei, den Smaragd aufzunehmen und an ihren Finger zurückzustecken, als es vorsichtig von unten klopfte.

Es klopfte das zweite oder dritte Mal, und jedesmal war es weniger rücksichtsvoll. Ich erkannte, daß es der Polizist auf der Runde war, der zweifellos den Wunsch äußern wollte, man möchte den Wagen an seine richtige Stelle schaffen und nicht da mitten auf der Straße stehen lassen. Es war nicht klar, ob sie das Klopfen oder meine Bewegung gehört hatte, denn sie verbarg ihr Gesicht. Als ich zur Tür gelangte, drehte ich das Licht aus. Der Dämmerchein des Morgens fiel auf ihren grünen Hut, aber sie war starr wie ein Monument von Stein. Sie sagte etwas Unverständliches, und ich ging hinunter und beruhigte den Polizisten, den ich als liebenswürdigen älteren Mann kannte.

„Mein Bruder ist bei mir,“ sagte ich, „aber er geht sofort.“ Shepherd's Market enttauchte langsam der Dämmerung, geheimnisreich und verhangen noch von den Schatten der Nacht. Hie und da trat ein beleuchtetes Fenster an der dunklen Masse des Camelot-Hauses hervor. Das große Auto stand klotzig dort, Zeiten überdauernd, halb enthüllt vom Morgen, und der Flug des silbernen Storches war noch unsichtbar. Die kleinen Geräusche der Frühe regten sich scharf, und die Lampen trugen bleiche, müde Gesichter. „Es geht auf Herbst“, meinte der Polizist.

Ich trat wieder in meine Stube und sagte kühl: „Schade, Sie müssen nun wirklich gehen, weil ...“ Das Zimmer war leer. Das steinerne Monument hatte sich in Luft aufgelöst. Vom Teppich her, der im ersten Licht schwamm, grinste mich das Chaos des Zimmers an. Dies alles glich einem Höllenvorhof, sinnlos eingekeilt zwischen Tag und Nacht. Dieser Raum, mein und ihr Leben, alles wurde sinnlos, Stärke, Torheit, Tapferkeit. Die Hunderte von Büchern lagen in einem schmutzigen Haufen auf dem Fußboden, die herrliche Weisheit der

Welt, die ein so fragwürdiges Nichts geschaffen hat, wie wir Menschen sind.

Eine schier katholische Wut gegen Frauen packte mich. Trotz aller zerschlagenen Jugendillusionen, trotz der Ansteckung mit Unreinheit, obwohl ich Verbrechen gegen Liebe beging und sie Liebe nannte, hatte ich noch einen romantischen Kult für die Gefährtin meiner Seele. Romantik war mehr als eine törichte, schlanke Göttin, die von einer Marmorsäule herniederstieg. Romantik war mehr als ein Freipaß, mit umwölkten Augen schamlos zu sein. Romantik war nicht der Blutstrom, der durch die fleischigen Pforten des Herzens stürzte, sie fror nicht beim Judaskuß, umklammerte nicht in knabenhafter Gedankenlüsternheit weiße, zitternde Glieder. Romantik war all das und war um so vieles größer, wie eine Religion größer als eine Kirche ist. Für diese Romantik, die letzte Vision des Menschenverstandes, war das Geschlecht an sich der langweiligste Verdruß, der die Menschheit je um ihre Erbschaft betrogen hat. Und nun sollte die Frau dort etwas von der glitzernden Täuschung dieses langweiligen Übels auf mich laden. Ich sollte die Gefährtin meiner Seele um den Preis eines Smaragdes verkaufen, der hinuntergeglitten war; die Frau da sollte sich meines Geists bemächtigen, sogar meines Lebens, zum Entgelt für jenes läppische kleine Vergnügen, das Liebe nötig hat, um es über die unvergleichliche Dummheit dessen zu erheben, was wir mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit außer Zivilisation den Sexualakt nennen.

Ich nahm den Smaragd vom Fußboden auf, und er lächelte in meiner flachen Hand.

In der halben Finsternis des Schlafraums lag sie zusammengezogen auf dem Bett. Ihr zartes Atmen schien nur dazu da, um die Stille zitternd zu unterstreichen. Dann auf einmal hüstelte sie, ihr gewohntes Raucherinnenhüsteln, und das gab mir meine Zuversicht wieder. „Iris Storm“, sagte ich. Aber ich wußte selbst nicht, ob ich gesprochen hatte. Die zerbrechliche Stille blieb ungestört. Sie schlief.

Jetzt erst vielleicht kam mir zum Bewußtsein, daß sie schön war. Sie schlief. So unverzagt konnte nur Schönheit sich gebärden. Sie lag auf der Seite, in einer durchaus sorglosen Stellung. Der grüne Hut war fort.

„Iris“, sagte ich. Ihr Haar war dick und lohfarbig, gewellt wie Musik, und die Nacht hatte sich in den Wellen ihres Haares verwirrt. Es war wie das Haar eines Knaben von der offenen, klaren Stirn zurückgeworfen, von dieser freien, klugen, reinen Knabenstirn. Und wie klug! Gelblichen Ährenbüscheln gleich tanzte das Haar seinen formellen Tanz auf der einen Wange, die ich sehen konnte, und die Spitze eines durchstochenen Ohrläppchens spielte darin wie eine Maus im Kornfeld. Oberhalb des Nackens starb ihr Haar einen sehr tapferen Tod, auf männlichere Weise zurechtgeschnitten und gemordet, als jemals Pagenhaar es erleiden mußte. So kommt es, daß Iris Storm die erste Engländerin war, die ich mit einem Bubikopf sah. Dies geschah 1922.

Ich wurde mir klar, daß ich keine Ahnung hatte, wie ich mich in dieser Situation verhalten müsse. Lassen wir es so, dachte ich, spielen wir das Geduldspiel zu Ende; und ich zündete mir eine Zigarette an. Aber die Nacht in ihrem lohfarbenen Haar schien ein Versprechen zu bergen; es roch, wie Gras im Feenlande riechen mag, und immer umschwebte sie der geheimnisvolle Duft. Ihr Mund stand offen wie eine Blüte, und die Haut in dem Tal zwischen Wange und Nase war ein wenig glänzend. Ich betupfte den Fleck mit ein bißchen französischem Puder auf einem Taschentuch, auf das sie, wenn sie erwachte, eine bessere Meinung von sich haben sollte als ich. Ihre Nase war klein und gerade, mit einem kaum bemerkbaren Bogen, und die Spitze zitterte ein wenig, wenn sie atmete. Die Lederjacke, die sie pour le sport trug, mit dem hohen, nerzbesetzten Kragen, stand vorn aufgeschlagen, und über den Brustteil ihres dunklen Kleides marschierten fünf kleine rote Elefanten einem unbestimmten Ziele zu. In der Gegend ihrer Füße lag ihr Hut neben meinem.

Vorsichtig, vorsichtig und sacht wie mein eigenes Phantom (denn war ich nicht jetzt besser als mein Ich?) steckte ich den Smaragd wieder an den dritten Finger ihrer Rechten. Haar, das nicht meines war, schmiegte sich gegen mein Ohr, Finger, die nicht die meinen waren, nahmen mir die Zigarette fort, Zähne, die nicht die meinen waren, bissen meine Lippe, und wo die roten Elefanten einem unbekanntem Ziel entgegenmarschierten, regten sich Brüste, schattenvoll. Und eine Stimme, hell und stark wie Tageslicht, sagte: „Genug von

dieser Hölle!“

4

Die Leute, die den Umzug leiteten, hatten von all dem Wanderschmuck des Wohnzimmers nur einen Spiegel in einem alten Goldrahmen dagelassen, der über dem Kamin hing. Meine Mutter hatte mir einst ein Ölgemälde geschenkt und gesagt: „Das wird sich in deiner Wohnung hübsch ausnehmen.“ Aber ich in meinem Stolz hatte gedacht, ein Spiegel werde in den Rahmen besser passen.

Nun stand sie davor.

„Wie spät ist es?“ fragte sie ihr Spiegelbild, und ich sagte ihr, es sei zehn Minuten vor sechs.

„Haben Sie einen Kamm?“ fragte sie ihr Spiegelbild, und glücklicherweise hatte ich einen, der nicht mir gehörte. Sie betrachtete ihn und wußte, daß dem so war.

„Danke“, sagte sie zu ihrem Spiegelbild.

Der Glanz ihres lohfarbigen Haares spottete des nebligen Tageslichts, und als sie mit der offenen Handfläche an der Stirn den Kamm nach hinten führte, gleißte es wie Tigerfell und regte meine Phantasie an: Tiger, Tiger, deine Pracht flammt im Urwald auf zur Nacht ...

In der fünften Schulklasse war ich zusammen mit einem großen, kaltblütigen Kerl namens Dwight-Rankin; er ist auf Gallipoli gestorben. Er saß auf der Bank gerade vor mir. Er hielt es mit der Mode, kittete sein Haar mit Pomade nach hinten, und sein Hals war rein und fleckenlos wie der eines Mädchens. Ich sann oft minutenlang darüber nach, ob man, wenn man den goldigen Flaum am Rand seines Haars, hoch am Nacken berührte, das Haar noch fühlen würde oder nur die Haut. Ihr Hinterkopf machte mir denselben Eindruck, er war genau so, nur war das Haar trocken und tigergelb.

Sie fuhr mit dem Kamm durch die tanzenden Locken auf ihrer Wange, so daß sie wie stumme Glocken erbeben. Es ist eine bekannte Sache – Essayisten, die geistvoll über Frauen schreiben, nennen es „Caprice“ oder „Instinkt“ –, daß jede Frau ihrem Spiegelbild dann und wann eine Grimasse schneiden muß. Aber sie tat es nicht und hatte es nicht nötig. Sie war unberührt, unbefleckt, unantastbar für die

Niedrigkeiten der „leg femina“. Sie war wie ein Turm der Schönheit im Weltenmorgen. Sie, die außerhalb der Gesellschaft ihren Platz hatte, war überlegen dem nach ihr geborenen Zwang, von Natur eine Herrscherin. Sie war schön, ernst und stolz. Wie schön war sie zum Beispiel jetzt! Es war gleichsam eine Blasphemie von ihr, daß sie jetzt so schön war, in so wohlgeordneter Lieblichkeit dastand, weder schamhaft wie eine Jungfrau noch schamlos wie eine Mondäne. Sie hatte nicht jenen Nachtriller der Weiblichkeit nach einer Schäferstunde, noch schürte sie die Asche erstorbenen Begehrens auf. Es war Blasphemie in ihr, wie wenn ein Pfau melodisch singen wollte.

Ihr Schweigen ging mir auf die Nerven, und ich sagte, was mir gerade einfiel. Sie guckte mich oberflächlich über die Schulter an. Es schien mir, als sei sie ein Mann, von einer furchtloseren Sorte, als Männer sind. Was würde sie jetzt wohl sprechen?

„Meinen Hut, bitte“, sagte sie. Ich merkte, daß ich ihn in der Hand hielt. Mit ihrer Linken stülpte sie sich ihn auf den Kopf und ließ ihre Hand darauf liegen, während sie sich gespannt im Spiegel betrachtete. Ihre Augen im Spiegel machten mich erstarren, sie waren wieder wie kalte, blaue Steine, ausdruckslos, von der Verschlagenheit eines Raubtiers.

Mit zwei Fingern ihrer Linken zog sie die Krempe über ihre linke Braue langsam hinunter. Sie sagte: „Ich glaube, ich habe meinen Puder im Nebenzimmer gelassen. Wären Sie so gütig?“ Ich brachte ihr die weiße Schachtel aus Jade und die schwarze Onyxdose. Sie puderte sich gleichgültig.

„Adieu“, sagte sie. Sie streckte mir die Hand hin, und ihre ausdruckslosen Augen ruhten in meinen. Sie kamen mir wie die Köpfe zweier Nägel vor; an die sie sich hatte nageln lassen. Man tat ihr offenbar einen Gefallen, wenn man sie schnell gehen ließ, einen Gefallen, den ich ihr nicht hätte erweisen dürfen, wenn ich eine Frau gewesen wäre und sie ein Mann.

„Adieu“, sagte ich. Und plötzlich preßte ihre Hand die meine, und sie gab ein nichtssagendes, mürbes Lachen von sich.

„Schade“, sagte sie, und die Augen unter der Hutkrempe weiteten sich plötzlich.

„Sehen Sie?“ flüsterte sie. „Sehen Sie?“

Aber ich konnte nichts sehn als ihren Schattenriß, gegen die künftigen Tage gehalten. Ich sagte: „Wir haben am falschen Ende angefangen, können wir nicht zurück?“

„O nein!“ flüsterte sie. „Darum handelt es sich gar nicht. Sie verstehen nicht ...“

Plötzlich sprudelte ich eine lange Rede hervor.

Während ihre Hand in meiner liegen blieb, schien sie gefesselt zu sein von etwas, das sich hinter meiner rechten Schulter befinden mochte. Dann kam eine solche Furcht in ihre Augen, daß ich aufschrie: „Was ist denn?“

„Das Tier“, lispelte sie voll Furcht. „Nur das Tier ...“

Das Wort, das ich sprach, ging in dem Dröhnen eines Autobusses unter, der durch die Whitehorse-Street nach Piccadilly polterte. Sie nahm ihre Hand sanft aus meiner. „Ich träume nur“, sagte sie, „von einem Tier.“

Sie lächelte.

„Das ist alles“, sagte sie.

„Ich verstehe, daß man bedauern kann“, sagte ich, „aber ...“

„Ach, wir können es ja verstehen, Sie und ich! Wir sind so alt wie Sand ... in diesem Augenblick.“

„Aber Iris Storm, wenn Sie bedauern, so tragen Sie eine Narbe davon!“

„Ich bedaure nichts“, sagte sie ruhig. „Ich schäme mich.“ Sie ergriff meine Hand wieder fest. „Sie müssen mir verzeihen. Das hätte ich keinem anderen Mann sagen können. Bitte, Sie dürfen sich nicht schämen, weil ich mich schäme! Aber Sie haben einen kalten Verstand, Sie sind entzaubert. Sie werden verstehen. Als ob man sich durch menschliches Verstehen beschmutzt fühlen könnte! Sie sehen, ich bin nicht, was Sie denken. Ich bin keine Frau, die in Ihr Leben gehört. Ich bin nicht die stolze Abenteurerin, die Männer spaßeshalber in Rührung versetzt, die törichte Dame, die sich schlecht benimmt, um sich zu amüsieren. Ich stehe noch tiefer. Ich zerstöre meinen Körper, weil ich muß, ich hasse das Ding, das ich bin, ich verabscheue mich ...“

Die atemlose, bedeutungsschwangere Stimme schien wie ein kleiner Vogel mit gebrochenen Flügeln zu Boden zu fallen, und als sie

sich wieder emporarbeitete, sagte ich: „Sie sind wie ein Knabe nach seinem ersten Liebeserlebnis.“

„Ach, wenn es nur knabenhaft wäre!“ Und sie nahm aus der Tasche ihrer Lederjacke eine goldene Schminktube, brach sie entzwei und starrte wie mondsüchtig auf das karminrote Schminkstückchen.

„Keusch geboren zu sein, ist für eine Frau ein Vorteil. Ich habe etwas für Keuschheit übrig. Für Reinheit würde ich mein Leben geben, in der Theorie.“ Sie schminkte sich die Lippen. „Ja, mein Leben. Es kommt mir ohnehin nicht drauf an zu sterben, aber für Reinheit müßte es doppelt so schön sein ...“

Ich gab meine Meinung dazu.

„Ja“, sagte sie, als ob nichts an ihr Ohr gedungen wäre. „Es tut nicht wohl, einen heidnischen Körper zu haben und eine puritanische Gesinnung, wie ich. Das ist eine Hölle für den Körper und ein Schrecken für die Seele. Man hat Träume, in denen Tiere vorkommen. Durch die bemakelte Einsamkeit des Verlangens schreiten glänzende Träume, in der makelvollen Einsamkeit der Reue treiben sich die Raubtiere umher. Adieu.“

„Heißt das denn auf immer Adieu?“

Sie blickte mich an mit einer fremdartigen, dunklen Freundlichkeit und nickte.

„Weil ich mich schäme“, sagte sie. „Aber wenn Sie anders wären, hätte ich Sie gern zum Freund ...“

Ich unterbrach sie, aber sie überhörte es und sagte: „Ich habe nur einen einzigen Geliebten. Aber ich weiß das nur deshalb, weil ich immer fühle, daß ich ihm untreu bin. Es täte mir wohl, wenn ich wirklich schlecht wäre, aber ich bin nicht einmal das. Ich benehme mich nur falsch. Ich werde Sie wiedersehen, wenn ich meine einzige Liebe gefunden habe. Oder ich werde Sie wiedersehen, wenn ich die Berechtigung habe, für Reinheit zu sterben. Ich werde es Sie wissen lassen, damit Sie dann dort sein können. Gott segne Sie, mein Lieber.“

Und ich sagte, das habe er schon getan, dadurch daß er mich mit ihr gesegnet habe.

Sie wurde sehr weiß. „Das soll niedergeschrieben werden“, flüsterte sie, „als das Gebet des einzigen Mannes, der es fertigbrachte,

eine Frau ob ihrer Scham zu beschämen.“

„Die Zeiten der Abenteuer, Iris Storm, sind für mich vorüber. Ein paar Jahre früher würde ich mir nichts dabei gedacht haben, wenn Sie so verschwunden wären, wie Sie kamen, in das große Loch hinein, das London heißt. Leute, die sich auf Abenteuer verstehen, machen das, denke ich, gewöhnlich so. Doch jetzt möchte ich eine Spur von Ihnen im Auge behalten. Sie dürfen mich nicht ganz wieder verlassen. Wenn ich Sie auch nicht wieder sehen darf, darf ich nicht vielleicht zu Ihnen sprechen? Oder wenigstens, das ist für mich die Hauptsache, das Gefühl haben, daß ich es wagen dürfte?“

Sie sagte, sie sei nur geschäftlich jetzt in London, nur für ein paar Wochen, und sie lebe immer im Ausland. „Aber hier ist die Telefonnummer“, sagte sie. Ich sah mich nach Bleistift und Papier um, als sie sagte: „Hier.“ Ihr Arm im Lederjackett fuhr zum Boden hinab und kam mit einem Buch in die Höhe, und auf das Vorsatzpapier des Buches kritzelte sie die Nummer mit ihrem Schminkstift.

Hoch über die scharfen Geräusche des jungen Tages drang der schrille Schrei einer elektrischen Hupe.

## Zweites Kapitel

### EIN RITTER UNTER DEN GESUNKENEN

1

Bis dahin geht mein persönlicher Anteil an dem, was ich erzähle. Zwar werde ich fortfahren, die Ichform anzuwenden, häufig sogar, doch das verlangt diese Geschichte ihrer Natur nach, und ich möchte dieses Ich nur als Autorenmanier gewürdigt wissen. Es gibt immerhin zwei Leute, Hilary und Guy de Travest, die nicht meiner Ansicht sind. Wir haben noch unlängst davon gesprochen, und diese meine beiden älteren Freunde nahmen den Fall ziemlich ernst und sagten, sie fühlten sich wider Willen genötigt, anders darüber zu denken, schon wegen meiner Verantwortungslosigkeit, die in der Schilderung dessen, was nun folgt, zutage tritt.

Wie ich das alles jetzt ansehe, kommt es mir vor, als habe das Schicksal gewisse Ereignisse vorgezeichnet, und deswegen seien sie passiert. Es steckte gewissen Personen meiner Geschichte im Blut, daß sie gewisse Erlebnisse haben sollten, und ich konnte diese ebensowenig erfinden, als sie sie vermeiden konnten. Hilary und Guy haben sich in der erstaunlichen Übereinstimmung, die sich nur bei zwei Engländern findet, die über alles mögliche verschiedener Meinung sind, nur darüber nicht, daß dreiviertel des Lebens ein korrektes Benehmen sei, geäußert, ich habe dadurch, daß ich das Wort „Ptomain“ statt „Sepsis“ gebrauchte, in der Tat den Lauf der Dinge beeinflußt. Hätte ich, kurz gesagt, wie ein tapferer kleiner Kerl die Wahrheit gesprochen, dann hätte es in dieser Geschichte nur eine Ehescheidung gegeben, und alle Welt wäre relativ glücklich. Dann haben sie noch etwas an den zwei roten Lichtern zu kritisieren, den zwei hinteren Lampen der beiden Autos, die in die South-Audley-Street hineinjag-

ten. Sie behaupten, daß, hätte ich Iris von Gerald erzählt, diese zwei roten Lichter nie so nahe zusammengeraten wären. Was für ein Mann ist doch dieser Guy, dieser Donnergott des jüngsten Tags für die Dandies, dieser Ritter des Wohlanstands, dieser kaltblickende Mensch, der nie über irgend jemanden „liebenswürdige Auskunft“ geben konnte! Und Hilary, dieser Freund meiner Kindheit!

Hilary und Guy, Freunde des verstorbenen Barty March, hatten Gerald und Iris seit ihrer frühesten Jugend gekannt. Sobald Gerald erwachsen war, hatte er sich, von seiner stürmischen Natur fortgerissen, von Freunden und Familie getrennt. Er fiel ab, er machte sich aus dem Staube; und begreiflicher Weise hatte niemand Lust, sich dem jungen Mann aufzudrängen. Ich bekam aber, nachdem die Dame mit dem grünen Hut bei mir gewesen war, heraus, daß Gerald noch andere Gründe für seine unfruchtbare Einsamkeit hatte. Es traf zu, daß er der Heldenverehrung anhing; und seine Schwester hatte ganz recht gehabt, wenn sie sagte, daß er sich ohne Helden ein Nichts fühle. Für Gerald Haveleur March hatten nur sehr wenige Sachen wirkliche Bedeutung; aber es erwies sich, daß er die Bedeutung dieser wenigen Dinge maßlos überschätzte.

Man wird wohl ohne Schwierigkeit gemerkt haben, daß seine Schwester sich „deklariert“ hatte, soweit das für eine March oder eine Portairley möglich war. Und darum auch hatte ich nichts über sie gehört, weder von Guy oder Hilary. Während Guy ja ohnehin über niemanden etwas Angenehmes sagte, steckte Hilary in der Selbsthypnose jener ganz verkehrten, aber nicht minder bössartigen Form von Snobismus, die aus einem Mann von Besitz einen extremen Liberalen, macht und dabei einen absoluten Gegner aller jener, die seine, Hilarys, Kaste bemängeln. Hilary, sonst ein guter Mensch, haßte Kastengeist und verachtete insbesondere seine eigene Kaste; und doch, ganz im geheimen, wo der Drache lauert, der selbst den prinzipienfestesten Mann schließlich überwältigt, glaubte er, nur seine Kaste habe Wert.

Nun hatte Iris ihre Kaste verraten, so sehr, wie nur sie dessen fähig war. Sie hatte sich das Äußerste an Exzessen geleistet und war in die tiefste Tiefe getaucht. Sie hatte sich nie auch nur im geringsten um die Leute gekümmert, sie hatte, wie Hilary rauh ihr vorwarf, ein ver-

blüffendes, ja geradezu beneidenswertes Talent, ahnungslos zu sein.

Sie war richtig überrascht gewesen, erzählte mir Hilary neulich, als er sie einmal eine Renegatin ihrer Klasse nannte. Aufrichtig überrascht. Sie hatte es einfach noch nicht in diesem Lichte gesehen.

Hilary hatte zu ihr gesagt: „Du saust immer in Europa herum und verleugnest England. Du hast keine Idee, wie niedrig die jungen europäischen Lebmänner englische Frauen taxieren.“ Iris hatte geantwortet, sie wisse das recht gut. Da er aber der Mann war, der mit seinen ewigen „Hms“ zum Widerspruch reizte, hatte sie ihm gesagt, er brauche nur auf einem Orientdampfer zu fahren, um zu sehen, wie britische Matronen in der Fremde sich gebärdeten. Zum Beispiel Ägypten! Sie dagegen habe immer ihr Bestes getan, um Ausländer die Tugenden britischer Matronen höher einschätzen zu lassen.

„Man schneidet dich“, hatte Hilary gesagt, und das schien ihm das Schrecklichste, daß sie sich in eine Lage gebracht haben sollte, wo man sie „schnitt“. Sie erwiderte darauf, sie habe wohl die gletscherhaft kalten Gesichter beobachtet, doch es sei bei weitem vorzuziehen, von diesen Provinzlern ignoriert als durch Provinzlergeschwätz langsam getötet zu werden: „Ich stand von den Toten auf, als ich zwanzig war“, hatte sie behauptet. „Aber deine Klasse!“ hatte Hilary gegrollt, worauf sie sagte, daß sie noch nie darüber nachgedacht habe, ob sie Mitglied einer Klasse sei. Indes vermute sie, daß sie genau wie Hilary zum alten Adel gehöre. Sie sei stolz, daß sie zur selben Klasse gehöre wie er, und es tue ihr leid, daß sie ihm aus Versehen mit ihrem Schuhabsatz ins Auge getreten sei. Und sie hoffe, ihm gegenüber eine Dame gewesen zu sein.

Hilary hatte sich wirklich darüber geärgert. Aber er ärgerte sich leicht über Frauen, aus denen er sich etwas machte. Mr. Townshend war einer jener Engländer, die grenzenlos jede Frau mißbilligen, die sie gern haben und die sich auch in Gesellschaft anderer Männer wohl fühlt, und die sehr geschickt sind, mit anderen Gründen diese Mißbilligung zu rechtfertigen.

Was Gerald betraf, so hatte Hilary ihn zuletzt noch als schwarzen Teufel von einem Schuljungen gekannt, der sich gern in drohendes Schweigen hüllte und eine maßlose (Hilary sagte: „fast zerfressende“) Bewunderung für Iris hatte. Kurz nach dem Tode von Barty



March – wie sympathisch war allen dieser Trinker gewesen! – hatte er Gerald ganz aus dem Gesicht verloren. Guy de Travest war im Krieg Gerald's Oberst bei den Grenadiern gewesen, aber er erwähnte Gerald nie als Soldaten, nur als „höllisch hitzigen jungen Narren“ – und er kam auch nie zu ihm, als Gerald noch am Shepherd's Market über mir wohnte. „Er erinnert mich“, sagte Guy, „zu sehr an den alten Barty, wie wenn man den zu lange ohne Kork hätte stehen lassen.“ So ungefähr sprach auch Hilary von ihm. Das mußte man diesen Rittern der Kaste und des Wohlanstands zugute halten: Sie machen nur selten den Versuch, jemanden zu bessern.

Ich nenne Gerald den „Ritter unter den Gesunkenen“. Dieser Abschnitt, der von ihm handelt, ist kurz, denn was in aller Welt läßt sich viel über Gerald sagen? Ich gebe keineswegs eine gute Beschreibung von ihm, aber wenn man will, kann man sie für mehr nehmen als ein Porträt in Arabesken oder eine Geste meines Pinsels. Man kann Gerald nicht einfach ohne einen Schnörkel hinstellen, so ganz nackt. Außerdem mochte ich ihn und tue ihm gern den kleinen Gefallen. Ganz ungeziert ausgedrückt, war er eine Null, begabt mit Düsterei und – einem Hut. Gewiß, er hatte einmal einen Roman geschrieben, aber gibt es jemand, der das nicht getan hätte? Ich mochte Gerald leiden, aber ich würde keine Zeile an ihn verschwenden, wenn er nicht irgendwie von Belang wäre; und das ist er ja sehr für das, was noch passieren sollte. Er haßte seine Schwester, er hatte sie zehn Jahre nicht gesehen, und doch kam es heraus, daß er das Wichtigste in ihrem Leben war. Ganz entschieden war auch ihre Liebe zu ihm für ihr Leben wesentlich. Ob er das wußte? Aber selbst er zählte schließlich zu den Erwachsenen. Ich höre ihn jetzt noch, im Zwielflicht der East-Chapel-Street, die Schulter an der Tür der Likörstube, zu mir sagen: „Grüße sie herzlich von mir.“ Es war etwas Besonderes in seinem Ton.

Ab und zu sah ich Gerald im Café Royal. Wenn ich zum Beispiel mit Hilary soupierte, saß er dort in seiner dunklen Einsamkeit, ein Glas Whisky vor sich auf der Marmorplatte, und sein Bild war wie

mit einem scharfen Messer aus dem Vorhang von Qualm und gewöhnlichen Gesichtern herausgeschnitten. Man suchte seine Gesellschaft nicht, denn es vergrämte, verschüchterte ihn bis zur Verzweiflung, wenn sich jemand zu ihm setzte, indes er trank. Wenn er etwas haßte, so war es, daß man überflüssiges Aufsehen von ihm machte, und wenn man sich doch zu ihm setzte, dann murmelte er sofort etwas von Verabredung (mein Gott, Gerald und Verabredung!), ließ seinen Whisky stehn, ging weg und bestellte sich anderswo einen. Und da ich merkte, daß er nicht viel Geld hatte, wollte ich ihm die Kosten nicht verursachen. Mit mir war er trotzdem etwas weniger scheu als mit den anderen. „Sie mag ich“, sagte er einmal, ach, so düster.

Man kam nie dahinter, woran er eigentlich dachte, wenn er so hockte oder durch die Straßen wandelte, gleichgültig wie ein Fakir, den eine fürchterliche und namenlose Buße dahintreibt. Vielleicht dachte er an gar nichts. Einst sah ich ihn aus einem Kino kommen mit einem Blick, als habe man ihn gefoltert. Man mußte sich mit ihm beschäftigen, da seine Miene immer etwas Auffallendes hatte.

Er trug einen grauen Anzug. Dieser war dünn wie Papier, aber er hatte, wie zum Trotz, immer noch ein bißchen von dem selbstverständlichen Chic, der Anzügen anhaftet, die ein guter Schneider für einen mageren Engländer fertigt. Ich sah nur noch einen zweiten Anzug von ihm, eine Sache in Braun, aber den verschacherte er auf Shepherd's Market für eine Reparatur an seinen Stiefeln. Einen Hut besaß er auch. Was für einen! Mit einem Überzieher hatte man ihn nie ertappt, einerlei, ob es stürmte, regnete, schneite oder fror. Seht, da wandelt er jeden Winterabend die Half-Moon-Street hinunter im klatschenden Regen! Sein dünner grauer Anzug wird schwarz davon, die Jacke, mit einem einzigen Knopf geschlossen, preßt sich mit tiefen Falten in seine Taille ein, seine Handknöchel zeichnen sich durch seine Hosentaschen ab; und dieser Hut ... Und doch, bei Gott, er ist einer der liebenswertesten Menschen, die ich je getroffen habe.

„He, Gerald!“ rief ich, „warum tragen Sie keinen Mantel bei solchem Wetter? Sind Sie verrückt?“

„Mantel?“ Er grübelte immer, und seine dunklen, eingefallenen Augen bohrten sich mit unaussprechlicher Verachtung in das Pflaster

oder in den Himmel. „Mantel!“ Er wiederholte das Wort mit weicher Betonung, bis ihm endlich die Idee in ihrer kolossalen Größe aufging. Dann sagte er leise und wild: „Was, zum Teufel, meinen Sie mit Mantel?“ Und dann ging er weiter, wie in Erledigung seiner schrecklichen und namenlosen Buße.

Schnörkel und Geste verschwinden in der Hölle, die für all diese Eitelkeiten in der Sekunde ihrer Geburt schon sich gähnend auftut. Der „Ritter unter den Gesunkenen“, galt niemals für mehr als eine Null. Aber wie ein Mann noch tiefer sinken kann als bis zum Höllenboden, wie das die alten Gemälde zeigen mit ihrem Gitter von leckenden Flammen, so ist die Null nicht die Grenze für eines Mannes Nichtigkeit. Welches Nichts ist so völliges Nichts, daß es nicht einmal den Namen Nichts mehr hat? Es ist eine Null, der auch der Kreis der Null noch fehlt.

Dieser einsame Trinker, dieser schmutzige Asket! Frauen wie nächtliche Visionen, sanft wie das Gras des Parnassus, wundervoll gewährend ... vielleicht gab es sie dennoch für ihn. Aphrodite, Ariadne, Anaitis, weiß wie Marmor, schweigsam wie Marmor, still und gewährend wie nur Göttinnen, Göttinnen verworfener Träume, denen keine erdgeborene Frau gleichkommt ... Vor ihm, dem einsamen Trinker, tauchten sie auf.

Und doch hätte man sich darüber täuschen können, wovon er rebellisch träumte. Gott allein weiß, welche Halluzinationen den Mann da quälten. Knaben plagten sich damit, aber sie entwachsen ihnen. Männer lügen sich wenigstens vor, daß sie ihnen entwachsen sind, und selbst wenn sie in der lodernen Finsternis über die verpesteten Kehrlichthaufen ihrer Lüste stolpern, wollen sie nicht zugeben, daß sie noch darin befangen seien.

Daß das Weib in all der entzückenden Schönheit der Unerreichbarkeit in Gerald's folternden Wahngewalten die Hauptrolle spielte, weiß ich jetzt. Aber damals wußte ich es nicht, denn niemals hatte jemand so eine Geheimnistuerei getrieben oder so wenig die Neigung gehabt, mit anderen Männern diese unausweichlichen Erörterungen über Begierden zu führen, die nur durch Aussprache ins richtige Licht gerückt werden. Dieser törichte Geheimkram muß ausgelüftet werden, dann sieht man, was daran ist. Im Altertum gab es einen Gott

in einem Garten, und man überbot sich darin, hübsche Phantasienamen für das Geschlecht auszuhecken, indem man es in Symbole umschuf, wie Satyrn, Putten, Nymphen, Sirenen, Sylphen; so befreiten sich die Alten davon. Doch jetzt, wo wir diese Gelüste klar erkennen, diese kleinen Dämonen, die unserm Drang nach dem Hohen feind sind, hat man die Verschwörung des Paulus gegründet, den Gartengott zerschlagen und die Stücke unter dem Bett verborgen.

Gerald, dessen Unterhaltung stets mit Flüchen durchsetzt war, blieb trotzdem in seinen Reden so sauber wie irgend jemand, mit dem ich zusammengetroffen bin; so wie aus seinem Buch sich ergab, daß ein einziger Gedanke, der der Reinheit, ihn absolut beherrschte. Diese seine geistvoll-kindliche Erzählung war auch der Grund unsrer ersten Begegnung, ungefähr sieben Jahre vor der Ankunft des grünen Huts. Dann hatte ich mehr als fünf Jahre nichts von ihm gesehen oder gehört, hatte ihn vergessen, als mich eines Tages ein magerer, gefährlicher Habicht von einem Jüngling, der aus dem türkischen Dampfbad in der Jermyn-Street herauskam, plötzlich anhielt. Ich fand später, daß er damals qualvoll scheu gewesen sein muß, aber er kam mir lediglich äußerst wütend vor. Ich erkannte ihn nicht, glaubte, er wolle über mich herfallen, und glotzte ihn an.

Verbittert und in dunklen Worten sagte er mir, man habe ihm erzählt, das Stockwerk über mir am Shepherd's Market sei zu vermieten. „Momentan wohne ich hier“, murmelte er und blickte empört nach dem türkischen Bad zurück. Ich brauchte mehrere Minuten, bis ich ihn unterbringen konnte, denn das erste Mal war er in Uniform gewesen und hatte den grauen Mantel der Garde-Brigade getragen, der mit seiner langen Taille die Figur entstellte.

Gerald war plötzlich, im Winter 1915, im Büro von Hortons „Neuer Stimme“ aufgetaucht. Jetzt, da Horton nach seiner abenteuerlichen Propaganda gegen den Individualismus England verlassen hat, ist die „Neue Stimme“ verschollen; aber damals war diese Zeitschrift, war Horton eine Macht. Abgesehen von seinem Wert als Persönlichkeit war Horton eine Macht schon deshalb, weil die Federn unserer größten Intellektuellen ihren Millionen Lesern sarkastisch klarzumachen versuchten, was für ein oberflächlicher Mensch er sei. Viele Leute, auf deren Namen man heute „schwören“ darf, hatten ihre Kar-

riere damit begonnen, daß sie für Hortons Zeitschrift schrieben. Aber sie waren ihm immer auf die Nerven gefallen, sobald sie die größten Intellektuellen unserer Zeit wurden, und weil er ein ehrlicher Mann war, sagte er es ihnen ins Gesicht, sagte ihnen, warum, und sagte ihnen auch, wo die Tür war, und natürlich wurden sie zornig. Die begabtesten dieser Kanonen rächten sich damit, daß sie ihre alten Artikel in Buchform drucken ließen und die Tatsache totschiwigen, daß die „Neue Stimme“ ihnen zuerst zur Öffentlichkeit verholfen hatte. Das war wenig nett von ihnen.

Wir lasen Korrekturen, als Gerald auftauchte. Es war Montag nachmittag. Da konnte jeder von Hortons Autoren, der Lust hatte, sich einstellen und seine eigne oder eine andere Korrektur lesen, dann gehen und im „ABC“ Tee trinken. Und schwatzen.

„Hallo!“ sagte Horton. „Hallo!“

„Ein Vaterlandsverteidiger“, murmelte Home.

Wir hatten uns nicht auf Gerald gefaßt gemacht. Natürlich hatten wir schon Soldaten zu Gesicht bekommen; in der Tat war auch einer gerade im Zimmer, der Philosoph Home, der ein Jahr später fallen sollte. Aber Gerald war eine Figur, er war martialisch. Man denke sich ein kleines Zimmer. Der Redaktionsstab (Miß Veale) adressierte gerade Kuverts auf dem Tisch vor dem Fenster. Horton schwang seinen Bleistift am anderen Tisch bei der Tür. Vier von uns saßen zusammengedrängt und lasen Korrekturen, mit den gebundenen Jahrgängen der „Neuen Stimme“ auf unseren Knien, wir rauchten und murmelten. Auf einmal platzen da sechs Fuß zwei Zoll van einem Gardebrigadier zur Tür herein mit einem Gesicht, dunkel wie die Nacht, einer Habichtsnase und den Augen eines, der Christus umsonst am Kreuz hat hangen sehen. Die kriegerische Rüstung stand ihm ausgezeichnet. Er glich einem Soldaten in tiefer, nicht der technischen Bedeutung. Er sah aus, als habe er sich mit dem Tod einverstanden erklärt und lebe nur irgendwie bis dahin fort. Ja, er war ein Anblick! Nicht einmal die verdrossene Schlaffheit, mit der er sich trug, konnte die königliche Großartigkeit dieses langschößigen grauen Mantels mit dem rotseidenen Futter beeinträchtigen. Er hatte nichts im Gesicht, das an die ordinäre Pausbackigkeit der übrigen Unteroffiziere bei der Garde erinnerte. Gereizt stierte er auf uns.

„Eh,“ stammelte er, „was ich sagen wollte ... man sagte mir, daß Sie hier...“

„Er hat von uns läuten hören“, meinte Home verständnisvoll. „Setz dich, Junge. Da ist aber nur der Fußboden, fürchte ich.“

Gerald blitzte ihn rabiat an, und dann auf einmal grinste er. Der gute Gerald!

„Nun?“ lächelte Horton. Horton benahm sich immer manierlich.

„Ich höre,“ murmelte Gerald, „es wäre Ihnen gleich, was Sie so drucken ...“

„Oh!“ sagte Horton. „Na ja, es ist uns gleich, wie gut es ist, aber gut muß es sein. Das meinen Sie wohl.“

Man konnte nicht vermuten, daß Gerald bei alledem so schüchtern war, daß er kaum sprechen konnte. Man dachte, er sei ein Stotterer von Natur. Unmöglich durfte jemand so aussehen wie Gerald, wie Luzifers Ebenbild, und dabei schüchtern sein; aber es war Gerald's Verhängnis, daß man ihm jene Schüchternheit nicht glauben wollte. Erwies man ihm Sympathie, so schob er sich selbst als Hindernis dazwischen und machte einem klar, daß er diese verwünschte Sympathie gar nicht nötig habe. Auch damals, bei seinem Einbruch in die „Neue Stimme“, sah er aus, als ob er vorhabe, uns allgemeiner Prinzipien halber mit Feuer und Schwert zu schlagen. Und Horton sah aus, als ob er sich innerlich auf Abzug vorbereite. Böartige Leute imponierten ihm.

„Hier ist das da“, murmelte Gerald und wühlte ein enormes Konvolut in Maschinenschrift aus der tiefen Tasche seines grauen Mantels hervor. „Roman“, fuhr er Horton grollend an. „Dachte vielleicht ...“ Und er legte das Ding mit einem dumpfen Krach auf Hortons Tisch. Jetzt grinste Horton. Er hatte zu viel mit professionellen Romanschreibern zu tun, um nicht auf die Idee zu kommen, daß der Roman eines Unteroffiziers bei den Grenadieren vielleicht ganz leserlich wäre. „Bißchen lang, nicht?“ lächelte er.

„Lang?“ stammelte Gerald. „Natürlich ist er lang! Habe vier ganze Monate daran geschrieben ...“

„Müßte dann gut sein“, sagte Home gewichtig.

„Fürchterlich ist er“, grinste Gerald, „aber sehen Sie ...“

„Gewiß“, meinte Horton geschäftig. „Nun, ich werde ...“

„Hallo!“ sagte Horton jetzt, denn Gerald war fort. Horton warf mir das Manuskript zu, um es zu lesen. Natürlich war es verrückt. Die „Neue Stimme“ veröffentlichte das meiste davon, und dann kam es bei Heinemann im Herbst 1916 heraus und erzielte drei Auflagen, indes das Publikum noch damit beschäftigt war, sich vom Erstaunen über die Umschlagzeichnung zu erholen, auf der man eine purpuräugige Frau sah, die einen artigen jungen Mann ans Kreuz schlug.

Dieser Roman, „Der Ruf der Freiheit“, liegt, während ich schreibe, offen vor mir, und der Anfang lautet folgendermaßen: „Die Geschichte von Felix Burton ist die Geschichte eines Ideals und einer Vision. Keines hatte mit dem anderen zu tun, doch machte die Verfolgung der Vision Burton hart und starkblütig genug, um das Ideal zu erreichen. Das Ideal war aristokratisch, in dem Sinne, daß es nach dem Edlen trachtete. Die Vision barg einen Widerspruch in sich, sie war ebenso wissenschaftlich als mystisch. Das Ideal erlitt natürlich eine Niederlage; ebenso natürlich wurde die Vision für Burton der Untergang. Das Ideal war die Reinheit, die Vision aber war dem Schmerz irgendwie verwandt.“

Geralds „Vision“ brachte, soweit man sehen konnte, fast nur Pein mit sich. Sie bestand aus Pein, ob sie sich nun realisierte oder nicht. (Für den Ausdruck „mystisch“ habe ich nichts übrig.) Das Buch bot ein gewisses aufregendes Interesse dadurch, daß es eine seltsame Mischung war von hochfliegender Romantik, böser Verzweiflung und abgrundtiefer Verbitterung. Natürlich kam der Krieg darin vor. Geralds Held hatte die Ansichten der Minorität über den Krieg – hier schlug er dem alten Adel wieder ein Schnippchen. Und was die Pein betraf, so hat die Vorstellung davon, die der junge Burton hegte, nichts mit Pein an sich zu tun, sondern war vielleicht nur ein ganz raffiniertes Berausungsmittel. „In der Tat“, so schrieb Gerald, „ist Schmerz das einzige Gift, das einen Mann nicht erniedrigen kann. Es kann ihn zwar töten, aber es gibt noch schlimmere Wege zum Tode als getötet zu werden.“ Das Buch strotzte von derlei Aphorismen, aber die Originale seiner Figuren hätten nicht den Schmiß gehabt, sie so hinzuwerfen wie der Autor. Natürlich war es dem jungen Burton beschieden, im Krieg zu fallen.

Es zeigte sich, daß Burton alle die größeren und kleineren Tortu-

ren von Verbrecher- und Märtyrertum zu seinem Studium gemacht hatte. Jemand, der dafür etwas übrig hatte, konnte eine lange Beschreibung von Martern finden. Ich habe einmal Geralds Bibliothek darüber gesehen, mit Illustrationen, ganz interessant. Dann hatte Burton sich gegen die alte, alte Vorstellung gewendet, daß auf eine Häufung von Pein ein gewisser Zustand der Begnadung folge, von scharf umgrenzten und wundervollen Visionen einer in Wahrheit existierenden Wirklichkeit, die der Durchschnitt wegen geistiger Verwahrlosung oder Zaghaftigkeit nicht erkenne. Aber der gute Kerl, so sehr er sich auch bemühte, konnte aus dem „Ruf der Freiheit“ keinen Problemroman machen; er blieb ein Abenteuerbuch von unmenschlichem Spannungsreiz. Der Held trieb sich überall in der Welt herum, hatte abenteuerliche Erlebnisse, trug glorreiche Wunden davon – die Sache spielte in der Südsee – und lag dem Studium ob, wie Leute auf Schmerz innerlich reagieren. Ein chinesischer Bandit kam vor, der ihm zu einer ganzen Anzahl Visionen verhalf.

Dann holte er sich Ava Foe aus einer Lasterhöhle in San Francisco, sie wurde Mrs. Burton, und dann bekam er hinlängliche Gelegenheit, an sich selbst zu beurteilen, wie weit seelische Qual der Erzeugung von Visionen förderlich ist. Dieser Teil des Romans war unheimlich gut geschrieben, die Hölle, die Ava Burton bereitete. Natürlich war das Ideal der Reinheit, das Burton vorschwebte, eine Schuljungenphantasie; bisweilen sehr schön, aber doch jugenmäßig. Zur Qualität gedieh es nur durch die Tatsache, daß es rein empfunden war. Was das Geschlechtliche anlangte, so verdiente der junge Burton wohl beinahe nichts Besseres, als er von seiner vielleicht unnötig gemeinen jungen Frau erfuhr. Wie ich, nachdem der grüne Hut bei mir gewesen war, annehmen mußte, hatte Gerald sich bei der Porträtiertung der Ava Foe über Iris ausgelassen. Hier wurde mir klar, wie er seine Zwillingschwester zuerst angebetet und dann gehaßt hatte. Man wunderte sich, was in aller Welt sie ihm angetan haben mochte, um so seinen Haß zu erregen. Natürlich glich Ava ihr nicht im geringsten, aber Ava benahm sich so, wie sich wohl jede Schwester gegen ihren Bruder, der sie haßte, benommen hätte. Warum aber diese wilde, teuflische, mittelalterliche Leidenschaft im Haß? Den Grund hätte ich trotzdem erraten können, weil Iris mir ja erzählt hatte, daß

der junge Burton jener „Boy“ war, Gerald's Held aus der Vorkriegszeit. Aber es kam mir nie in den Sinn, den nebenhin von Iris erwähnten Boy mit dem sagenhaften Boy Fenwick der sorgenlosen Vorkriegstage in Beziehung zu setzen. Der war schon untergebracht, der tote Boy Fenwick, an tiefsicherem Ort.

Felix Burton steckte noch voll von jenen großen romantischen Ideen, wie sie bei jungen Männern in dieser sorglosen Vorkriegszeit Mode waren. So bestand seine Idee von edler männlicher Moral in dem Wunsch nach der Gründung einer neuen Rasse, die irgendwie nach zeugungsfähigen Eunuchen aussah. Demnach war der junge Burton fleischlich abgetötet. Ava Foe war es nicht. – Der junge Burton bedankte sich auch für die Zeitverschwendung, mit Grazie die Kur zu machen; was er wollte, war eine Sorte von Ellenbogenkameradschaft, bei der man sich gelegentlich kopulierte; wenn man sich fortpflanzte, tat man es auch nicht in Anmut, sondern in einer gewissen wütenden Geistesabwesenheit! Man stelle sich vor: Ava und Iris! Man stelle sich Gerald selbst vor, wie er die Frau seiner nächtlichen Angst mit der Feder zeichnete, die milde Frau, die in seinen Träumen umging, wie er sie dafür verabscheute, daß sie ihn zerstörte... daß sie Boy vernichtete! Bei der Lektüre fragte man sich wirklich, ob Gerald schon eine Frau gekannt habe. Der schwarze Ritter der Reinheit ... ja, einen tiefen Fall hatte er getan, dieser Reinheitsprophet!

### 3

Während ich den Staub von Shepherd's Market auf immer von den Füßen schüttelte, sah ich Gerald nicht, weil er noch schlief. Ich nahm von Shepherd's Market Abschied. Der herzhaft blickende Mann und der dünne, eingeschrumpfte Mann, der „Oi“ sagte, und der kleine, bucklige alte Mann mit den rotgeäderten Augen sagten mir Lebewohl.

Als ich nachmittags meine neue Wohnung einrichtete, die um die Ecke gelegen war, stahl ich ein paar Augenblicke, um zurückzukommen und Gerald mitzuteilen, daß seine Schwester dagewesen sei, auf eine „Eingebung“ hin, um ihm einen Besuch abzustatten. Ich hatte mich an ein Gefühl der Verantwortung für Gerald gewöhnt; seine

Einsamkeit glich irgendwie einer Narbe, die man selbst vom Leben hat, einer Züchtigung des Schicksals.

Ich traf ihn in unserer engen Straße. Ich habe vergessen zu erzählen, daß Gerald immer, wenn er eine gründliche alkoholische Periode hinter sich hatte, ein Mietpferd aus dem nahen Tattersall ritt. Er hatte feine Polohosen zu diesem Zweck, und zu dieser eleganten Ausrüstung gehörten noch die Reitpeitsche von Barty March, die Jacke des alten grauen Anzugs und der bewußte Hut. In dieser ordinären Gasse sah er aus wie ein Straßenräuber auf Urlaub, und er brachte seine Zeit damit hin, dem kleinen, buckligen Krüppel mit den roten Augen Gesellschaft zu leisten.

„Sie haben getrunken“, sagte Gerald streng zu mir.

„Billy Goat hat auf Zweiunddreißig gewonnen“, keuchte der alte Krüppel. Sein Hut war der Kapitän von Gerald's Hut. Stimmt ja, mitten im Umzug in man nicht besonders elegant. Gerald hingegen, den Teufel auch, sah direkt gesund aus, mit allen Hunden gehetzt und wetterfest. Ach, le sale type anglais! Ich sagte ihm, seine Schwester sei dagewesen. Auf eine „Eingebung“ hin.

Gerald starrte mich an und vergaß, seine Zigarette in den Mund zu schieben. „Oh“, meinte er.

„Hier ist ihre Telefonnummer“, sagte ich. Er nahm den Zettel nicht, den ich ihm reichte.

„Jeben Sie es mich“, meinte der kleine Krüppel. „Ick jeb es ihm, wenn ihn besser is!“ Gerald senkte seine Zigarette und blickte mich pathetisch an. Keiner sonst hätte gemerkt, daß er etwas Pathetisches hatte.

„Iris wäre dagewesen? Blödsinn!“ warf er mir vor. „Sie können schön lügen! He?“

„Ganz bestimmt, bei Gott, Gerald!“

Er warf seine Zigarette weg und bohrte seine freie Hand in seine Tasche, als ob sie eine Waffe wäre. Die tiefen Augen starrten mich an; was sie wohl vor sich sahen?

„Das Biest“, flüsterte er, „oh, das Biest ...“

Ich verließ ihn.

Und ich sah ihn nicht wieder, bis zum zwölften Abend darauf. Ich wollte, ich hätte ihn inzwischen getroffen. Ja, ich hätte ihn besuchen

müssen, das war ja meine Gewohnheit, und während dieser zwölf Tage hätte er mir sicher über die lumpige, törichte Geschichte einiges erzählt, und ich hätte ihm geholfen, sie im rechten Licht zu sehen. Was mir Verantwortung für Gerald auferlegte, war seine lebhaft, unvernünftige, kindische Verachtung für alles Anerkannte, die doch im Grunde nichts als Furcht war. Ich meine, er fürchtete sich derart vor dem Leben, daß er einfach nur existieren konnte, indem er so tat, als ob er es verachte. Wenn ich diese gequälte Eitelkeit durchschaute, hatte ich das Gefühl, das Leben sei ein großes, hungriges Raubtier, das Gerald unbedingt zermahlen würde, sobald er auch nur den Versuch machte, es zu versöhnen, sagen wir, mit dem Bimsstein sich die Finger zu säubern. Wenn man durch seine wilde Schauspielerei hindurchsah, konnte man nie die Erkenntnis loswerden, daß viel an beschämter, niedergeschlagener Kindlichkeit in ihm war, die Irrwege ging und die ihm schaden mußte, wenn man sie nicht überwachte! Und man wollte Gerald auf keinen Fall mehr weh tun, als er sich weh tat, dadurch, daß er lebte und atmete.

Ich fand einfach, wie es schien, die Zeit nicht, ihn in diesen zwölf Tagen aufzusuchen, ich weiß nicht, warum. Vielleicht hatte mich das unfreiwillig geflüsterte Schimpfwort gegen seine Schwester mehr abgestoßen, als ich dachte; vielleicht war ich wirklich zu sehr mit meinem Umzug beschäftigt.

Während dieser Zeit wäre es mir auch sehr zustatten gekommen, die Rede ein bißchen auf Mrs. Storm zu bringen. Ich hätte gern ein bißchen mehr über diese schamlos-schamvolle Dame gewußt. Einer Frau mit einem heidnischen Körper und puritanischer Gesinnung begegnete man nicht oft. Indessen waren Guy und Hilary die zwölf Tage über nicht zu haben, wie man mit Freunden eben immer Pech hat; Guy war in Mace auf der „Mayfly“, und Hilary hatte seine langweilige Periode. Guy schrieb mir, daß Hilary damit beschäftigt war, ein etwas fragwürdiges Wahlmandat irgendwo in Staffordshire für einen Liberalen durchdrücken zu helfen. „Als ob“, so schrieb Guy, „ein Liberaler je Glück gehabt hätte, als ob ein Liberaler je ohne lange Vorbereitung durchgedrückt worden wäre. Ein politischer Impresario findet bei einem Liberalen nicht Rückgrat genug, um ihm den nötigen Schwung zu geben – die kleinen Burschen bleiben überall hängen,

rutschen überall aus. Als ob es überhaupt von Wichtigkeit wäre, ob ein Liberaler gewählt wird! Ihre eignen Bomben platzen ja unter ihrem Sitz.“ Guy behielt, so scheint es, recht, denn Hilarys Liberaler fiel wirklich durch. „In zehn Jahren“, verkündete Guy, „wird Hilary der einzige Liberale im Parlament sein, und seine unverschämte zufriedene Jugend wird einem noch mehr auf die Nerven fallen.“

Es war am fünften Morgen, nachdem ich den grünen Hut erlebt hatte, daß auch ich es mit einer „Eingebung“ zu tun bekam und sie sogleich befolgte. „Hallo“, sagte ich.

„Hallo“, erwiderte man. „Man“ war eine „sie“.

„Könnte ich, bitte, Mrs. Storm sprechen?“

„Wer ist am Apparat?“

Ich suchte vergebens, undeutlich zu werden.

„Ich schreibe Ihren Namen in ihr kleines Buch“, meinte die weibliche Stimme freundlich.

„Besten Dank“, sagte ich und bemühte mich, daß es nicht sarkastisch klang. Da hat man nun jemanden auf eine Eingebung hin angerufen, und diese Eingebung wird in einem Notizbüchlein verewigt!

„Mrs. Storm ist nicht in der Stadt“, sagte die weibliche Stimme.

„Oh, so!“ sagte ich. Manche Leute haben die abscheuliche Gewohnheit, immer zu sagen „in der Stadt“ oder „nicht in der Stadt“. Was heißt das, Stadt? Warum können sie, zum Teufel, nicht London sagen?

„Soll ich was ausrichten? Ich nehme das immer entgegen.“

„Ach nein,“ sagte ich, „danke recht sehr. Guten T ...“

„Ich bin Mrs. Oden.“

„Oh“, sagte ich. Mrs. Oden?

„Bitte?“ sagte Mrs. Oden.

„Besten Dank“, sagte ich.

„Guten T ...“

„Sie ist nie da, wissen Sie“, beklagte sich Mrs. Oden. Himmel, war das eine geschwätzige Dame. Ich enthalte niemandem gerechte Anerkennung vor, und so muß ich gestehen, daß sie in den nächsten Minuten mehr von sich gab, als es irgend jemand in England von derselben Brustweite fertiggebracht hätte. Sie hatte, wie es schien, den ganzen Morgen, bis ich anrief, schwer unter Schweigsamkeit gelitten.

Ich erfuhr später, daß Mrs. Oden einstmals Iris' Gouvernante gewesen war, daß in ihrem Hause am Montpellier-Square immer ein Stockwerk für Iris reserviert stand und daß Mr. und Mrs. Oden dieses Haus ausschließlich Iris' Großzügigkeit verdankten.

„Neulich machte sie sich wieder nach Paris davon,“ beklagte sich Mrs. Oden, „ganz urplötzlich. Heute hier und morgen weg. Es ist gar nicht nett von ihr, uns so im Stich zu lassen. Ich sage ihr immer, daß sie zu oberflächlich ist. Ich vermute, sie hat etwas mit Ihnen verabredet, Mr. ..., hat vergessen, Ihnen abzuschreiben, und nun sind Sie enttäuscht!“

„Oh“, sagte ich. „Ja, gewiß.“

„Nun, ich erwarte sie jeden Tag zurück, aber ich habe nicht die entfernteste Idee, wie lange sie diesmal wegbleiben will. Es ist wirklich zu schade, sie wird jedes Jahr oberflächlicher. Hier war auch gerade ihre Tante Lady Eve Chalice und wollte die Pariser Adresse, und ich habe nicht die geringste Ahnung! Wie war doch Ihr Name? O ja, freilich, ich notiere ihn. Wenn sie zurückkommt, wird sie Sie sofort anrufen, ich verspreche es Ihnen. Jawohl, ja, ja. Adieu. Adieu.“

Fünf Tage später brachte mir die Post eine große Schachtel von der Firma Edouard Apel & Co., Rue de la Paix, mit dem Stempel Luftpost. In dieser großen Schachtel waren mehrere kleinere flache Schachteln und in diesen Ries auf Ries von feinstem weißem Schreibpapier, gute dauerhafte Ware, mit meiner neuen Adresse geschmückt. Wenn dieses Schreibpapier recht behielt, würde ich meine Adresse nie mehr wechseln; denn in den kleinen flachen Schachteln war genug davon, daß man bei einiger Vorsicht sein ganzes Leben damit auskommen konnte. Nichts Schriftliches lag dabei, ich suchte danach. Dann fand ich auf dem obersten Blatt der dritten Schachtel, die ich öffnete, ein Bleistiftgekritzel wie von einem Schulmädchel: „An diesem Tage dürfen Sie mir schreiben und mir sagen, daß Sie mir der einzigen Würde halber, die ich mir bewahrt habe, verziehen haben: der Würde der ...“

Mehrere Tage konnte ich nicht herausbekommen, wie das letzte Wort hieß. Es war über das Ende des Blattes hingeschmiert, ein großer Schnörkel, aus dem etwas wie ein Auge herausguckte, das einem U ähnlich sah. Am Schluß dachte ich, es hieß: „Unbewußten“.

Sehr viel später erzählte mir Iris, daß es so hieß.

Sie sagte: „Ich habe diesen Satz aus einem Buch, das ich gerade las, herausgepflückt und schickte ihn zu Ihnen wie eine Blume.“

## Drittes Kapitel

### FÜR REINHEIT!

1

Der „Ritter unter den Gesunkenen“ stirbt schwer. Er kontrolliert uns, er treibt sich gefährlich in unserem äußersten Gesichtswinkel herum, er harrt, mit der Ruhe des Seeräubers, des Todesstreichs. Erst dann wird er verblassen und für immer weg sein, wird sich verachtet auflösen, wenn ihm der entgegentritt, der die magische Devise „Für Reinheit“ auf dem Schild trägt und dessen Geist von Mr. Townshend beim Abendessen beschworen wurde, in der zwölften Nacht nach der Ankunft des grünen Hutes. Als nämlich Hilarys unseliger Liberaler nach Schluß der Wahlliste von irgendwoher noch Ersatz gefunden hatte, war Hilary wieder unter uns und ließ sein „Hm“ ertönen.

Bis jetzt haben wir nur den Schattenriß von Mr. Townshend kennengelernt. Jetzt endlich muß dieser Schatten in der Erzählung von den müden Marchs als die Person des Mr. Townshend von Magralt Gestalt gewinnen. Wie es einem vermögenden Manne ansteht, der an Fortschritt glaubt, als wäre es eine Strafe, taucht er im Smoking auf, die Kragenschleife mit jener raffinierten Gleichgültigkeit gebunden, die ältere Engländer chic finden, mögen sie auch sonst allen Raffiniertheiten abhold sein. Es gibt keine andere Erklärung für das Phänomen der kränklichen schwarzen Schleife bei Engländern von über vierzig Jahren. Mr. Shaw will uns einreden, sie seien alle Gauner. Aber, beim Himmel, haben sie denn keine Augen im Kopf? Natürlich ist es ganz einerlei, ob eine Schmetterlingsschleife gerade oder zerknittert herunterhängt, noch dazu an einem erwachsenen Mann. Schließlich hat es nicht die geringste Bedeutung, ob man nackt oder angezogen ist. Nebenbei darf man sich darüber wundern, was die

blinde Göttin Zufall doch für sonderbare Mätzchen macht, indem durch ein langes Leben hindurch keiner dieser älteren Herren es fertigbringt, eine Schleife auch nur nahezu korrekt zu binden. Es muß eine Absicht dahinter stecken. Doch was für eine? Ich aber sage ihnen, sie sollen ihre Schleifen sorgfältiger binden, solange sie's noch in der Hand haben. Denn die Stimmen von Clyde erheben sich laut, und überall kriegen die Snobs Oberwasser, die behaupten, das Hemd der Demokratie müsse unbedingt ein Wischlappen sein.

Trotz dieser Schilderung bekomme ich, das fühle ich, der Schatten von Mr. Townshend noch nicht die richtige erkennbare Linie. Zur Souperstunde drängt sich zwischen ihn und uns, wie ein Messer, jener Satan von Kavalier, der Besitzer des Hutes, um den Friedrich der Große ihn beneidet hätte; denn dieser Zerstörer von Haus und Herd liebte seine Hüte weich und biegsam, er zerbeulte und schikanierte sie gern, als wenn sie für ihn bloß Menschen gewesen wären. Kurz und gut, es war Gerald, dem ich meine Verspätung zum Souper zu verdanken hatte.

Die Uhr am Postamt in der Queen-Street zeigte drei Minuten vor acht, als ich mich zu dem Hause Hilarys in der Chesterfield-Street aufmachte. Es war, als ob der Tumult der bummelnden Massen von Piccadilly durch die ruhige Abendluft gedämpfter klinge. Die kleinen, geraden Straßen von Mayfair lagen da, als gönnten sie sich zwischen dem Sonnenuntergang und dem Aufgang des Theatervorhangs eine nachdenkliche Ruhepause. Schmucke Laufjungen, die Abendurlaub hatten, schlenderten auf den Trottoirs. Chauffeure dahintrödelnder Autodroschken blickten fragend und unpersönlich in die Gesichter eilender Fußgänger. Limousinen glitten sanft vorüber. Absichtsvoll schritt ein großes, schwarzhaariges Weib in hellgrünem Abendmantel mit hohem Zobelkragen an mir vorbei und vollführte ein aufreizendes Getrippel mit hellgrünen Schuhen und Strümpfen, die als scheußlicher Farbfleck das ruhige Abendlicht beleidigten. Von anderen grünen Besitztümern soll in dieser Erzählung noch die Rede sein; denn grün war die Modefarbe im Jahr 1922. Wiewohl natürlich gewisse Frauen auch aus der Mode fielen, selbst wenn sie Grün trugen. Solche Frauen sollten nie Grün tragen. Ihre Männer sollten zu ihnen sagen: „Meine Liebe, ich muß das wieder bemerken, du siehst nach



meinem Geschmack nie so glänzend aus, als wenn du Schwarz trägst.“

Gerade bei der Apotheke von Jolley, von der Ecke der Curzon-Street aus, sah ich Gerald. Er stand auf der anderen Seite, bei der kleinen Gasse, die nach Shepherd's Market führt, und kaufte gerade einem Freunde von uns, Mr. Auk, der seinen Verkaufsstand da hatte, eine Abendzeitung ab.

Ich ging zu ihm hinüber. Ich kam ein bißchen spät zum Souper, das war sicher, aber jedesmal, wenn ich bei Hilary pünktlich gewesen war, war er nicht mit der Toilette fertig. Das war die Auffassung von gutem Benehmen, die sich Herrschernaturen leisten durften, die der sklavischen Tugend der Pünktlichkeit enthoben sind.

Ich konnte Gerald's Gesicht nicht sehen, da er, auf dem Trottoir stehend, in seine Zeitung blickte und die Krempe des fürchterlichen Hutes tief über sein rechtes Auge gezogen hatte. Mr. Auk zwinkerte mir zu, als ich herankam, und raunte: „Er ist wieder mal geölt; deswegen!“ Dann trat einer seiner Freunde herzu, mit dem Mr. Auk in die kleine Gasse verschwand, und ich kam auf die vage Idee, daß Mr. Auk ihm dort etwas Komisches über Gerald sagte. Ich habe mich nie mehr mit Mr. Auk abgegeben, seit ich den Grund herausfand, weshalb er an jenem Abend über Gerald seine Witzchen riß.

Als ich Gerald begrüßte, blickte er sofort von seiner Zeitung auf und sah mich an. Ich erinnere mich jetzt, daß er auf einen bestimmten Zug in meinem Gesicht lauerte, den zu sehen er halb erwartete. Aber man erkennt ja solche Dinge erst später.

„Schon die Abendzeitung gesehn?“

„Nein. Weshalb?“

Diese dunklen Augen voll verhetzter Leere, diese dünne Falkennase und der feingeschnittene, schiefgepreßte, trotzig Mund ...

„Weshalb? Zum Teufel, was weiß ich, weshalb!“

Er knüllte seine Zeitung zusammen, schob sie unter den Arm und vergrub die nun freie Hand in die Tasche. Mit dieser Haltung fühlte Gerald Haveleur March sich gegen das Leben gewappnet. Irgend etwas bedrückte ihn innerlich, das sah man. Aber man brauchte ja Stunden dazu, um ihm irgendeine Beichte abzuringen.

„Trinken Sie einen mit mir?“

Ich wäre eigentlich neugierig, wie viele tausend Männer anderen Tausenden von Männern in diesem selben Augenblick dieselbe Frage vorlegen mochten. Doch diese kleine Belanglosigkeit gab dieser Nacht eine gewisse Bedeutung in meinem Leben; denn nie zuvor hatte der Einsame mich oder irgend jemand gebeten, ein Glas mit ihm zu trinken. Auch hatte er noch nie einen dahinzielenden Vorschlag angenommen. Einmal nur, als ich ein paar Leute bei mir hatte, hatte ich ihm etwas Gingerbier aufdrängen können. Trotz alledem, mußte ich es heute abschlagen, da ich sonst zu spät zum Essen käme. „Bei Hilary“, fügte ich hinzu, und er blickte abwesend und finster drein, wie gewöhnlich, und bummelte eine Strecke Wegs mit mir. Er grübelte immer.

Dieser Abend ließ sich seltsam und vielseitig an. Es schien, als ob die Marchs sich heute alle versammeln wollten, die Marchs, denen „nichts erspart“ blieb. Als Gerald neben mir dahinschlenderte, flitzte der große primelfarbige Wagen mit dem drohend schimmernden Verdeck so geräuschlos an uns vorbei, als sei die Curzon-Street ein Teppich. Nur ein junger Chauffeur saß darin, sonst war er leer. Ich vermute, Gerald erkannte den Wagen nicht, und ich verlor keine Bemerkung. Ich war nur neugierig, ob Iris Mrs. Oden durch plötzliche Rückkunft überrascht hatte. Armer Mr. Oden ...

„Was haben Sie so in der letzten Zeit getrieben, Gerald?“

„Getrieben?“ Seine Augen durchbohrten das Pflaster über meine entgegengesetzte Schulter hinweg, so riesig groß war er.

Er grinste ...

„Das bekommen Sie nie heraus“, grinste er.

Diese Grimasse gefiel mir nicht. Sie war ungewohnt bei Gerald. Sie lag wie eine Verbrechermaske über dem feinen, dunklen Gesicht. Deshalb, weil sie ihm so wenig stand, kam es mir in den Sinn, daß er vielleicht kein Geld habe. Ich fragte ihn sehr vorsichtig, ob irgend etwas mit ihm los sei.

„Los? Die Hölle, die ist los. O Jesus!“ Und wieder grinste er.

„Ja, aber außerdem noch irgend etwas?“ Ich dachte wirklich für keinen Moment ernstlich daran, daß irgend etwas Besonderes vorliege. Ich konnte nur dies Gegrinse nicht ausstehen.

Ich kann ihn jetzt noch so deutlich vor mir sehen, wie er plötzlich

den Kopf zurückwarf und unter der Hutkrempe hervor gleichsam in das Herz des Himmels starrte: die dunkle, trotzige, hungrige Silhouette, die nach dem Herzen dort oben suchte.

Wir standen an der Ecke der East-Chapel-Street, wo die große amerikanische Masse des Sunderland-Hauses sich vor den winzigen Dächern von Mayfair spreizt. Sie türmte sich plump gegen das sanfte Abendlicht auf, als ob sie zögere, sich der grauen Umarmung von London hinzugeben.

„Gott!“ seufzte Gerald wie ein kleines Kind. Doch wie ein Dämon lachte er plötzlich zum verschleierte Himmel. „Können Sie sich denn vorstellen, Sie Narr, was für eine blutige Erniedrigung es ist, am Leben sein zu müssen!“

Aber ich will lieber nicht davon reden, wie oft Gerald das Wort „blutig“ im Munde führte. Man ist es müde, das kindische Wort auszusprechen, zu lesen, zu hören. Schließlich ist es ja nur Hühnerfutter und macht sich vielleicht ganz gut auf den Lippen smarter junger Damen von heutzutage, aber es gibt keinen Grund, warum Erwachsene es gebrauchen sollen.

„Ich habe Sie gern“, sagte er mit einer Betonung, die nur dieser satanische Kindskopf fertigbrachte. „Sie brüten auf Ihrer Phantasie, als ob sie ein Ei wäre, und ein nettes kleines Küken kriecht aus. Gott, ich wollte nicht mit Ihnen tauschen! Stellen Sie sich die hübschen Eier vor, die Sie noch ausbrüten werden, und kein einziges hat die Möglichkeit, zu der prachtvollen, großartigen alten Henne aufzuwachsen, die den Mist, den Sie Leben nennen, richtig zerpickt. Warum schreiben Sie Ihre Bücher nicht über gefallene Erzengel? Gefallene Erzengel sind wahrhaftig das einzige, worüber sich zu schreiben verlohnt. Pfui, sag' ich Ihnen ins Gesicht ...“

Das erstmal, seit wir befreundet waren, wagte ich die Andeutung, daß ich „Pfui“ zu ihm sagen könne, wenn es ihm vielleicht schlecht gehe und er verschweige es ...

„Schauen Sie, das ist nicht anständig“, stammelte Gerald. Dadurch, daß er selber schüchtern war, bereitete er dem anderen eine doppelte Verlegenheit. „Wollen Sie vielleicht Freundschaft in Musik setzen? He?“

„Unsinn, Gerald! Es gibt nichts Dümmeres und Unnötigeres als

Ihre Zurückhaltung wegen Geld ...“

„Gott, Sie haben mich auf eine Idee gebracht! Wissen Sie, was ich für Sie tun will, da Sie spät zum Abendessen sind? Verdammt noch mal, ich pumpe Ihnen einen Fünfer.“

„Aber Gerald ...“

„Reden Sie nicht so viel“, stammelte Gerald. „Ich will Ihnen ja nur eine Gefälligkeit erweisen. Ich muß mich auch noch bei Ihnen bedanken, daß Sie mich chloroformieren wollen und nach der Trinkerheilanstalt verfrachten ... Wirklich besten Dank. Ich pumpe Ihnen jetzt einen Fünfer, oder ich schlage an dieser Stelle einen solchen Krach, daß die ganze Polizei von London Sie wegen Bettelerei in Arrest schleppt. Ich brülle, wenn Sie mich nicht anpumpen!“

Ich hatte Eile. Ich mußte den Fünfer nehmen. Ich besitze ihn noch.

„Ich hebe den für Sie auf“, sagte ich. „Verdammt noch mal.“

„Ja, heben Sie ihn nur für mich auf,“ sagte Gerald nachdenklich, „die Fünfer sind allerliebste ...“ Und dann plötzlich, mit einem wild gemurmelt Fluch machte er sich davon, den abfallenden Teil der East-Chapel-Street hinunter, der auf Shepherd's Market mündet. Man konnte einfach nicht sagen, ob er betrunken oder nüchtern war. Man wußte nie, ob er betrunken war, bis er die Sprache verlor. Ich enteilte gerade, als seine Stimme mich noch aufhielt – er hatte eine sehr klare Jungenstimme, wie ein Schulpräfekt.

„He, haben Sie meine Schwester nochmal gesehen? ... Nicht?“ Er schien in Grübeleien versunken. „Wenn Sie sie je wiedersehen, bestellen Sie ihr meinen schönsten Gruß. Wie? Ja nicht vergessen!“

„Ich vergesse es nicht“, rief ich zurück. „Gute Nacht, Gerald“

Aber er hatte sich weggewandt, und das letzte, was ich von ihm sah, war, daß er mit seiner Schulter die Tür der Kaschemme „Zum ledernen Hausmeister“ aufstieß. Ich trabte über die Straße nach der Chesterfield-Street und freute mich, daß ich seine Botschaft für seine Schwester hatte, die ich bestimmt ausrichten wollte. Konnte das vielleicht noch heute abend geschehen?

Wo die Sonne in die Kensington-Gärten niederfiel, hing eine in wilden Farben strotzende, geballte Versammlung von schreiend rosa und purpurn gefärbten, monströsen Wolken über dem Seamore-Platz.

„Es gab einen Cocktail für dich,“ meinte Hilary verdrossen, „aber ich habe ihn getrunken, damit er nicht warm würde.“ Ich dankte ihm höflich für diesen Einfall. „Es war kein Einfall“, sagte Hilary verdrossen. „Es war eine Eingebung.“

Man wird danach nicht allzuschwer verstehen, daß ein paar jüngere Leute Mr. Townshend für einen langweiligen Mann erklärten. Sie sagten: „Er ist sehr nett, aber ganz unter uns, ist er nicht ziemlich langweilig?“ Ich schloß mich dieser Meinung an.

Hilary war ein Mann, der verschiedene Alter zeigte. Wenn ihm nichts glücken wollte, sah er nicht älter als vierzig aus; wenn ihm alles glückte, schien er fünfundvierzig; wenn er „einen Weg überquerte“, das heißt, wenn er dachte, gab man ihm fünfzig. Das war, glaube ich, sein Alter.

Hilary war ein Mann, der sich selbst und allen Leuten eingedet hatte, daß er für die Kinkerlitzchen des Lebens weder Verwendung noch Zeit habe. Er sammelte Briefmarken und hatte seinen Kreis Essex als Liberaler fünfzehn Jahre lang vertreten. Ein Liberaler zu sein, ging gegen jedes Vorurteil in ihm, aber die konservative Partei ging gegen seine gesamte Überzeugung. Er stellte sich die Demokratie vor wie ein Ablaufrohr, durch das die Welt krabbeln müsse, um gesund zu werden. Er glaubte nicht, daß die Welt jemals zu einer Gesundung kommen werde. Wenn er reiste, so blickte er Kofferträgern streng ins Auge und gab ihnen zu viel Trinkgeld. Seine Augen waren grau und sanft und blinkten manchmal verdächtig humoristisch. Ich glaube, Hilary schmeichelte sich mit der Annahme, daß seine Augen kalt und ironisch seien und daß sein Gesicht aus strengem Guß sei. Sein Gesicht war langgezogen und seine Züge irgendwie verkehrt. Güte war in diesem Gesicht.

Hilary ist das letzte Glied der Townshends in gerader Linie, die Magralt, ein Tudor-Schloß an der Küste von Essex, ihr eigen nennen, seit der Zeit, da ein Townshend auf dem Bosworth-Feld zu Henry Tudor übergang. Die Townshends von Magralt sind

immer Soldaten gewesen, „und das“, so würde Guy, der den Soldaten nie verleugnen kann, sich ausdrücken, „ist der einzig ersichtliche Grund, warum Hilary ein berufsmäßiger Politiker und im Schweiß seines Angesichts der bedeutendste Markensammler in der Chesterfield-Street ist“. Man kann auch nicht umhin zu erwähnen, daß Hilary einmal vor Zeugen sacksiedegrob zu einem Amerikaner wurde, der die Äußerung tat, Blücher sei gerade noch rechtzeitig zur Schlacht bei Waterloo eingetroffen.

Über die Frage der Ehe kam es zwischen den beiden Freunden zu den schärfsten Auseinandersetzungen. Oder besser gesagt, Hilary äußerte überhaupt keine Ansicht, sondern hüllte sich in lauerndes Schweigen.

„Gesetzt den Fall, du stirbst,“ sagte Guy, „– das ist ja möglich – denn du bist, was Jahre anbelangt, schon zehn Jahre älter als ich und kannst deine Abberufung zu höheren Sphären jederzeit erwarten, was dann? Denk nur daran, um wie viele Cocktails ich dir neulich voraus war. Nimm also an, du seiest schon so gut wie tot. Ledig und kinderlos. Du hast nichts getan, du bist nichts, du hinterläßt nichts, ausgenommen natürlich, was dir selbst hinterlassen wurde ...“

„Weniger“, sagte Hilary.

„Im Gedächtnis der Menschen lebst du also weiter als ein Markensammler, von dem einem übel wird. Wenn aber nun irgendeiner deiner Vorfahren Gelegenheit gehabt hätte, nur ein wenig von der Sorte Krieg mitzumachen, wie sie uns beschert war, so wäre er schon als Generalmajor gestorben!“

„Als Feldmarschall, Guy. Du vergißt, daß die Townshends im Geruch stehen, mehr von ihren Soldaten geopfert zu haben als irgendeine andere Familie in England, die Soldaten stellte.“

In diesem Ton unterhielten sie sich weiter. Guy behauptete, daß Hilary, da er selber nichts sei, anstandshalber wenigstens heiraten und Erben in die Welt setzen müsse, während Hilary so tat, als betrachte er die erhabenen Höhen von Cumberland und das Haus der Curle-Townshend, Erbsassen von Magralt und Lehngütern, mit wohlwollendem Kopfnicken.

Hilary hatte einmal zu murmeln gewagt, jeder Mensch müsse

glauben, daß Guys eigene Ehe die glücklichste der Welt sei. Zum mindesten, daß sie soweit glücklich sei, wie es glückliche Ehen gebe. Man sagte, Guy vergöttere seine Frau. Doch es hieß außerdem, daß Guy mit seiner Frau nur spreche, wenn Leute dabei seien oder höchstens, wenn er morgens durch ihr Zimmer zum Bad ginge und guten Morgen wünschte. Es war Lady de Travest selbst, die von sich aus diese Information erteilte. „Ich sehe nicht ein,“ sagte sie mit ihrer schleppenden, sanften Stimme, „warum man mit der Tatsache, daß der eigene Mann grausam zu einem ist, hinter dem Berg halten soll. Dessen braucht man sich doch nicht zu schämen, nicht wahr?“

Moira de Travest war eine ruhige Frau mit Grazie in ihren langsamen Bewegungen, statuenhaft, außergewöhnlich hübsch im landläufigen Wortgebrauch, mit einem geheimnisvoll beherrschten Lächeln in ihren blauen Augen, unter Haaren, die wie schwarzes Silber schimmerten. Ganz unvermittelt lachte sie manchmal laut auf, und ihre Augen blitzten in knabenhafter Schelmerei. Unter Frauen hatte sie viele intime Freundinnen, und zuweilen konnte sie auf fast männliche Art geistreich sein. Ausländische Botschafter schätzten ihre Gesellschaft. Herr von Laszlo malte sie. Schriftstellerinnen kamen zum Tee zu ihr. Zweimal im Jahr pflegte sie zu äußern, daß einmal der Tag komme, wo sie einen Liebhaber haben müsse. Trotzdem erweckte sie die tiefste Überzeugung, daß alles andere eher von ihr zu erwarten sei als dies. Was aber zwischen den beiden vor zehn Jahren an Mißlichkeiten auch geschehen war, sie hatten einen Sohn, einen sechzehnjährigen Knaben, in Eton, und Guy de Travest blieb verheiratet, ohne irgendwie an Scheidung zu denken. Das war grausam von ihm, meinten Moiras Freunde, aber Guy war ein kirchlich strenger Herr und liebte seinen Sohn über alles. Auf den früheren Seiten in Besuchsalbums von Landsitzen konnte man zuweilen Photographien von Guy und Moira finden; eingehakt standen sie, er ein blonder Wiking neben dem schwarzen Silber ihres Haares. Es sah nicht aus, als seien sie seitdem irgendwie älter geworden; nur glich Moira de Travest noch ein bißchen mehr einer Statue, und ihre Augen blitzten noch knabenhafter.

Hilary und Guy waren wirklich Freunde. Komischerweise waren sie trotz ihrer Unzertrennlichkeit Gegensätze. Sie stimmten in nichts überein, hatten keine einzige gemeinsame Liebhaberei. Aber vielleicht ist es derselbe Grad von Sinn für korrektes Benehmen, der es Engländern ermöglicht, trotz aller offenbaren Verschiedenheiten zutiefst befreundet zu bleiben. Korrektes Benehmen war für Guy und Hilary eine Tatsache, so wichtig wie adlige Herkunft und Tod. Und nur solche Leute sind zusammen mit ihren Gegnern imstande, Konflikte in das Leben zu bringen. Hie Kämpfer für Korrektheit, hie ihre Feinde – unter dieser Devise wird einmal noch die große Schlacht geschlagen werden. Der Liberalismus Hilarys war in diesem Krieg der Panzer, der über seinem Herzen zerspringen mußte; seinen Kopf ging er nichts an, denn bei letzten Entschlüssen ist nicht der Kopf entscheidend. Guy dagegen, hoch wie ein Baum, der Donnergott der Dandies vom jüngsten Tage, würde dann ein flammendes Bild sein, ragend vor der Nachglut des Autodafés einer alten Religion, die man Aristokratie genannt hat. Indessen zählte Guy durchaus nicht zu den Tories, von denen Mr. Galsworthy uns mit so viel grausamer Sympathie in „Fraternity“ und „The Patrician“ erzählt, wo sie von dem Wahn besessen scheinen, sie hätten das ausschließliche Patent auf Führung der Nation. Guy sah nicht die einzige Hoffnung für England oder für die Welt in sich selbst oder in seiner Kaste. Er war kein kluger Mann; aber seine Verachtung für Politik entsprang seiner Überzeugung, daß die Krankheiten des Lebens und der Gesellschaft nicht durch irgendeine Körperschaft von Menschen sich heilen ließen. Nach seiner Idee hatten die Menschen die individuelle Verpflichtung, sich Reinheit zu wahren, nach Reinheit in sich zu suchen, sie mit Schroffheit zu fordern. Es war ein zu Eis erstarrtes Gewitter in Guys Augen, und er hatte einen sehr reinen Blick. Natürlich aber war er nicht sehr klug.

Diese beiden Männer stellen für mich symbolisch das England, das ich liebe, dar. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich eine Erklärung geben könnte, was es bedeutet. Ich könnte es mir wohl selbst nicht erklären und würde aus diesem Grund bei der Lektüre Jane Austens keinen geistigen Maßstab anlegen. Ob es jemals ein solches

England gegeben hat, ob es heute existiert, weiß ich nicht. Sein Boden ist sicher da, die Wolken vor seiner Sonne, die neckischen Lieblichkeiten seiner insularen Jahreszeiten; es gibt seine Schlösser, seine Parklandschaften, seine geräumigen Hallen. Aber sind die Gestalten, die sich darin bewegen, wirklich das, was wir in ihnen sehn? Gibt es nicht noch andere, irgendwo versteckte, die mit ruhiger Bereitschaft auf ihr Stichwort warten? Gibt es keine anderen Engländerinnen mehr als diese gesunden, hochbusigen Frauen mit ihren Minotaurusmuskeln, diese Mädchen, betäubt von Gesundheit oder mit der Blässe, wie sie der Dunst der Tanzsäle erzeugt? Diese starken, ungraziösen hier oder jene blutlosen, allzu schlanken? Diese Kreaturen, deren Stimme keine Nuance hat als entweder Geflüster oder Geschrei, die der Demokratie nichts geopfert haben als ihr bißchen Würde? Gibt es keine anderen jungen Männer als diese albernen Jünglinge, deren Phantasie keinen Übergang kennt zwischen Prüderie und Laster, die weder geschickt genug sind, ihre Unwissenheit zu hehlen, noch wissend genug, um ihre Gewöhnlichkeit vergessen zu lassen? Gibt es nur diese adligen Damen mit ländlichem Gehirn, diese Matronen, die an Jugendllichkeit gewonnen haben, was ihnen an Haltung abgeht, diese schwitzenden Tänzer, diese ältlichen Gentlemen mit ihren durchaus unvornehmen Eigenschaften? Oder täusche ich mich? Gab es das England, das ich hier male, nie? Waren die Parklandschaften und die geräumigen Hallen nie mit Laffen bevölkert, die durch ihren Reichtum losgelassen waren auf die Grazien der Bildung und der Mode? Gab es nie das England, das ich einst im Zauber eines Londoner Frühlingmorgens sah? Es war nur das vorüberhuschende Bild von Guy de Travest, wie er den freudlosen Teil von Piccadilly durchschritt. Hier muß er immer gehn, wenn er von seinem Haus am Belgrave-Square zu seinem Klub in der St.-James-Street wandelt, wohin noch ein paar Herren sich zu begeben pflegen. Ich sah ihn gegen das gedämpfte Sonnenlicht des grünen Parkes dahinschreiten, und auf einmal sah ich ihn nicht mehr. Es war, als ob er, von einem Schritt zum anderen, in eine Sphäre eingetreten sei, worin er sich selbst, nach seinem Herzenswunsch, mit dem England seines Herzens verschmolzen habe. Dann erlosch sein Bild an

der Kurve des grünen Parkes vor dem altertümlichen Hintergrund von St. James.

Hilary sagt, ich sei an jenem Abend beim Diner sehr still gewesen. Er sagt, es sei ihm aufgefallen, weil man das nicht gewöhnt sei. Hilary bildet sich, wie die meisten Engländer, ein, daß ein Mann schon als Schwätzer betrachtet werden muß, wenn er drei nacheinander folgende Sätze zu Ende bringen kann, ohne sie mit „eh“, „ah“, „hm“, „mm“ oder sonstigen Geräuschen, die ihm passend dünken, zu unterbrechen.

Ich war neugierig, wie in aller Welt ich Mrs. Storms Namen vor meinem Gastgeber hinwerfen solle in der schwachen Hoffnung, daß er mehr als ein Grunzen dafür übrig habe. Denn man sprach mit Hilary nie über Frauen. Ich glaube, er war einmal in vergangener Zeit Mitglied mehrerer Klubs gewesen, aber in den heutigen Tagen des Niedergangs hatte er sich endgültig in die uneinnehmbare Feste der Marlboroughs zurückgezogen. Guy und er waren sich, seit ein spanischer König an Etikette gestorben war, darin einig, ihre jungen Freunde während der langen Lebensdauer, die diesen sicher war, eher zu beneiden als zu übersehen.

„Er wird schon über mich reden, wenn Sie ihn dazu provozieren“, hatte Iris versonnen geäußert. Tatsächlich hatte ich nur einmal gemerkt, daß Hilary bei der Nennung eines Frauennamens aus sich herausging; und das war, als ich ihn durch Iris' Verteidigung dazu gezwungen hatte. Für diese hatte er zwar eine große Achtung, doch sie war, wie man im Volk sehr treffend sagt, ganz „ausgeglitten“. Hilary zum Sprechen über Iris zu bringen, mußte ein Kind imstande sein.

Hilary hat nachher gemeint, er habe sich meine gedrückte Miene sofort erklären können, als ich ihren Namen nannte. Das nämlich war die Wirkung, die Iris bei Männern hinterließ. Doch damals antwortete er nur rauh; er habe nicht einmal gewußt, daß sie in London sei und ob ich Portwein oder Brandy haben wolle oder beides zusammen, weil ich die beiden Karaffen auf meiner Tisch-

seite behielt. „Pardon“, sagte ich und fuhr fort, wie liebenswürdig Mrs. Storm über ihn gesprochen habe. „Und denk dir,“ sagte ich, „sie ist Gerald's Zwillingschwester!“

„Warum: denk dir?“

Hilary ärgerte sich. Warum eigentlich? Warum ärgern sich Männer überhaupt?

„Sie ist schön,“ schwärmte ich, „sie ist gut, sie ist ...“

„Es scheint,“ brummte Hilary, „daß sie ein absolut harmonisches Zwillingsspaar sind. Hm.“ Und er steckte sich eine Zigarre an und betrachtete, tief in Gedanken versunken, die Flamme des Zündholzes.

Ich glaube, ich lasse von jetzt ab seine „Hms“ lieber beiseite.

„Es hat nur eine March gegeben,“ fuhr er fort und stieß eine „Tasse Kaffee in der Richtung nach mir, als ob er ihren Anblick hasse, „die jemals was getaugt hat, und das ist die Tante, Eve Chalice, eine liebe alte Dame. Großer Gott, das Blut der Marchs! Aber sie blasen ja jetzt auf dem letzten Loch, mit Gerald als Erben.“

Dies zeigte mir, welchen Begriff ich von diesem jungen Mann gehabt hatte. Daß er irgendeine Erbschaft außer der des bankerotten Adelsnamens zu gewärtigen habe, ahnte ich nicht.

„Das ist seit dem letzten Juli der Fall,“ erklärte Hilary, „s it sein Onkel, der um ein Jahr ältere Bruder Bartys, und in Vetter sich vorgenommen hatten, in der Schweiz ohne einen Führer ein wenig fünftklassige Kraxelei zu betreiben, un aus Versehen den Versuch machten, die Jungfrau zu erklettern.“ Mir schien, als rede Hilary sehr unwirsch über den Bergsport. Es war die Geringschätzung einer ruhigen, normalen, vernünftigen Natur mit einem leichten Schuß altmodischer Einbildung. Als wolle er andeuten, er empfinde eher Schadenfreude über die Zermürbung und den Untergang des Hauses Portairley. Als wolle er sagen, das Haus Portairley verdiene keinen besseren neunzehnten Earl als ausgerechnet Gerald. Wenn Hilary bloß seine eignen gütigen grauen Augen dabei hätte sehen können!

Daß ihn, abgesehen von dem bloßen Dasein der Marchs, etwas verdrossen hatte, war klar. Plötzlich dämmerte mir: es war die Tatsache, daß Iris ihn nicht hatte wissen lassen, daß sie in London sei;

daß er es von mir hatte hören müssen und nicht von ihr selbst. Ich hätte den Grund gleich erraten können; denn Hilary war und blieb immer einer jener Sonderlinge, die für die Nichtigkeiten des Lebens nichts übrig haben.

Vielleicht wäre Gerald dennoch ein so netter Earl von Portairley und Axe, daß er die Eitelkeit der Marchs durchaus befriedigte. „Wenigstens“, meinte ich halb fragend, „wird er wohl ein bißchen mehr Geld haben als jetzt?“

„Ungefähr“, schmunzelte Hilary, „noch fünfhundert Pfund weniger im Jahr als heute. Nicht einmal durch Bestechung können Sie jemanden dazu bringen, Portairley zu übernehmen, und so muß der alte Herr in zwei Zimmern wohnen und die Hypothekenzinsen auf seine Beszung zahlen für das, was seine Gläubiger ihm noch gelassen haben. Man sollte meinen, der alte Fluch ist am Werk ...“

Die Flüche, die Familien bedrohen, zeigen wirklich keine große Abwechslung. Diejenigen, von denen der Fluch ausgeht, scheinen nur zwei Formen davon zu kennen. Die eine raubt dem Verfluchten gleich das Leben, und die andere straft ihn mit ewiger Schande, bis zum jüngsten Gericht. Der Portairley-Fluch gehörte der zweiten Spielart an, und so schien der arme Gerald zum Tod in ewiger Verdammnis bestimmt.

„Mir ist ganz dunkel so,“ fuhr ich fort, „als hätten Gerald und seine Schwester sich einmal vor langen Jahren gezankt. Nun habe ich Gerald getroffen, als ich auf dem Weg hierher war, und er war anscheinend zu einer Versöhnung geneigt. In diesem Fall, und da Mrs. Storm wohlhabend sein dürfte ...“

Bei Gott, Hilary konnte einen überraschen. In dem ruhigen, parlamentarischen Ton, der sich mit der erhabenen Würde eines demokratischen Landes verträgt, brach er los: „Gott sei Dank ist sie wohlhabend! Stell' dir vor, was für ein schäbiges Leben eine Iris führen müßte, wenn sie mit zu ihrem Mangel an Moral noch dazu kein Geld hätte!“

Daß Hilary eine große Achtung für die Dame mit dem grünen Hute hatte, war klar zu erkennen. Man muß sich nur vor Augen halten, daß bis zu diesem Abend nicht einmal ihr Name zwischen uns gefallen war. „Er wird schon reden, wenn Sie ihn provozie-

ren“, hatte Iris gesagt. Zum Teufel, das hatte ich!

Hector Storm V. C. hatte ihr anscheinend jeden Pfennig hinterlassen. Storm: Stahl, Sheffield. „Feiner Junge, Storm“, sagte Hilary und zupfte sich an einem steifen grauen Ding, das er, ich vergaß es zu erwähnen, an seiner Oberlippe trug, ohne daß es ihm jemals glückte, anders als glattrasiert auszusehen. „Boy Fenwick hinterließ ihr auch alles, was er hatte, aber davon hat sie keinen Pfennig angerührt. Man könnte wirklich glauben, die Welt sei verkehrt, wenn man den moralischen Sinn einer Iris untersuchte! Wie Stahl und Eisen – und dann wieder ... Sie gab das ganze Vermögen von Boy Fenwick der alten Tante Fenwick, und seitdem hat die alte Schachtel zum Dank ihr jeden Schauernamen gegeben, der sich in den Apokryphen finden läßt.“

„Aber Hilary!“ rief ich. (Hilary meinte später, ich sei im Gesicht ganz weiß gewesen.) „Sagtest du wirklich: Boy Fenwick?“

„Ihr erster Mann“, sagte Hilary und schob sein Portweinglas auf der polierten Tischfläche einen Zoll oder zwei weiter von sich und starrte darauf hin. „Du kannst dir keinen famoseren Kerl denken als Boy Fenwick ... Das war ein bißchen vor deiner Zeit, vermute ich ...“

„Nie im Leben hätte ich geglaubt, daß Mrs. Storm die Mrs. Fenwick gewesen sein könnte.“

„Mrs. Storm“, lächelte Hilary sehr sonderbar zu seinem Portweinglas hinüber, „ist alles gewesen.“

Aber Boy Fenwick! Die schamlos schamvolle Dame mit dem grünen Hut sollte die tragische Mrs. Fenwick gewesen sein! Hier hatten wir also jenen Felix Burton in Gerald's Roman und sein Reinheitsideal! Und dort, so deutlich wie nur Haß sie zeichnen konnte, war Ava Foe; und in dieser Richtung war auch irgendwo der Grund für Gerald's schier mittelalterlichen Haß gegen seine Schwester. Irgendwo, aber wo denn eigentlich? Denn ich wußte am allerwenigsten über den Tod von Boy Fenwick. Das war eine Geschichte von früher, das hatte sich begeben, „ein bißchen vor meiner Zeit“.

„Ich kannte Iris“, sagte Hilary gedankenvoll und spielte mit dem Fuß seines Glases, „als sie noch ganz klein war. Sie hatten

damals ein Haus am Cambridge-Square, und sie ging gewöhnlich zu der Schule in der South-Audley-Street, wo sie alle hingehn. Ich sah sie immer mit ihrer Gouvernante dahinschreiten, ein hochaufgeschossenes kleines Wesen, braune Strümpfe und blaue Augen. Hm. Sie war allerliebste.“

Es gab eine Pause. Plötzlich wandte er mir sein Gesicht zu, das lange, schmale, graufarbige Gesicht mit den gütigen, wie verzeichneten Zügen. Und es war, als habe es plötzlich von Grund aus seine ganze innere Ruhe verloren. Mr. Townshend, der mannhafte „Kämpfer für korrektes Benehmen“, war bei all seiner äußeren Gelassenheit, seiner stärkeren Uninteressiertheit immer wie ein Gruyérékäse, eine glatte Oberfläche mit Löchern. Diesmal aber war es anders. Es war, als sei in seinem Innern ein Hahn aufgedreht, und nun sprudle ein wildverletztes Erstaunen in ihm hervor, das nicht ganz bis zu seiner äußeren Haut drang. „Und heute“, sagte er leise und sah dabei auf mich, als habe er mich anzuklagen, „und heute? Das letzte, was ich von Iris hörte, war, man habe sie Nacht für Nacht in einem russischen Kabarett in Wien gesehn, mit einem italienischen Juden, der sich dadurch, daß er gefälschten Champagner nach Amerika vertrieb, reich gemacht haben soll. Und das ist dasselbe lange kleine Wesen; braune Strümpfe und blaue Augen ...“

„Aber ...“, fing ich an und entschloß mich zu schweigen. „Nacht für Nacht“ indes war eine absurde Behauptung. Das paßte meines Wissens nicht zu Iris Storm. Vielleicht hatte sie eine einzige Nacht mit jenem italienischen Juden dort in dem Wiener Kabarett gesessen. Sicher aber nicht Nacht für Nacht. Oder sie mußte sich seitdem kolossal verändert haben. Außerdem, was konnte gleichgültiger sein als ein italienischer Jude, der gefälschten Sekt nach Amerika vertrieb? Wahrhaftig, nein, das war zu viel des Guten.

„Deine Generation“, äußerte Hilary tief in Gedanken, „ist schon eine Rotte. Nimm einen Brandy.“

„Nach Generationen zu rechnen“, sagte ich, „ist absurd. Das machen saloppe Romanschreiber des billigen Effekts halber. Alle Generationen sind eine Rotte. Sehr freundlich von dir.“

„Aber deine Generation“, fuhr Hilary in seinen Gedanken fort, „hat mehr Gelegenheit zur Verrottung, als unsere hatte. Das hatte ich auch gemeint. Und deine Kinder werden noch mehr Gelegenheit haben. Viele junge Männer von heute zeigen einen gewissen Menschenverstand dadurch, daß sie zögern, sich eigene Frauen zu nehmen. Sie haben Angst, die Konsequenzen könnten ihnen einmal im Nacken sitzen. Wenn du für dich schon Autos, Telephon und Radio zur Verfügung hast, um deiner festen Ordnung zu ent-rinnen, so werden deine Nachkommen sich billige Aeroplane halten. Wenn ihr jungen Menschen von heute ausbrecht, so kennt ihr keine Grenzen in eurer Hemmungslosigkeit. Zur Zeit meines Vaters konnte man nicht so herumsausen. Man konnte nicht zugleich in so viel Abfallgruben wühlen, nicht in einer Nacht zwischen London und irgendeinem Paradies des gemeinen Lasters wie etwa Deauville oder der heutigen Riviera hin und her rutschen. Wenn man damals schon ein bißchen ausbrach – ich meine die Frauen – so mußte man mit dem Anstand ein Kompromiß schließen, einfach, weil man gezwungen war, an dem Ort, wo man lebte, zu bleiben. Man konnte damals nicht einfach ein Rendezvous mit telephonischer Kofferaufgabe nach Paris verabreden, um sich dort ein paar Tage zu amüsieren. Wenn aber heute eine Frau von allen Fesseln, die Kaste und Keuschheit ihr auferlegen, sich mit Stößen befreit hat, so steht die ganze Welt ihrem Mutwillen offen, und jede Erfindung der Welt kann sie sich dienstbar machen, um ihren unerträglichen kleinen Lüsternheiten nachzulaufen.“

Ich bezähmte den unvernünftigen Drang, für Iris gegen den Freund ihrer Kindheit einzutreten. Ich hätte gern gesagt, daß gerade die kleinen Lüsternheiten Iris besonders unerträglich seien. In bezug auf Iris hätte Hilary mir wohl darin beigestimmt; denn es scheint, das einzige Laster, das ein Mann von Prinzipien verstehen kann, ist das Laster, keine Freude an dem zu haben, was seine Prinzipien ihm selbst zu tun verbieten. Hilary konnte es Iris offenbar nicht vergeben, daß sie nicht, wie die anderen „entgleisten Ladies“, vulgär, dirnenhaft und roh, in der niedrigsten Bedeutung des Wortes, geworden war. Er hielt es sichtlich für unentschuldig, daß sie die Grazie ihres äußeren Wesens und auch die des inneren,

die nichts von ihrer Lebensführung verriet, nie verloren hatte; daß sie außerdem genau so, wie sie gleichgültig war gegen Klassenunterschiede, sich mit Seelenruhe darüber hinwegsetzte, deklassiert zu sein. Und sich selbst konnte er nicht vergeben, daß er, Gott weiß wieso, an ihr noch immer die gleichen Qualitäten sah wie damals in dem langaufgeschossenen kleinen Ding mit den braunen Strümpfen und den blauen Augen. Wäre Hilary ein bloßer Gefühlsmensch gewesen, so hätte er gegen das, was er nicht sehen wollte, die Augen geschlossen und nur dafür Blicke gehabt, was er sehen wollte. Aber Hilary war Realist und hatte Augen, die in die Vergangenheit gerichtet waren. Die Iris von einst hätte für ihn tot sein sollen, erwürgt von der erwachsenen Iris, aber – und darin lag die Perversität dieser erwachsenen Iris, die alle Schranken von Kasten und Keuschheit durchbrochen hatte – das Kind war durchaus nicht tot. In tieferem Sinne war Iris noch dieselbe wie damals, als sie mit ihrer Gouvernante über die South-Audley-Street ging. Wie aber kam man um all diese Männer herum? Sie war trotzdem noch da ... Sie war unverändert, durchaus als sei sie von keinem anderen entstellenden Hauch berührt als von der leichten Flucht der Jahre. Hilarys Gedanken waren fast hörbar. Daß Iris in ihrem Abgrund sich so makellos erhalten hatte, war ein beschämendes Unrecht gegen alle dezente Weiblichkeit. Er durfte keine Sympathie mehr für sie haben. Nein, nichts an ihr durfte einen anständigen Mann noch fesseln. Er, ihr Freund aus Kindheitstagen, mußte sich schwer darüber ärgern, daß sie noch immer sein sauberes und sonst so ausgeglichenes Hirn interessieren konnte. Der Freund aus Kindheitstagen liebte diese Frau so tief, daß er als Mann von Prinzipien nur ihre schlechtesten Eigenschaften sehen konnte. Aber der Freund legte dem Mann von Prinzipien eine Falle; und während diese beiden Gegner stritten, dachten sie nur an diejenige Seite dieser Frau, wodurch sie beide am unglücklichsten wurden. Gerade die Tatsache, daß Hilary sich mit Iris so innig verbunden fühlte, machte ihm nur ihre schlimmste Seite bewußt. Viele wackere Männer nennen dieses Gefühl Liebe. Viele wackere Frauen nennen es bei Männern Idealismus.



Es ist merkwürdig, wie viele bedeutungslose Einzelheiten einem ins Gedächtnis zurückströmen, wenn man versucht, sich nochmals den Hauptteil eines verbrachten Abends vorzustellen – eines Abends, der unvermeidlich an einem bestimmten Punkte enden mußte. Ich weiß noch, wie ich während einer der langen Pausen, wie sie unsere paradoxe Freundschaft mit sich brachte, in mein Brandyglas starrte – es war eins von Hilarys gargantuamäßig großen – und ich mich über Hilarys seltsam mit Vernunft versetzte Gefühlsduselei wunderte. Und dann war ich neugierig bei dem Gedanken, wie der Mann von Prinzipien sich gegen den Kindheitsfreund verteidigen würde, wenn Iris auch nur die schwächste Neigung durchblicken ließ, Mr. Townshend von Magralt zum dritten Mann zu nehmen. Der Mann von Prinzipien würde den Kampf verlieren ... Es ließ sich noch nicht mutmaßen, ob er glücklich oder unglücklich dadurch werden würde. Kein Mann nämlich kann vorhersagen, welch sonderbares, abseitiges Glücksgefühl, noch eifersüchtiger bewahrt als heimliches Verbrechen, ein anderer Mann aus der Gemeinschaft mit einer Frau saugen kann, die er verabscheuen mußte, wenn er sie nicht heiß begehrte.

Durch die Gesprächspausen an jenem Abend wanderte die sagenhafte Gestalt Boy Fenwicks, diese jugendliche Figur, die vom Hintergrund verworrener Gerüchte und wissensschwangerer Verschwiegenheiten sich abhob. Jedoch ich war so sehr darauf aus, den scharfen Beobachter und gefährlichen Kindheitsfreund nicht argwöhnisch zu machen – zu heftig war noch sein Interesse an Mrs. Storm –, daß mir der Name Boy Fenwick lange auf der Zunge schwebte, bevor ich ihn nannte. Oh, der Name Boy Fenwick! Man kannte ihn so gut und so dämmerhaft, er wurde so oft von einem seiner Freunde oder von Freunden seiner Freunde in eine Unterhaltung getropfelt mit leichtem Gram zur Verewigung seines Zaubers, seiner Zeit ...

Manche Leute werden die Umstände des Ereignisses, das damals zu den kleineren Sensationen gehörte, besser im Gedächtnis haben, als ich vorgeben könnte. Es geschah im Sommer 1913, als

ich gerade aus der Schule entlassen war und zum erstenmal die Freiheit genoß. Ich durchwanderte die Schweiz und war selbst für den langen Arm der „Continental Daily Mail“ schwer erreichbar. Am Morgen nach seiner Hochzeitsnacht hatte man Boy Fenwick im Hofraum des Hotel Vendôme in Deauville gefunden, tot, mit gebrochenem Genick. Offenbar war er von seinem Schlafzimmerfenster im dritten Stock hinuntergefallen. Seine schöne junge Frau (ich sammle die Gerüchtfetzen, die mir später zuflogen) hatte geschlafen und dann, von einem jähen Gefühl der Einsamkeit aufgeschreckt, in das Morgengrauen hinuntergeblickt ...

Versuche ergaben, daß ein Mann unter gewissen Bedingungen aus diesem Fenster hinausfallen konnte. Die Hoteldirektion erklärte, unter gewissen Bedingungen könne ein Mann aus jedem beliebigen Fenster fallen. Unter den gewissen Bedingungen, die man taktvoll streifte, war auch Sekt. Ich glaube, daß man sich diese Erklärung aus Takt zu eigen machte. Natürlich wurde damals über das schöne Mädchen, das Mrs. Fenwick war, viel geschrieben und gedruckt; und die kaum verhohlene Entrüstung der illustrierten Zeitungen sorgte für etwas Humor in dieser Affäre. Denn die schöne Mrs. Fenwick hatte Sebastian Roeskin, den Photographen in der Dover-Street, veranlaßt, keines ihrer Bilder auszuliefern und sich sehr erfinderisch darin gezeigt, Straßenaufnahmen mit der Kamera zu vereiteln. Und so wurde diese Tragödie, da sie sich noch dazu in Deauville während der Großen Woche ereignete und Deauville im Frühlingsglanz seines Sieges über Trouville stand, so schnell wie möglich aus der Welt geschafft.

Erst in jenem Jahr war Boy Fenwick von Oxford nach London gekommen, und sein Gedächtnis wurde hier wie dort von seinen vielen Freunden als etwas Heiliges geehrt. In der Tat scheint es, als sei er einer der Geliebtesten unter den geliebten jungen Leuten von damals gewesen, jetzt, wo er zur Legende geworden ist und die Erstausgabe eines schmalen Gedichtbands, den man nach seinem Tode mit einer entzückenden Einführung von P. L. veröffentlichte, ein Lob errungen hat, das dann nur noch vom Gedächtnis Rupert Brookes überboten wurde. Der Jugend des heutigen Jahrzehnts, die nun des sorglosen, scheinaklugen Zeitvertreibs, einer gesunden Skepsis oder dem katholischen Idealismus anzuhängen etwas satt ist, müssen die Jünglinge der

Vorkriegstage als die begabtesten Gottesgeschöpfe gelten, die jemals diese Erde schmückten, abgesehen freilich von dem Glanze Griechenlands. Zwar sind einige von diesen bis heute am Leben; aber es wäre sehr ungerecht, die Jugend eines Mannes im Lichte des Schattens zu sehen, den er als früher Dreißiger wirft. Trotzdem besitzen diese paar toten Jünglinge anscheinend eine gewisse götterähnliche Unsterblichkeit, die der Menge derer, die zugleich mit ihnen starben und deren Gedächtnis pflichtgemäß durch Kenotaphe, Obelisken und Gedenksteine gefeiert wird, versagt ist. Es ist nichts Besonderes, daß sie in der Trauer ihrer vielen Freunde fortleben; aber es ist seltsam und erfreulich, wie sie immer und immer wieder heiter, stattlich und gesund in der Einbildungskraft derer, die sie niemals kannten, auftauchen. So geisterte der Name Boy Fenwick immer wieder als ein Phantom von Schönheit, als das Echo eines Lachens durch die Unterhaltungen, wirklich und schattenhaft. Es scheint, daß ein gewisser katholischer Idealismus das Auffälligste an ihm war, fast eine Besessenheit; und dies ist das einzige, was ich je mit Klarheit über ihn hörte. Damit, so glaubte ich in dieser Nacht, konnte ich seine sagenhafte Figur beiseiteschieben. Ein Idealist! Ja, Boy Fenwick war ein Idealist. Brächte ich die milde Grobheit jenes mächtigen Edelmanns, des Earls von Birkenhead auf, der in einem Zeitalter des anmaßenden Schiebertums, das gewöhnliche, normale Männer zu Genies erheben will, die Sentenz wagte: „Schlappiers liegen mir nicht“, so würde ich sagen, daß Idealisten mir nicht liegen.

Aber bei diesem Diner mit Hilary sollte ich noch nicht die ganze idealistische Wirkung jenes jungen Gottes spüren, der, von vielen geliebt, für ein Mitglied der Familie March der Held war, für ein anderes Schicksal. Das sollte sich später ereignen, in einer Nacht, die die Schwester der heutigen war.

Mrs. Storm war, als die Tragödie in Deauville geschah, kaum älter als neunzehn oder zwanzig. Ich hatte wohl bemerkt – vielleicht nur ganz nebenher, als Hilary mir ein Zündholz reichte –, welch furchtbares Erlebnis dies für ein junges Mädchen gewesen sein müsse. Denn ich erinnere mich, daß Hilary sein gargantuanisches Brandygefäß an seiner Nase vorbeischoob, nur sozusagen daran schnuppernd, um einer der schwangeren Pausen willen, die immer eintreten, bevor von Natur

aus gütige Leute einen grausamen Ausspruch tun. „Furchtbar!“ sagte er gedankenvoll. „Eigentlich mehr für ihn als für sie, meinst du nicht?“

„Ich vermute,“ erwiderte ich in aller Unschuld, „daß er einen Schwips hatte oder dergleichen, um so aus dem Fenster zu fallen ...“

Hilary blickte mich jetzt durch sein Glas hindurch an – der Rand reichte gerade an seine Brauen, während er schlürfte – und das war ein Blick, wie er im Parlament vollauf genügt hätte, um spektakelnde Sozialisten so klein zu machen, daß selbst ein Clown sie verachtet hätte.

Unwillkürlich rief ich aus: „Aber du willst doch nicht etwa andeuten, daß er freiwillig aus dem Fenster fiel!“

Hilary gewann sofort seine gemessene Ruhe zurück, weil ich mich so weit vergessen hatte, emphatisch zu werden. „Hm“, sagte er. Vorsichtig setzte er sein mächtiges Glas wieder hin. „Hm.“ Er kam langsam zu dem Beschluß, daß sein Zigarrenstummel, den er prüfte, nicht wert war, noch einmal angesteckt zu werden. „Hm“, sagte er, nahm eine frische Zigarre aus der Kiste und knipste sie ab. Ich reichte ihm die Zündhölzer. Aber ich war nicht der Mann, den er noch mehr aus sich herauslocken konnte. Ich machte das mit ihm, was einmal Mr. Beerbohm im Kasino zu Dieppe mit dem verstorbenen Mr. James Pethick machte: ich spornte ihn mit den Sporen der Schweigsamkeit.

Hilary steckte seine Zigarre an und sprach: „Boy Fenwick war ein junger Mann von Qualität. Dies Wort meine ich nicht in der läppi-schen Bedeutung, die ihr in der Literatur ihm gebt. Ich meine Qualität – in Geist und Gesinnung. Trotzdem“, fuhr er durch den weißen Rauch hindurch, den die verlöschende Zündholzflamme aufsteigen ließ, fort, „hat er sich selbst aus dem Fenster gestürzt.“

Und gerade in diesem Moment war es mir, als sehe ich Boy dies tun und Iris dabei im Bett liegen ...

Hilary war ärgerlich. Der bloße Gedanke an jene verschollene Tragödie schien den inneren Zapfen in ihm ein wenig lockerer zu machen; doch kam noch immer nicht der Strom seines wildverletzten Erstaunens ganz an die Oberfläche.

„Natürlich,“ sagte ich, „man sagte damals nur, daß es ein Unfall gewesen sei ...“

„Natürlich“, brummte Hilary.

Mrs. Boy Fenwick hatte dem Namen ihres Mannes nicht durch öffentliches Eingeständnis seines Selbstmords schaden wollen. „So zeigt sich,“ sagte Hilary, „wie verkehrt das moralische Empfinden einer Iris March ist; und doch ist es in ihr der Teil aus Stahl, Eisen und Gold. Dadurch, daß sie die Wahrheit sagte, ruinierte sie sich selbst.“

„Aber wenn du“, wandte ich schüchtern ein, „nicht vorgezogen hättest, zu denken, daß sie sich ruiniert habe, wäre es dann unbedingt nötig gewesen, daß du es für die Wahrheit nahmst?“

„Iris lügt nie. Lügen langweilt sie. Auf ganz natürliche Weise gewöhnt man sich daran, alles, was sie gesagt, wortwörtlich aufzufassen; denn immer wird buchstäblich alles wahr sein, besonders *wenn* es gegen sie selbst geht. Sie hat keine Spur von Selbsterhaltungstrieb, verstehst du. Hm. Schade.“

Offenbar konnte Iris Fenwick es keinen Augenblick ertragen, daß Boys Freunde glauben sollten, er sei unter dem Einfluß eines Schwindels in der Trunkenheit hinausgefallen, da bekannt war, daß Boy ein sehr mäßiger Trinker war und daß Iris Trunksucht verabscheute, „ja sogar“, betonte Hilary, „den bloßen Gedanken daran, so, wie es nur die Tochter und Schwester eines Trunkenboldes fertigbringt.“ Plötzlich lächelte er. „Wenn du sie je wirklich kennlernst, so wirst du ein bißchen verblüfft sein, daß Iris, wenn du deinen Durst auf ganz natürliche Weise löschst, zum mindesten ein klein wenig verdrossen dreinschaut. Das ist unvernünftig, ja. Aber Töchter oder Schwestern oder Frauen von Trunkenbolden schießen gewöhnlich übers Ziel hinaus.“

Anscheinend hatte Mrs. Boy Fenwick die Verantwortung, die sie dem Namen Boys und der Liebe seiner Freunde schuldig war, sehr tief empfunden. Sie hatte diese Liebe dadurch sicherstellen wollen, daß sie ihnen klarmachte, sein Tod sei ganz in Harmonie mit seinem Leben gewesen. Wenn Boy überhaupt Selbstmord begehen durfte, so war seine einzige Rechtfertigung die, daß er sich um sein Ideal betrogen fühlte. Mehr noch als sein Tod an sich schmerzte sein Selbstmord die Freunde; aber die Wunde war nicht so tief, wenn sie sich sagten, er habe es aus Verzweiflung über verlorene Illusionen getan.

Iris mußte gefühlt haben, daß Boys Freunde das vollständig begreifen würden; wozu sonst wären sie seine Freunde? Sie konnten und mußten denken, daß seine Empfindlichkeit bis zum Wahnsinn ging. Iris mußte sich außerdem gesagt haben, sie müsse seinen Freunden berichten, durch irgendeinen Stoß sei seine Empfindlichkeit gesteigert und sein Gleichgewicht zerstört worden. So würden sie Iris verdientermaßen die ganze Schuld beimessen, aber das Bild eines Boy im Gedächtnis behalten, der bis zum Ende seinem Ideal treu war. Ich kombinierte mir aus Hilarys Reden, daß sie ihm das in großzügiger Weise zugestanden hatten. Auch Hilary – denn war dieser Mann nicht ein Realist? Man konnte sie sich alle bei dieser Gedächtnisfeier vorstellen, wie sie, Boys Freunde, sich zu der Witwe Boys benahmen. Der tote, verehrte Jüngling war nur noch im Geist, das stumme, blasse, schöne Mädchen im Fleisch unter ihnen. Sie mußte auch Gerald erzählen, was sich begeben habe. Man kann sich denken, wie das auslief ...

Damals, sagte Hilary, war sie von einer geradezu überirdischen Schönheit und innerlich so gelassen, so schrecklich unjung irgendwie. „Ich war daran schuld“, hatte sie geäußert. Sie hatte zugesehen, als er sich aus dem Fenster stürzte. Sie sagte, er habe sich gerade eine Zigarette angesteckt.

„Nun versetze dich in die Seele einer so jungen Frau,“ meinte Hilary, „einer Frau, deren moralisches Empfinden ..., du weißt schon wie, aussah die den Trieb hatte, auf eigene Kosten die Wahrheit zu sagen, um den Preis, daß sie sich ruinierte und sich den Haß eines verrückten Bruders zuzog ... Denn dies muß am meisten geschmerzt haben. Aber sie stand bei dem, was sie tat, unter dem Zwang eines Ehrgefühls, das sogar die starre Strenge Guys beschämt ...“

„Na, Hilary, spricht nicht hier nur einfach die Kaste mit, die sie zu deinem Mißvergnügen stets ignoriert hat?“

Doch Hilary nahm nie etwas von dem zurück, was er gesagt hatte. Er fertigte mich mit einem „Hm“ ab und meinte, an dem schalen Paradox, man kenne nie das Beste einer Frau, bevor man ihre schlimmste Seite kenne, sei doch etwas Wahres. „Himmel, ja, eine schlimmere Seite konnte sie wohl nicht zeigen!“

Hilary suchte, mit Tiefsinn, wie man gesehen hat, die noble wie

auch die fragwürdige Seite in Iris' Natur vor sich selbst zu erklären. Und so meinte er, sie habe die Liebe von Boys Freunden zu ihm immer wachhalten, ja noch fördern wollen durch den Glauben, daß er ungezähmt an seinem Ideal gestorben sei. Sie kam darin, meinte Hilary, Gerald auf halbem Wege entgegen. Sie hatte gesagt: „Boy starb für Reinheit.“

„Hilary! Hat sie das wirklich gesagt?“

Es war tatsächlich alles, was sie gesagt hatte. Boy Fenwick war für „Reinheit“ gestorben.

Ich konnte nicht anders, ich mußte laut denken: „Der Ausdruck ist ja ziemlich summarisch.“

Hilary gab mir recht; er sei für ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen sehr energisch, fast zu spitz gewesen.

„Aber!“ murmelte ich.

Natürlich konnten Boys Freunde, meinte Hilary, sich nur einen einzigen Vers darauf machen. Natürlich! „Für Reinheit!“ Und auch die Freunde von Iris mußten die Worte so auslegen. Welche Deutung sonst war denn möglich? Alle anständigen Leute auf der Welt konnten da nur etwas Bestimmtes meinen ...

Hilary sah mich forschend an. Ich hatte mich mit Geräusch bewegt, so überrascht war ich. „Du willst doch nicht“ – ich versuchte, nicht nach Atem ringen zu müssen – „sie mit der Schuld an Boy Fenwicks Tod belasten?“

„Man richtet nicht“, entgegnete Hilary gereizt, „eine Iris March, eine Iris Fenwick, eine Iris Storm. Sie haben sich selbst gerichtet. Sie stehen außerhalb des Gesetzes, durch das wir ...“

„Hilary, so sind die Jakobiner mit den Girondisten umgesprungen!“

„Wir sind nicht vollkommen,“ sagte Hilary ruhig, „aber das sind wir nicht. Was Iris mit neunzehn Jahren war, oder auch noch früher, ist sie seitdem immer geblieben.“

„Was? So tapfer?“

„So zügellos. Sie machte eine Geste nach Boys Tode, eine feine Geste – und dann ging sie an den Beweis, daß sie es in sich hat, einen Boy zu entzaubern und in den Tod zu jagen. Sie hatte ... Affären. Keine lange darunter, aber immerhin Affären. Oh, ganz offen! Sicher

hast du von einigen schon gehört. Und als nach vier Jahren der junge Storm sie heiratete, gegen den Wunsch seiner Familie, war sie nichts Besseres als – wie nennt man diese Geschöpfe? – eine Demimondäne ... Und seit dem Tode Storms ...“

„Ich bitte dich!“ sagte ich, und dann hielt ich mit meinen Ansichten nicht mehr zurück; denn, sind wir Stöcke oder Steine, oder sind wir menschliche Wesen? Ich dachte an Boy Fenwick und nicht an Iris' späteres Leben, obwohl mir schien, daß Boy Fenwick auch mit diesem sehr viel zu tun habe. Zuerst hatte ich Hilary zum Reden verlockt. Aber mit seinem entsetzlichen Talent, sich vernünftig zu stellen, hatte nun er mich provoziert. Er konnte alle schlimmen Eigenschaften, die jener hatte, herausfordern. So hatte er das Schlimmste in mir gegen den jungen Reinheitshelden aufgewühlt. Es schien mir, daß es zum mindesten recht übereilt von einem jungen Mann sei, in Verbindung mit einem zwanzigjährigen Mädchen „für Reinheit“ zu sterben. „Hilary, in zweitausend Jahren haben wir einen einzigen unanständigen Weg entdeckt, der in den Himmel führt, und diesen hat, wie viele Idealisten, Boy Fenwick genommen.“

„Du machst dir wohl nicht klar,“ sprach Hilary mit seiner vertrackten Vernunft, „in welche Tiefe anständige Leute stürzen, wenn sie plötzlich verzweifeln.“

„Aber ich dachte bisher, daß wir über menschliche Wesen diskutierten!“ Und deshalb drängte sich unwillkürlich die Annahme auf, eine junge Frau, die gebeichtet hatte, ihr Geliebter sei für „Reinheit“ gestorben, sei reiner als der Geliebte, der nicht fähig gewesen war, dafür zu leben. Boy Fenwicks Tod schien eine Flucht, bei der er etwas Gutes mit sich raffte. Dadurch, daß er die Gloriole um sich breitete, hatte er das Mädchen zerstört. Wie kommen junge Leute überhaupt dazu, so höllisch dünkelhaft zu sein, daß sie sich als Experten für Reinheit aufspielen wollen? Und er hatte sich auch noch Mühe gegeben, seinen Körper so zu hinterlassen, wie er am besten in seiner jungen Witwe die Quellen der Weiblichkeit vergiften konnte. Sir Arthur Conan Doyle sollte ihm dafür die Leviten lesen.

„Worte!“ sagte Hilary, „Worte, Worte!“

„Nun gut,“ verteidigte ich meine Sache, „wir können nicht alle uns aus den Fenstern stürzen. Nach der Erziehung, die ich gehabt habe,

meine ich, daß es niederträchtig war, eine Frau so hineinzulegen, ob es nun für Reinheit war oder für sonst einen Humbug.“

„Iris“, sagte er, „hat sich selbst hineingelegt.“

Das tat sie, weil sie nicht wollte, daß der junge Mann einen so feinen Selbstmord nutzlos verübte. Sie wollte ihm nicht den Ruhm rauben, für echte Männlichkeit gestorben zu sein. Ein zwanzigjähriges Mädchen hat die Berechtigung, noch an Vollblutmännlichkeit zu glauben. Aber es scheint, Mrs. Storm ist seitdem erwachsen geworden.“

Hilary hatte Nachsicht mit mir. Ich war jung. „Natürlich“, sagte er, „war der Junge nicht ganz bei sich. Hm. Aber er liebte Iris, war ganz toll in sie verliebt, weißt du, genau wie später Hector Storm. Es scheint, Iris ist keine von den Frauen, die man nur ein bißchen gern hat. Und Boy liebte Reinheit. Und weil natürlich die zwei nicht zusammen gehen konnten – denk dir nur, Mensch, was diese Erkenntnis für diesen jungen bedeutete! – ging er seinen eignen Weg. Und ich glaube nicht,“ meinte Hilary mit dem offenkundigen Bestreben, duldsam zu sein, „daß wir über Dinge, für die Männer in den Tod gehn, wenn sie auch junge Geistesranke sind, höhnisch lächeln sollten.“

Ich sann verdrossen darüber nach, daß man in England die anerkannten Gesetze von Leben und Tod nicht der schwächsten Vernunftkontrolle unterziehen kann, ohne daß der Vorwurf entsteht, man sei höhnisch. Dieser Vorwurf ist unschätzbar. England ist durch ihn zu dem geworden, was es ist. Jeden Einwand erschlägt man damit, jeden Unsinn, alle Vernunft und alles Denken: Und auf den, der beschuldigt wird, hat der Vorwurf eine so mächtige Wirkung, daß er sofort seine Gedankengänge in eine andere Richtung lenkt, nur aus dem Verdacht heraus, er habe gespöttelt. Dieser Vorwurf schafft eine Leere. Es ist niemandem angenehm, für einen Spötter gehalten zu werden, nur deshalb, weil er vielleicht der Abwechslung halber es sich geleistet hat, zu denken. Es ist genau so, wie wenn man jemandem sagt, er habe keinen Sinn für Humor. Man kommt sich schon richtig abgeurteilt vor, weil man sich, ohne es zu wissen, selbst Vorwürfe macht. Und einer der Hauptgründe, warum es nie eine marxistische Revolution in England geben wird, ist der Vorwurf gegen die Rebellen, sie seien unehrerbietig gegen den König. Man würde sie

damit zu Tode beschämen.

„Selten noch“, beschloß Hilary gedankenvoll, „habe ich jemanden schwerer mit seinem eigenen Gewicht fertig werden sehen als heute abend dich. Hm. Ich würde an deiner Stelle noch einen Brandy nehmen.“

## Viertes Kapitel

### APHRODITE

1

Man kann vernünftigerweise nicht erwarten, daß eine so bedeutungsvolle Nacht wie diese durch ein einziges Kapitel erschöpft wird. Wir haben nur das Fundament zu dieser Nacht gelegt. Darauf müssen wir nun ein eigenartiges Gebäude errichten, eine flüchtig hingesezte, aber mit Schwermut beladene Architektur, die dem dritten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts entspricht. Dieses zwanzigste Jahrhundert ist ja soweit majorenn geworden, obzwar es die unerhörtesten Schmerzen, Krämpfe, Schluckbeschwerden und Verdauungsstörungen durchmachen mußte, wie es in ernster zu nehmenden Werken dargelegt wird. Da unsere Schilderung jedoch einen mehr primitiven Charakter trägt, so wollen wir in aller Wirrnis der Geschehnisse umsichtig sein.

Wir waren schon in dieser Nacht einmal so weit, daß wir unterwegs Gerald Haveleur March trafen. Wir haben seine Zeitung gesehen, aber nicht gelesen. (Auch Hilary seinen „Evening Standard“ nicht. Später entschuldigte er sich damit, daß er nur „einen Blick hineinwerfe“, wenn er zu Bett gehe. Genau wie ich.) Auch hatten wir, gleichfalls unterwegs, bemerkt, daß das Auto mit dem fliegenden Storch wieder in London war. Hierauf hatten wir soupiert und einige Brandies geschlürft. Dabei hatten wir von „Reinheit“ gesprochen und einen freundschaftlichen Zwiespalt unserer Ansichten darüber bloßgelegt. Unter gewöhnlichen Umständen hätten wir dann gegen elf Uhr unseren Kurs auf das Bett zu gehalten; denn nach einem Souper mit Hilary ergab sich meist eine Stimmung, die sofort das Bett verlangte. Wenigstens ist das Guys schnöde Behauptung. Hilarys „Hms“

schiene den Weg dahin recht sanft zu ebnet. Doch gerade an diesem Abend hatte ich irgendwie das Gefühl, ich könne unmöglich gleich zu Bett gehn. Man hat mitunter sonderbare Launen.

Die Tatsache allerdings, daß Hilary mit mir ins Loyalty ging, kann ich mir nicht recht erklären. Hilary ging in keinen Nachtclub. Er war in seinen Launen exklusiver. Er mied Nachtclubs und bildete sich ein, daß er dadurch alles meide, was dumm war. So erhaben war ich nicht. Deshalb beichtete ich Hilary meine Bummelstimmung, als wir in der Vorhalle seines Hauses standen; denn Hilary brachte mich zur Tür. Irgendwo wartete, rot, schweigsam und zuvorkommend, Roß, meinen Hut in der Hand. Wo wir standen, unmittelbar vor der Tür, sah, wärmer als sonst, die milde Juninacht auf uns nieder. London hat nicht viel Himmel, aber dies bißchen Himmel, mit einem leichten Hauch von Sternenglanz, lächelte uns an. und irgendwo hinter den Dächern konnte ein Mond schweben. Konnte? Aber da war es ja, das zierliche, geschweifte Silberboot zwischen den Kaminen von Curzon-House! Hilary hatte zerstreut von dem Tischchen in der Halle die Abendzeitung aufgehoben, die so gefaltet war, daß man gleich unter den letzten Nachrichten las, Surrey habe für acht Tore mit zweihundertdreißig abgeschnitten. Hilary hielt die Zeitung in der Hand, als habe er in der Welt nichts mehr zu tun, als ein Abendblatt zu lesen. Grau, gedankenvoll, gütig stand er in der Vorhalle seines großen, dunklen Hauses und blickte zu den schwach blinzelnden Sternen über der Chesterfield-Street hinauf. Er hatte jene gesetzte Miene des Alleinseins, wie unverheiratete Lehrer sie in den Ferien zur Schau tragen. „Hm“, sagte er. „Hübsche Nacht ...“

„Hilary, warum kommst du nicht mit mir? Es wird wohl nicht sehr amüsant sein, aber wir können uns ja immer drücken ...“

„Tanzen“, meinte er verdrossen. Eigentlich tanzt Hilary gern. Nur kann er es nie verstehen, da er selbst im Tanzen nicht gerade Hervorragendes leistet, warum gute Tänzer sich so viel aus dem Tanzen machen, daß sie jede Gelegenheit dazu benutzen. Wäre Hilary ein Schriftsteller, so hätte er über das Tanzen sehr witzige und boshafte kleine Bemerkungen in seinen Büchern gemacht. Alle Schriftsteller haben plumpe Füße.

Ich versicherte ihm, es werde dort die beste Gesellschaft sein;

denn der Loyalty-Klub war als Erholungsstätte für die Regierung, Diplomatie und Prinzen von Geblüt bekannt. Zwar gab er noch einige sehr grimmige „Hms“ von sich, aber dann ging er mit mir, und wir schritten zusammen durch die Curzon-Street und die geräuschvollen Schatten von Shepherd's Market. Bei Gerald brannte Licht. Aber würde dies Licht jemals ausgehen, wo ich nun nicht mehr da war, es zu löschen?

Wir gingen durch die tiefe, höhlenartige Verkehrsader der Whitehorse-Street und tauchten wieder bei Piccadilly auf. Es war die Stille vor dem Sturm, der jeden Moment aus den Theatern hervorbrechen konnte. Autobusse, deren innere Beleuchtung leere Sitze enthüllte, jagten gehetzt vorbei, wie auf der Flucht aus einer dem Untergang geweihten Stadt. Dahinschleudernde Autodroschken, von wandelnden Zylinderhüten wie Nachtfalter von der Flamme angezogen, schoben sich an das Trottoir heran, zauderten ungewiß und schlenderten weiter.

Ich war neugierig, ob sie im Loyalty sein würde. Schon denkbar. Ob sie in das Opfer ihrer selbst „für Reinheit“ ohne eine los Frage, ohne Bitterkeit sich gefunden hatte? Zuzutrauen war es dieser Puritanerin. O ja, sie würde mit dem härtesten Urteil jenes Idealisten einverstanden sein. Sie hatte sich ihm ja so völlig ergeben, daß sie zwei Worte aus ihrem Herzen geholt und der Welt gereicht hatte, um sie damit zu züchtigen. Boy Fenwick hatte in den Seelen der Zwillingsgeschwister Striemen hinterlassen wie die Geißel eines Einsiedlers. Was hatte sie doch gesagt? „Es wäre hübsch, für Reinheit zu sterben.“ Großer Gott, war ihr diese Reinheit nicht schon zuwider geworden? Dieser erbarmungswürdige, erbarmungslose Moment im Schlafzimmer des Hotel Vendôme ! Was für einen schmutzigen Kindergarten machen Männer doch aus der Liebe und nennen es dann Romantik oder Idealismus! Vielleicht war Judas der erste Idealist mit seinem verzweifelten, überspannten Verrat des Körpers an der Seele. Diese fleischlichen Idealisten kennen ihre Seele so genau! Seele, Seele, Seele! Möge ihre Strafe sein, ihren Seelen von Angesicht zu Angesicht im jenseits zu begegnen! Man konnte sich den jungen Menschen vorstellen, als schlanke Figur im Pyjama am Fenster, als einen Schattenriß von kaltem Feuer mit dem Verhängnis der ganzen

Menschheit in den klaren Augen, wie er durch die mit Unzucht beladene Morgendämmerung von Deauville nach dem Ziel starnte, zu dem er sich über alle Vernunft durch seine Entzauberung getragen fühlte. Er hatte Iris wahnwitzig geliebt ... aber solche Männer lieben ja nicht. Sie foltern und werden gefoltert. Sie nehmen die Liebe, als ob sie aus einem Garten eine Blume brächen, und dann foltern sie diese ihre Liebe, weil sie im Wasser ihrer Tränen nicht so gut gedeihen will als im Wasser von Gottes großer Vernunft. Solche Männer lieben nicht; sie stehen vor der Übermacht der Liebe, die in ihnen ist, staunend da. Sie haben die Wollust einer falschen Hoffart und die Qual einer Entzauberung, die sie sich vortäuschen. Hätte jener junge Mensch geliebt, so hätte er sich nach dem Bett zurückgewandt, auf dem sie lag, stumm und geschlagen, ein Kind, das nach einem Sinn tastete, nach Mitleid, nach irgendeiner Vernunft – und er würde gesucht haben, sie zu verstehen, die Gnade des Verstehens wäre ihm zuteil geworden. Er hätte begriffen, daß trotz oder gerade wegen der körperlichen Unersättlichkeit jene furchterregende Demut vor einer dunklen Bestimmung in ihr war, die die grenzenlose Schönheit mancher Frauen ist, aber der junge Mensch hatte sich eine Zigarette angesteckt ...

„Müssen wir nicht hinüber?“ murmelte Hilary, und wir gingen quer der Jermyn-Street zu; denn das Loyalty liegt in Pall Mall, und das hat seinen Endzweck darin, daß es als unmittelbarer Nachbar des Königlichen Automobilklubs sich, wie ein Ruskin-Schüler wohl sagen würde, preisen darf, im bodenlosen Nichts immerhin eine höhere Stufe zu sein.

Wer Gefühl für Etikette hat, wird jeglichen Zusammenhang, den Leute von Welt unter meinen Lesern vielleicht zwischen dem Loyalty-Klub und dem Embassy-Klub sich zurechtphantasieren, bestreiten. Ein solcher Zusammenhang könnte nie erfunden werden, wäre das Loyalty so gut bekannt wie das Embassy; aber das Loyalty ist oder war – richtig, war – die Tochter des Embassy, und obwohl es in der Stadt noch nicht so gut bekannt ist, kann man deswegen sagen, eine Tochter sei altmodischer als ihre eigene Mutter? Trotzdem aber ist es so, trotz der Mutter, kurios wie das Leben nun einmal ist.

Das Loyalty nahm also seinen Ursprung vom Embassy und hat ei-

ne schicke Lage, von Bond Street, den Hügel von St. James hinunter nach Pall Mall zu, gegenüber der Carlton-House-Terrasse. Es erlebte seine Geburt, weil verschiedene tonangebende Leute entdeckt hatten, daß die Muttergesellschaft, obzwar mit dem feinsten Komfort ausgestattet, ein bißchen zu sehr überschwemmt würde mit zweifelhaften Personen. Die tonangebenden Leute hatten daraufhin, gesellschaftlich und finanziell vereint, das Loyalty gegründet; dort waren sie sicher einer geordneten Exklusivität mit mehr Bewegungsfreiheit, zumal die Diele des Loyalty nur hundertundfünfzig Tänzer gut faßte und die Mitgliederzahl streng auf fünfzehnhundert festgesetzt war. Unten waren ein Schwimmbad und Barräume, außerdem die mehr orthodoxen Bequemlichkeiten; und obwohl das ganze Haus mit der größten Sparsamkeit, fast schäbig, eingerichtet ist, ist es bekannt, daß Leute, die mehr als eine bestimmte Summe für das Abendessen zahlen und dies auch an Nachbartischen sehn, keine andere Bestätigung dafür brauchen, daß sie in erstklassiger Umgebung sind. Ein solches Programm ist eine alte französische Erfindung, deren Rezept England erst kürzlich erworben hat.

Immerhin kann der Loyalty-Klub keinen Anspruch auf historische Erwähnung machen, höchstens durch die Person des Chevaliers Giulio di Risotto, seines „directeur du restaurant“. Wir wollen uns hier nicht unterbrechen und den Chevalier um das Gehalt beneiden, dem zuliebe er sich zögernd entschlossen hatte, sein Asyl in Rapallo im Stich zu lassen; aber daß er dieses Gehalt wert war, kann niemand leugnen. Wohin er auch kam, führte er seine Erfindung mit sich, die er „l'aristocracie internationale“ nannte. Mit diesem Titel ehrte er seine Gäste; und sie hörten ihn gern.

Das Studium der Biographien von Philosophen und Staatsmännern wird den Geist belehren und veredeln; aber auch ein Seitenblick auf ein Phänomen wie den Risotto des zwanzigsten Jahrhunderts macht ihn geschmeidig. Diener aller Zeiten, hat er Erfolg in der unsren; er ist ein Omen für den Untergang der Aristokratie in England. Bastard des Machiavelli und der Demoiselle Demimonde, listig, mager, bleich, mit dem Glanz von Chagrinleder, hatte er in jedem großen europäischen Restaurant sich ein Vermögen erlaufen, wobei er immer, allerdings mit Unterschied, seine Klasse der „aristocracie inter-

nationale“ vermehrte. Mit wahrhaft patrizischer Großzügigkeit hatte er an den Baccarat-Tischen seines weniger begabten, aber vorsichtigeren Kollegen, M. Cornuché von Cannes und Deauville, zweimal Bankrott erklärt. Die Schöpfung des Loyalty-Klubs muß seinen Biographien der strahlende Höhepunkt von Risottos Karriere sein. L'aristocracie internationale“ wurde in endgültiger Form dargeboten. Keinen Amerikaner ließ sie in der Fünften Avenue zurück, keinen Argentinier in Südamerika; australische Obstfarmen klagten über die Abwesenheit ihrer Herrscher, und Kanada geriet in Begeisterung über den „Ton“ seiner Millionäre, unter denen kein Peer war.

Kaum waren wir mit einem Schwall von Besuchern dort eingetreten, als Hilary gleich wieder umkehren wollte. Doch da Risotto uns mit einem Sofatisch belohnte – denn er und Hilary waren sozusagen zusammen jung gewesen, als Hilary noch Attaché bei der Botschaft in Paris war und Risotto die Gäste des Ritz in den Stand seiner „aristocracie internationale“ erhob –, redeten wir Hilary zu, doch zu bleiben. Wir bestellten für ihn einen „Engel zu Pferd“, den er notorisch schätzte. Ich selber, verkündete Risotto, werde einen Kabeljau bekommen, mit einem niedlichen Ei darauf.

Wie alle Männer im besten Alter, die Nachtclubs verabscheuen, ließ Hilary mich sofort allein, um mit der ersten bekannten Dame, die sich näherte, zu tanzen. Dies war Mrs. Ammon. Ich folgte dem Beispiel, das die meisten Anwesenden gaben; ich tanzte nicht. Wir Jungen beobachteten, wie unsere Väter mit unseren Müttern tanzten. Für diese Generation spielte die Kapelle auf dem Balkon mit einer an Kummer grenzenden Empfindsamkeit. Eine Melodie gab es nicht. Diese zänkische Nachfrage junger Leute nach „Melodien“ ist ja auch absurd. Unsere Väter und Mütter sind schon längst . über Melodien hinaus. Unsere Oheime sagen, es solle der Rhythmus sein, Unsere Tanten sind für Synkopen. Und hier gab es Rhythmus und Synkopen. Ernst, aufwühlend, unvergeßlich schlug hier ein Rhythmus. Er schlug wie der gequälte Puls eines zu Tode gepeinigten Herzens, der in einer Ader der Unterwelt verklingt. Er war voll Klage, und doch schimmerte phantastisch Freude hervor. Man nennt diesen Rhythmus „The Blues“. Er mahnte an Vergangenheit und Vergänglichkeit. Er mahnte an jene Zeiten, als Leute über vierzig noch genug Zurückhaltung be-



saßen, sich nicht in jedem Ballsaal und Nachtclub mit den offenen Gruppen ihrer Tänze breitzumachen und dabei spielerisch nach den Kinnbacken ihrer Nachbarn mit den Fußspitzen zu zielen. Er mahnte an den Duft im Haar von ihr, mit der du zuletzt nach diesem Rhythmus getanzt hast. An deiner Schulter sahst du die sanfte Kontur ihres Gesichts, die zärtliche Hautfalte hinter ihrem Ohr, den stockenden Atem durch ihre Nasenflügel und die dunklen Augenbrauen, über die du nur mit dem dritten Finger deiner Linken leicht hinzufahren brauchtest, um seine Spitze zu färben. Du fühlst die Gegenwart der Toten. Dich erfüllt das Gedächtnis der Lebenden. Diesen Rhythmus nennt man „The Blues“. Er mahnte dich an Reue. Er mahnte dich an ein kleines weißes Gesicht, plötzlich in deinen Arm zurückgebogen, mit einem Lächeln, das den Tanz verwirrte. Er mahnte dich an das Verlangen, das süß zu Staub zerfällt im Augenblick, wo du selbst begehrt wirst. Er mahnte dich an Dinge, die du nie mit Frauen, denen du nie begegnet bist, getan hast. Einmal tanztest du im Hotel Aux Ambassadeurs in Cannes; die Maste der Jachten zeichneten sich ebenholzschwarz durch hohe Fenster ab, und die bleiche, blaue Nacht hing über der See. Wie eine Verführung lag in deinem Sinn der Lido, und die Gesänge der Gondolieri schwoilen in den flüsternden Takt der Füße. Der König von Spanien stieß dich an beim Tanz in San Sebastian, während er Mandeln verzehrte. Dein Fuß zögerte in Biarritz, und du lauschtest dem Donnern des Atlantic. Du sahst wie zitternden Schwingenschlag eine Mantilla durch das zersprungene Fenster einer Schenke, das in einer duftdurchhauchten Straße Sevillas vor dir aufblinkte. Du tanztest unter dem rotgelben Mond von Algier zwischen der American Bar und der Pyramidencypresse. Du tanztest im Bois in Paris, die Bäume ragten wie ungeheuerliche schwarze Pagoden in die Nacht, die Sterne blitzten wie aufgenähter Schmuck am wallenden Mantel eines Erzengels, die Gesichter der Frauen schimmerten in magischem Weiß, die Lichter der Nacht trieben ihr Liebesspiel mit dem Schatten ihrer schwarzen Haare, ihre Lippen waren rot wie Hummern, ihre Achselhöhlen rein wie Elfenbein, die Männer plauderten mit leichten Gesten, und das Château de Madrid, wie ein Gobelin gewoben, lag, ein gemalter Fächer, am Busen der Sommernacht. Man nennt diesen Rhythmus „The Blues“, und das heißt, kurz

gesagt, verminderte Lebenskraft, üble Wirkung des Lebens auf die Leber. O Baby, er ist göttlich!

So wenigstens empfinden ihn unsre Eltern.

Am Balkongeländer angelehnt ruhte Astorias, der Kapellmeister, seine Geige unter dem Arm, und sein Bogen traf sanft baumelnd den Rand einer mit unbekanntem Farnen gefüllten Blumenschale, die seine Füße versteckte. Seine Nachlässigkeit ist mit Depression versetzt, seine Haltung fast melancholisch. Der Mann weiß, wie man sich während der „Blues“ benimmt. Es scheint, er wundert sich, daß er überhaupt da ist, daß überhaupt jemand, daß sie alle hier sind. Keiner kann es ihm sagen. So fährt er fort, sich gehen zu lassen, einsam wie ein Stern in der Hölle. Weder arbeitet er, noch tanzt er herum, noch spielt er seine Geige. Aus der Menge der Tanzdiele hervor fleht ihn eine Dame an, weiterzuspielen. Ihr Gesicht ist braun gepudert, ihr Mund scharlachrot wie das Innere eines Granatapfels in einer Novelle von Oscar Wilde, und schwarze Handschuhe bedecken ihre Arme bis zu den Schultern. Er gibt nach.

Nahe dabei stand ein Ecktisch mit acht jungen Leuten. Vielleicht würde es ihnen später einfallen, zu tanzen. Plötzlich lachte eine der jungen Frauen schallend, und dann herrschte wieder Schweigen. Einer der Jünglinge sah aus, wie Richard von Gloucester ausgesehen haben mag, ein bißchen gebeugt, ein bißchen düster und bleich, als ob er tief in die vergangene Nacht hinein an einer Abhandlung über Krankheiten studiert habe. Es waren vier Ehepärchen, sie waren alle zusammen aufgewachsen, sie hatten je einen Sohn und eine Tochter, und sie gingen alle zum selben Zahnarzt. Die Frauen hatten weiße ovale Gesicht, kleine Brüste, blaue Augen, dünne Arme, keinen Ausdruck und kein Blut; ich meine das buchstäblich, nicht genealogisch. Eine von ihnen starrte mit weitaufgerissenen blauen Augen den Leuten ins Gesicht und blinzelte abwesend. Sie war entzückend. Diese acht jungen Leute waren sehr glücklich. Sie kümmerten sich um niemanden als um sich selbst, und auch daran zeigten sie kein großes Interesse: Nun mischte sich ein königlicher Prinz unter sie, eine Minute lang gab es eine kleine Aufregung, ein bißchen Gelächter, und dann erhob er sich und tanzte mit dem Mädchen, das die blinden blauen Augen hatte. Während sie tanzte, starrte sie gedan-

kenvoll nach der gläsernen Wölbung der Decke. Ihre eigene Langweile langweilte sie.

Es gab viele grüne Toiletten: Jadegrün, Oktobergrün, Rostgrün, sanftes Grün, Meergrün, absterbendes Grün, jede Schattierung von Grün, die zu den verlöschenden Stimmen zeremonieller Frauen in einem Garten von Watteau gepaßt hätte. Es gab neununddreißig grüne Toiletten. Da war eine Jüdin von der falschen Sorte, in der falschen Sorte von Grün. Sie sah aus wie eine dicke Spargel, deren Kopf man in Soße getaucht und die man dann zum Trocknen in die Wärme gelegt hat. Sie trocknete stellenweise. Eine Karawane von Perlen kroch aus ihrem Busen heraus zu ihrer Kehle, und sie sagte zu Mr. Trehawke Tush, dem Romancier: „Die einzigen anständigen Cocktails in Paris gibt es in der Bar vom Ritz, aber das Publikum ist so unmöglich. Mein Archie will sich ins Parlament wählen lassen. Was meinen Sie dazu?“ Mr. Trehawke Tush, dessen Vorkriegsantlitz jedermann im Bilde gut kennt, war der erfolgreichste unter den jüngeren Schriftstellern und hatte von Mrs. Rebecca West das Lob geerntet, die Schule, deren geistiger Urheber er sei; sei eine Austernzucht. Dieser Herr hat auch geschichtliche Bedeutung dadurch erlangt, daß er das „Pikiertsein“ literarisch ausschachtet. Abonnenten englischer Leihbüchereien finden sich, das hat er entdeckt, gern mit jeder rassigen und gesetzlosen Beziehung zwischen den Geschlechtern ab, wenn sie durch „Reizbarkeit“ verursacht wird. Er hatte die Feststellung gemacht, daß der einzige Zweck eines „Sensationsromans“ ist, ein vernünftiges Maß von Ehebruch in den Augen von Vorstadtmatronen zu rechtfertigen. Daß ferner in keinem englischen Roman der Gegenwart eine Frau eine Rolle spielt, die deswegen einen Liebhaber hat, weil sie einen zu haben wünscht; sie nahm sich einen Liebhaber immer nur, weil irgendwas sie geärgert hatte, genau wie sie in Wirklichkeit ein Aspirin nahm. Mr. Trehawke Tush hatte daraufhin die „Reizbarkeit“ geschaffen, und man sprach von ihm als von einem „hervorragenden Psychologen der Weiblichkeit“. Seit seinem Aufstieg wird kein Kritiker einen Schriftsteller mit diesem Kennwort belegen, wenn dieser den bedauerlichen Ehebruch seiner weiblichen Hauptfigur nicht durch das Wort „Reizbarkeit“ erklären kann. Auch wird das die Kritiker des „Punch“ veranlassen, den Ro-

man als anständig zu empfehlen. Mr. Trehawke Tush war in allen Kniffen erfahren. Er sagte: „Ich habe gerade einen Fortsetzungsroman für The Daily Sale` vollendet. Ich möchte dies heutige Treiben nackt hinstellen, die Verschwendung, die grassierende Sittenlosigkeit: Alle diese Mädchen. Zuerst dachte ich, der Verleger würde an gewissen Stellen Anstoß nehmen, weil ziemlich gepfeffertes Schlafzimmermaterial darin vorkommt, aber er bat mich nur, einen einzigen Satz zu ändern. Ich hatte geschrieben: ‚Er küßte sie, wohin er wollte.‘ So änderte ich es ab in ‚wie er wollte!‘“

In einer Ecke, ganz fern in dem überfüllten Raum saß Venice Pollen sehr sittsam zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter. Wir schwankten und entschieden uns dahin, daß es zu voll zum Tanzen sei; aber wir wußten noch nicht, Venice und ich, daß wir uns in einer späteren Nacht ‘in der Finsternis treffen würden.

Man beobachte Venice. Man wird uns immer an ihrer Seite finden, und warum? Weil sie ein holdes Ding ist. Sieh sie jetzt an, nun der Rauch sich um sie verzieht, wie sauber sie ist und wie aufgeregt! Für Venice! sei unsre Parole. Sie ist deshalb so aufgeregt, weil sie sich gut benehmen muß zwischen ihrem harten Vater und ihrer monströs dicken Mutter. Sieh sie dir an, eine grüne Blume mit einem Haupt von blendendem Gold! Und ihre Augen sind blau, irrsinnig blau, und sie ist die Königin von zehntausend Sommersprossen, die sie sehr verachtet und die sie ausbietet: „Will jemand Sommersprossen?“ Sie hatte eine edle Stirn, die sie kraus zog, wenn sie nicht verstand, was man sagte, und das kam sehr häufig vor, denn immer redete nur sie. „Darling, Darling!“ war ihr Lieblingswort. Auf ihrem Kopf herrschte ein Tumult von kurzgeschnittenem, staubgoldenem Haar wie bei einem Löwenjungen; ihre Frisur war von Natur aus rebellisch, so daß sie es für nötig hielt, mit dem Kopf von Zeit zu Zeit eine energische Schleuderbewegung nach hinten zu machen, als ob das irgendeinen Zweck hätte. Man schaue sie sich an, wie sie so sittsam zwischen ihrem harten Vater und ihrer monströs dicken Mutter hockt. Eigentlich war sie gar nicht sittsam, unsere Venice! Aber jetzt mußte sie sich zusammennehmen. Denn Venice, die sonst keine Furcht kannte, war von Furcht vor ihrem Vater förmlich hypnotisiert. Es war kein Geringerer als Nathaniel Pollen, einst aus Manchester, aber jetzt von

Hampshire und Berkeley Square; war er nicht so reich, wie Krösus gewesen wäre, hätte Krösus die Hälfte aller englischen Zeitungen besessen?

Da also saß Venice, in stummer Aufregung, zweifellos auf Napier wartend. Napier und Venice waren verlobt, und in drei Tagen sollten sie heiraten. Der dunkle, scheue, feine Napier! Man konnte ihn einen Götterliebbling nennen, und dennoch hatte er die überraschende Tugend, trotz ewigen Sonnenscheins immer Haltung zu wahren. Nie wurde er nachlässig aus der Sicherheit heraus, daß Fehler, die er etwa beginge, ihm gleichwohl vergeben würden. Um zur Abwechslung einmal wichtige Dinge zu erwähnen: er gehörte zum Auswärtigen Amt und arbeitete pflichtbewußt auf eine Karriere hin, die ihn („zweifellos“, sagte man) im Laufe der Zeit unter die ersten Diener der Nation befördern mußte. Dabei hatte man das Gefühl, er würde („zweifellos“) sich zu dieser selben Höhe nach Ablauf der üblichen Zeit erheben, wenn er gar nichts arbeitete; denn England und Amerika sind die zwei einzigen Länder der Welt, wo Charme und gutes Aussehen von politischen und diplomatischen Kreisen, in Hochfinanz und Erziehungswesen noch voll gewürdigt werden.

Unser Tisch stand der Drehtür des Saales gegenüber, und durch die Menge der Tänzer hindurch konnte man sehen, wer ein und ausging. Ein Schwarm von jungen Männern lungerte bei der Tür herum. Vielleicht waren sie sich noch nicht klar, ob sie bleiben oder an einem anderen Tag wiederkommen sollten. Eine recht hochmütige und erhitzte Dame rauschte an ihnen vorüber, kostbar nach dem „dernier cri“ der Mode gekleidet, der wie eine Rüstung um sie lag. Sie spähte argwöhnisch in ihre verblüfften Gesichter, und schon war sie hinaus. Sie hatte nämlich den Verdacht, diese Jünglinge möchten annehmen, sie wolle noch etwas anderes da draußen, als nur ihre Nase pudern. Nun ja, sie hatten recht. Aber wen kümmerte das?

Über das Saxophon stieg eine einzelne Stimme vom Tisch zu meiner Linken. Sie kam von einem schwergebauten, matt blickenden Mann mit den Augen eines Schuljungen, dem Lächeln eines Genies, den Gesten eines Eroberers und dem Gesicht einer Bulldogge. Er sprach: „Es gibt zwei Dinge in England, über die sogar Gott sich nicht die Wahrheit leisten dürfte: er selbst und die Flotte.“ Bei die-

sem Mann des Schicksals saßen die schönste Frau von Irland (Ulster) und eine dunkle Dame, hochbusig und blitzäugig, die Cockney mit amerikanischem Akzent sprach. Ihr Vater war ein Lord. Sie verkündete: „Ich habe allmählich eine Wut auf London. Man kann hier wirklich nirgends hingehen und hat nichts zu tun.“ Die schönste Frau von Irland hatte Haar, schwarz wie Rabenflügel, und statt der Augen zwei Aquamarine; das Ebenmaß ihrer Züge beschämte jede Schilderung. Sie sagte: „Ich nahm meine kleine Juno mit Fay Avalon heute zum Tee mit, und sie war so ungezogen auf dem hübschen Parkettboden, Mamas Liebling!“

Dann traten Ereignisse ein. Gerald ereignete sich. Gerald und Aphrodite ... Venice, Iris, Guy de Travest, Hugo Cypress, Napier, Oberst Duck, Gerald ... Wenn man nur in diesem Moment einen Filmapparat gehabt hätte! Jetzt erschien auch Lady Pynte, mit der ich eigentlich hätte tanzen müssen. Nämlich Cornelia Pynte begleitete Mrs. Ammon überallhin, und wo Lady Pynte hinging, da war auch Angela Ammon. Das waren wackere, herzhaftere Frauen. Und da Hilary mit Mrs. Ammon tanzte, hätte ich sofort Lady Pynte um die Ehre eines Tanzes bitten müssen. Da saß sie allein auf der anderen Seite des Saales, das wackere, herzhaftere Weib. Nun geht man schließlich in einen Nachtclub, um seinen Gedanken nachzuhängen, um Ruhe und Bequemlichkeit zu haben und seinen Kabeljau zu essen. Lady Pynte aber dachte, Tanzen sei eine gute Leibesübung; und außerdem war sie größer als ich. Ein Prachtweib. Als Hilary sich stöhnend mit Mrs. Ammon an mir vorbeischoob, flüsterte er scharf über ihre Schulter hinweg: „Warum tanzest du nicht mit der alten Forelle?“ Aber ich ertränkte meine Unhöflichkeit gegen Lady Pynte in Wein, denn es war eine „späte Nacht“ im Loyalty, und das hieß, daß so lange Wein getrunken werden durfte, bis man ihn wegnahm. Lady Pynte hatte das Renommee, daß sie eine der besten Reiterinnen auf der Fuchsjagd sei, die unser Land besitze. Man erzählte sich, daß den Füchsen im Jagdgebiet von Whaddon das Lachen verging, wenn jemand in ihrer Nähe das Wort „Pynte!“ aussprach. Aber Lady Pynte hatte auch ihre politische Tätigkeit und rief „Bewegungen“ ins Leben; Angela Ammon dagegen war mehr literarisch angehaucht. Lady Pynte hatte es gern, wenn junge Männer arbeiteten; Mrs. Ammon, wenn sie wag-

ten. Lady Pynte wollte, junge Männer sollten „gesund und normal“ sein; Mrs. Ammon schätzte Originalität an ihnen. Lady Pynte mochte es, wenn Jungen Jungen waren; Mrs. Ammon hatte nichts dagegen, daß sie sich als Mädchen gaben, wenn sie nur originell dabei blieben. Lady Pynte bestand darauf, man müsse „für die allgemeine Wohlfahrt des Volkes“ sorgen und nicht nur „für unsere kleine Gesellschaftsschicht“. Sie spielte Bridge mit spottender Zunge und einem Borgiaherzen. Sie huldigte der Meinung, das beste Schuhhaus sei Fortnum und Masons; und wenn sie einen traf, der in Unschuld die Luft eines sonnigen Morgens schlürfte, *dann* bemerkte sie: „Sie sehen aber gar nicht gut aus, junger Mann. Warum betreiben Sie nicht irgendeine saubere, gesunde Leibesübung? Sie sollten reiten.“ Dies alles war der Grund, warum man sich in der Gesellschaft eines Kabeljaus verschanzte, nur um der männlichen Betätigung eines Tanzes mit Lady Pynte zu entrinnen. Sicher würde sie dabei sagen, man müsse reiten, und vier Jahre hatte ich vor Lady Pynte die Tatsache, daß ich nicht reiten konnte, geheimgehalten. Ich hatte einfach nicht den Mut, zu bekennen. Ich hatte schon versucht, mir den Weg dazu zu ebneten, indem ich ihr einredete, ich stamme aus den niederen Klassen; aber es schien, als könne sie sich unmöglich vorstellen, daß es eine Klasse mit solchem Tiefstand gebe. Sie zeigte einem gewöhnlich ihre Ställe, und man kam sich recht dumm vor, wenn man die verschiedenen Pferdearten fachmännisch beurteilen sollte; denn das einzige, was man murmeln konnte, war: „Ah, guter Gaul das!“ Oder: „Oh, feines Pferd!“ Endlich, eines Tags besann ich mich darauf, was Peter Page, der Kritiker, mir erzählt hatte. Jedesmal, wenn ihm ein Pferdeliebhaber ein Pferd zeigte, rief er sofort aus: „Donnerwetter, was für ein Widerrist!“ und machte dadurch Geräusch und männlichen Eindruck eines passionierten Pferdenarren. Als ich jedoch meine Weisheit anbrachte: „Was für ein Widerrist!“ schien es mir, als blicke Lady Pynte mich voll Mißtrauen an, und Hilary, der dabei war, als wir diese Pferdeliebhaberei markierten, teilte mir später mit, es genüge nicht, wenn man eine Dame stramm ins Auge fasse und dabei sage. „Was für ein Widerrist!“ Pferde komplizieren das Leben, so ist es.

Hugo Cypress, der mit seiner Frau Shirley tanzend vorbeikam, fragte zu uns herüber: „He! Habt ihr die Abendzeitung gelesen? Ein

Freund von uns ...“

„Was denn, Hugo?“ erwiderte ich ... Was in aller Welt sollte das mit der Abendzeitung bedeuten? Ich war aufgeregt – ich war wirklich mit einemmal sehr aufgeregt. Abendzeitungen haben immer so etwas Ekelhaftes an sich, etwas Nacktes ...

Astorias ließ seine Musikanten pausieren und Hilary kam wieder zum Tisch. Düster besah er sich den Engel, der an sein Pferdchen angefroren war. Und seine Miene war kummervoll.

„Hilary, was hat denn Hugo da getuschelt, was soll in der Abendzeitung stehn?“

„Gerald“, sagte Hilary. „Hm ...“

„Aber was denn, Hilary, sicher nichts Ernstes?“

„Oh, nichts Ernstes“, brummte Hilary. „Nichts Ernstes. Hm. Bloß eine widerwärtige, dumme Sache, denke ich. Weiß nicht genau. Hm...“

Da wurde mir klar, daß ich es die ganze Zeit gewußt hatte. Dieses seltsame, hoffnungslose Grinsen ... Aber Gott im Himmel, was konnte es denn sein? Hilary wußte es nicht. „Im Abendblatt steht was darüber“, meinte er. Hilary sah beleidigt und vergrämt aus; und ich hatte das sprunghafte Gefühl, daß ich sofort handeln müsse. Aber was war denn eigentlich los? Eine betrunkene Prügelei, nicht? Jedoch Hilary gab keinen Aufschluß, und ich wollte gerade den Kellner fragen, ob er mir die Abendzeitung besorgen könne, als zwei Gestalten an der Tür meinen Blick auf sich zogen. Und eine dritte war hinter ihnen ...

„Kinder!“ murmelte Hilary, fast mit Neid im Lächeln. Sie sahen auch, schön wie sie waren, wie „Kinder“ aus. Man konnte sie sich unter einem Baum spielend denken. Lang ist's her, da hatten sie zusammen wirklich unter einem Baum gespielt. Der Götterliebbling und die schamlos-schamvolle Dame...

„Hm“, murrte Hilary. „Imitation ...“

Aber ich wußte es besser, denn ich hatte einmal einen Pelzhändler zum Freund gehabt. Dreihundertsechundneunzig weiße Hermelinpelze hingen um Iris herum. Weiß und gelblichweiß. Sie war wie ein Licht; und es war einem bis jetzt gar nicht zum Bewußtsein gekommen, was für eine infernalische Höhle dieser Ort war, als nun die Tür aufging und sie hereintrat, in ein Gewand aus sanft schimmerndem

Schnee gehüllt. Sie hatte Boys Kopf, seinen Lockenkopf, weiß und tigerfarben. Sie war wie ein Licht, ein melancholisches weißes Licht. Nur so kann ich einen Begriff von ihr geben. Napier war bei der Tür stehengeblieben, um nach dem Schluß des Tanzes Venice Gesellschaft zu leisten. Dann nach ihm war Iris eingetreten, ernst, mit ihrer selbstvergessenen Unbefangenheit. Sie übersah Napier. Er übersah Iris. Ihr Begleiter war Oberst Duck, M. F. H.

„Großer Gott, gerade dieser Mann!“ seufzte Hilary. Oh, man konnte Iris nicht helfen. Warum unter allen Männern ausgerechnet dieser Oberst Duck?

Napier löste sich von ihnen. Iris und Oberst Duck schickten sich an, Risotto zu folgen. Vielleicht streifte einer von den dreihundertsechsendneunzig Hermelinen gerade noch den Ärmel Napiers. Vielleicht war es auch anders. „Kinder!“ sagte Hilary. Napier war herumgefahren, vollkommen überrumpelt; groß wie er war, schlank, schwarzhhaarig, mit dunklen Augen, die immer von einer Furcht fieberten, deren Herkunft man nie erriet – diese Augen blinzelten, so schien es fast, von dem Licht geblendet, das um Iris war, und ihre abgründig blauen Augen flammten förmlich auf vor Überraschung, während ein halb unsicheres Lächeln ihren gemalten Mund spaltete: „Napier!“ – „Iris!“ Genau so war's, wie wenn jemand einen Hahn irgendwo aufdrehte mit einer sanften Anweisung: „Hier!“ Sie lächelten beide. Was war natürlicher? Die alte Freundschaft ... Bestimmt wußte ich nur, daß sie ihn nicht auch „Nap“ nennen würde, sie verabscheute ja Abkürzungen, und dergleichen.

Die Jüdin von der falschen Sorte entwarf ein kurzes, hörbares Bild von Iris, zu Mr. Trehawke Tush gewandt. Hilary starrte giftig nach ihr hinüber. Dann starrte er giftig nach dem Obersten Duck. Oberst Duck stand hinter Iris' weißer Schulter, ein roter Drache von einem Mann, und lächelte unbarmherzig mit seiner wohlbekanntem Bonhomie. Für Napier schien Oberst Duck, M. F. H., nicht zu existieren. Napier und Iris sprachen sehr schnell miteinander und lachten dabei ein bißchen verlegen. Jetzt aber hatte Astorias sich erholt und ließ sein Orchester gegen das Gespräch anbranden; tapfer hielten sie die Unterhaltung noch für eine Sekunde oder zwei durch, dann gaben sie sie schauernd und geschlagen auf, und weg war Napier, weg Iris.

Sie ging mit dem Obersten Duck einem Tische zu. Seine kraftstrotzende, erbarmungslose Bonhomie ließ noch nicht im mindesten den Verdacht aufkommen, daß er bei nächster Gelegenheit in seinem geschwätzigem Klub verkünden werde, Napier Harpenden sei auch eine von Iris Storms „Affären“ gewesen und könne es auch wohl wieder werden; man kenne ja Iris Storm. Was Spiel und Sport anlangte, erfreute sich Oberst Duck, M. F. H., eines großen Rufs, und deshalb brachten ihm anständige Leute einen duldsamen Respekt entgegen.

„Ich bin gespannt, ob sie etwas von Gerald weiß“, sagte ich. Da schien es mir, als nicke sie von ihrem Tisch herüber. Zu Hilary, nicht zu mir. Sie sah sehr ernst aus. Der Smaragd blitzte am dritten Finger ihrer Rechten. Sie bemerkte mich wohl nicht, und das kränkte mich.

„Hm“, grollte Hilary. Er wünschte, daß man ihm nahelegen sollte zu gehn. Es sollte so aussehen, als gehe er ungerne. „Dieser Duck ist mir verhaßt“, sprach er pathetisch.

„Na, na, Hilary. Vielleicht weiß sie doch was. Ich besorge mir die Zeitung.“

„Halt, da ist ja Guy!“ sagte Hilary. „Muß gerade von Mace hergekommen sein. Da an der Tür ...“

Der aus Farben gewebte Teppich, von dem die Fräcke der Herren sich schwarz abhoben wie Kohlenschmutz von einem Stadtpark, wogte zwischen uns und dem Eingang. Aber mochte die Menge noch so dicht sein, sie konnte Guy nicht verdecken, denn er war baumhoch, und sein schütteres gelbes Haar leuchtete wie eine Drohung über die sich dazwischenschiebenden Köpfe. Seine gefrorenen blauen Augen ließen Qualm, Geräusch und Entfernung gleichsam erstarren. Hilary war aufgestanden und wollte zu Iris hinübergehn. Man sah ihm das schlechte Gewissen darüber an, daß Guy ihn im Loyalty ertappte. Guy zeigte diese Nacht das erdenkbarste Gegenteil von guter Laune.

„Roß muß ihm gesagt haben, daß wir hier sind“, meinte ich. „Er wird Gerald's wegen gekommen sein.“

„Dieser ekelhafte Ort“, schimpfte Hilary. „Geh du mit Guy, ich probiere, Iris von dem Freund ihrer Laune loszueisen und sie auch hinunterzubringen ...“

So geschah es, daß ich bald nach Mitternacht zum ersten Male im Auto des fliegenden Storches saß. Zum erstenmal ... Iris hatte ihren knabenhaft aussehenden Chauffeur im Laufe des Abends abgesetzt, weil sie, wie sie sagte, zur Nachtzeit gern selbst fuhr, wenn die Luft rein und kühl wehte. Sie fuhr den Wagen mit Sicherheit, das heißt, sie fuhr so, als ob sie mit ihren Gedanken in einer anderen Welt sei, nur nicht beim Steuerrad. Die große Karosserie flitzte ums Eck bei dem klotzigen Palast, den Anstieg der St.-James-Street hinauf, die nur in der Nacht ein bißchen an die Eleganz erinnert, die sie bei Tag längst verloren hat.

Ich erinnere mich, daß ich sagte: „Aber darum handelt es sich ja gar nicht. Er wird sich keinen Deut darum scheren, was irgendwer darüber denkt. Er wird einfach nur darüber verrückt werden, daß er vor sich selbst erniedrigt ist; er wird sich herumquälen und einen Berg von Schmutz daraus machen ...“ Ich hatte ihr erzählt, daß Gerald ihr seinen Gruß geschickt habe, und ihre Augen waren voll Glanz, und sie hatte schüchtern gelacht. „Er bessert sich schon“, hatte sie gesagt, und jetzt sagte sie: „Ja, daran liegt es. Er ist stolz, stolz wie Luzifer...; und so ein Kind dabei! O Gerald, du empfindliches Luder! Ich gehe morgen ins Ausland, entweder muß er gleich mit mir kommen oder mir bald nachfahren. Sie werden ihm auch zureden, daß er das tut, nicht wahr?“ Ich sagte ihr nicht, daß Gerald, soweit ich ihn kannte, voraussichtlich in einer Verfassung sein würde, die alles Zureden unmöglich mache. Aber ich dachte, es könne nichts schaden, wenn ich versuchen würde, ihn zu sehen.

Als Guy mir unten im Loyalty davon erzählte, hatte ich nur gelacht. Es kam mir so absurd phantastisch vor. Gerald war im Hyde-Park festgenommen worden, weil er „Frauen belästigte“. Man sieht, das war sehr unglaubhaft. Wie konnte Gerald eine Frau „belästigen“, er, der so schüchtern war, daß er nicht einmal mit einer reden konnte? „Aber hier steht es“, sagte Guy.

Vielleicht ist der Grund, daß ich damals das allerletzte Mal im Loyalty war, aber ich erinnere mich an die unwichtigsten Einzelheiten und wie lebhaft jede davon einen Teil meiner Gedanken in An-

spruch nahm. Guy und ich standen in der verlassenen Bar. Durch die offene Tür, weit am Ende, drang das reine, irgendwie metallisch abgehackte Geräusch eines marmornen Schwimmbads: ein fernes Plätschern dann und wann, ein Branden des Wassers. Die junge Stimme eines Amerikaners rief grell und laut: „Tauch, du Suse, tauch! Dann hast du es hinter dir! Du hast keine Hüften, Junge, und ohne Hüften ersäufst du nicht. Ich geh’ jetzt und esse was.“ Darauf, so erinnere ich mich, schritt Billy Swift eilfertig an uns vorbei, dem Garderoberraum zu. Ich entsinne mich seiner so deutlich, weil es das letzte Mal war, daß ich ihn lebendig sah. Sein dünnes, gefurchtes, scharlachrotes Gesicht leuchtete gesund von den Winden, die in die Ecken von Klubs und Restaurants hineinblasen, wo Männer beim Brandy sitzen; seine blauen Augen sahen dich immer scharf an, voll intensiver Freundlichkeit, als hätte er dir etwas höchst Wichtiges zu sagen. Sehr heiser sagte er jetzt: „Da hinten ist ein. Junge, der mit zwei Holzbeinen tanzt. Feiner Kerl. Gute Nacht. „ Und nach einer oder zwei Minuten kam er wieder an uns vorüber, zielbewußt schreitend, und sein rosiger, grauhaariger Kopf, tadellos hergerichtet, stach aus dem Astrachankragen des Mantels heraus, den er wegen der Mitternachtskälte trug. Zwei Monate später fand man ihn auf den Klippen bei Dover mit eingeschlagenem Schädel, und jemand wurde dafür gehängt. Billy Swift hätte nicht zugelassen, daß man ihn hängte. „Meine Schuld“, hätte er heiser gesagt. „Meine Schuld, Jungens“

„Aber es steht doch da“, wiederholte Guy gedankenvoll. „Macht einem übel, was? Na, er kann ja Berufung einlegen ...“

„Das wird er nicht tun“, sagte ich. Man stelle sich Gerald vor, daß er gegen ein Mandat von fünf Pfund wegen Belästigung von Frauen im Hyde-Park „Berufung einlegt“.

Guy redete immer leiser, er murmelte mit trockener Stimme, aber man konnte doch jedes Wort verstehen. Dabei wußte man nach einer Weile nicht mehr, was er gesagt hatte, denn Guy hatte ein Vokabularium, das eine klassische Erziehung nicht bereichert hatte. Wenn er sprach, guckte er dir immer über den Kopf hinweg.

„Der Junge tut mir leid“, meinte er nachdenklich. „Er hat Pech. So eine Hyde-Park-Geschichte kann heutzutage jedem passieren ...“ Dabei blickte er aus seiner Höhe auf mich herab, und wie immer war ich

überrascht durch die abgründige Kindlichkeit, die das Eis in diesen blauen Augen plötzlich schmelzen ließ.

„Bestien sind das“, fuhr er fast pathetisch fort. „Findest du nicht? Bestien sind diese Parkpolizisten ... Da arretieren sie nette alte Geistliche, Geheimräte, ganz einerlei wen, nur weil der arme, alte zu wohl erzogene Knabe Lust bekommt, ein paar Worte mit so einem üblen Frauenzimmer zu wechseln. Man braucht ja heutzutage fast ein Torpedoschutznetz, um sich heil durch den Park durchzuschlängeln. Findest du nicht? Und nun stellen sie dem armen jungen Gerald eine Falle. Glaubst du nicht, das ist wenigstens meine Überzeugung, daß die Polizisten diese Weiber mit Absicht dahin setzen als – wie nennt man das nun gleich?“

„Agents provocateurs?“

„Gut; hab’ du dein eigenes Wort dafür! Ich habe mir in der letzten Zeit die Polizisten dieser Gegend angesehen. Natürlich sind es sonst sehr tüchtige Burschen, wirklich ausgezeichnet; nur die Polizisten im Park sind eine ganz andere Sorte. Ich könnte ihnen einen Fußtritt geben dafür, wie sie diese armen Frauenzimmer von oben bis unten inspizieren, als wären sie Dreck. Von dem Typus von Schleichern, die während des Krieges zur Militärpolizei gingen, habe ich nie viel gehalten, und diese Burschen im Park sind ungefähr dasselbe. Alles tun sie, um arretieren zu können und dafür befördert zu werden.“ Er lächelte schwach. Guys Augen wurden, wenn er lächelte, immer sehr frostig. „Ich habe mal einen von ihnen befördert, aber verkehrt befördert, dafür, daß er keine Menschlichkeit hatte. Unmenschlich werden nämlich diese Kerle, wenn man sie aus dem Auge läßt. Und diese Kerle im Park sind seit dem Krieg irgendwie verdorben. Jedenfalls sieht das von draußen so aus. Großer Gott, man braucht ja Gesetze und muß sie schützen, aber man sollte nicht eine Gesellschaft von unsauberen Spionen das Bolschewisten-Spielchen treiben lassen, Herren von Stand zu ruinieren, weil sie törichte alte Esel sind!“

Ich starrte auf die einzige schwarze Perle, die seit unbegrenzten Zeiten Guys Frackhemd bemakelte, die ihm aber so gut zu stehen schien wie nie jemand anderem. Es machte keine Mühe, Guy zuzuhören, weil man immer im voraus wußte, was er sagen und wie er sich ausdrücken würde (er hatte eine enorme Ehrfurcht vor jedem, der das

geringste Talent zeigte, überhaupt jedem „Menschen, der mit dem Hirn was kann“).

„Ich habe ihn diesen Abend eine Minute gesehn“, sagte ich, „er kam mir etwas sonderbar vor, aber er sprach nicht darüber ...“

„Aber nun stell’ dir den jungen Satan vor! Diese Schweinerei ist in einer Nacht der letzten Woche passiert, und es fällt ihm nicht ein, dich ins Vertrauen zu ziehen; nicht einmal Hilary oder mich, wo ich doch alles mögliche für ihn getan hätte, um des alten Barty willen, und weil er sich im Kriege gut bewährt hat. Die Geschichte wird die alte Eve Chalice töten, wenn sie sie in der Morgenzeitung liest. Sie tut mir sehr leid, denn sie hat immer gegen diesen faulen Punkt in der Familie March angekämpft. Zuerst bei ihrem ältesten Bruder, dem alten Portairley, dann bei ihrem jüngeren Bruder Barty, dann bei ihrer Nichte Iris, und nun kommt der junge Gerald daher und zwingt das gute alte Wesen wieder, blutige Tränen zu weinen. Gott, wie ekelhaft ist das! Anrühige Weiber im Park auflesen! Ich habe das Blatt nicht bei mir, aber du hättest sehen sollen, wie ordinär sie das mit jeder dreckigen Einzelheit drucken; und doch kannst du ganz klar merken, daß es bei Gerald bloßes Pech und Kinderei war. Aber Donnerwetter, was ist mit dem Menschen los! Um Weiber aufzufischen, geht man doch nicht in den Park! Die Anklägerin, oder wie du sie nennen willst, war ein Frauenzimmer namens Spirit, und als Zeugen traten zwei Detektivs und ein Konstabler auf. Ich werde diese Mrs. Spirit im Auge behalten, damit auch alles mit rechten Dingen zugeht. Es kommt mir vor, daß das Gesetz jener Esel war, den Sankt Georg umzubringen vergaß, wie er damals den Drachen großmächtig umbrachte. Diese Mrs. Spirit sagt – dumm, daß ich die Zeitung nicht bei mir habe – sie habe auf einer Bank gesessen und ihren Bruder erwartet, und Gerald habe sich neben sie gesetzt und ihr unzüchtige` Anträge gemacht. Darauf sei sie chokierte gewesen, wo sie doch eine verheiratete Frau sei; und sie ging in die Höhe wie eine verbrühte Katze und machte ein übles Gejaule, und da war schon die Polizei. Unwillkürlich denkt man da doch, sie hätten hinter einem Baum gelauert und die alte Spirit als Köder ausgehängt! Nicht wahr? Und da haben sie nun den jungen Gerald erwischt statt eines Dechanten ... Für einen Dechanten wären sie schneller befördert worden ...“

Indes Guy erzählte, sah ich Gerald, wie er auf der Bordschwelle der Curzon-Street in seine Abendzeitung blickte und wie er plötzlich den Kopf zurückwarf und zum Himmel hinauflachte ...

Gerald, Gerald! Der Verächter der Welt, in der gemeinsten Falle gefangen, die die Unrast der Welt ihm legen konnte! Der Verehrer des Helden, der den „Tod für Reinheit“ starb, prangte nun in den schmutzigen Spalten der billigen Sonntagspresse als „wieder ein daneben geratener Peersneffe“. Gerald, der vom Leben ausgehungerte, Gerald, der keine Frauengunst kannte, er, der den Roman des Mannes schrieb, der sein Leben „für Reinheit“ opferte ... dieser Gerald setzte sich im Hyde-Park auf eine Bank neben ein Weib namens Spirit. Jene Traumgestalten, die die Gedanken der Einsamen beunruhigen, sanft, wundervoll nachgiebig; Frau Aphrodite, die Göttin der Liebe und Schönheit, schweigsam wie Marmor, aber duldsam ... Sie war zusammengeschrumpft, zu einer Mrs. Spirit geworden, die im Hyde-Park saß und auf ihren Bruder wartete, und das Gesetz lauerte irgendwo in der Nähe, um die Sonntagszeitungen mit „Stoff“ zu versorgen. Und ich sah Mr. Auk in einer Ecke bei dem kleinen Tunnel, wie er einem Freund etwas Komisches über Gerald erzählte ...

„Es macht einen direkt krank, Guy, krank ...“

„Jetzt paß auf“, murmelte Guy und berührte mit einem Finger meine Schulter. „Du hast jetzt keine Zeit damit zu verschwenden, dir unwohl sein zu lassen, sondern muß hingehn und den jungen Satan besuchen.“

„Ich gehe sofort hin.“

„Das Klügste, was du tun kannst. Sage ihm, alles ist in Ordnung, und er soll nicht sein Leben lang so ein Esel sein. Sage ihm, wir stehen alle auf seiner Seite, und wenn's jemand dabei übel wird, so wollen wir alle gemeinschaftlich uns übel werden lassen. So ähnlich muß du mit ihm reden. Armer Teufel das. Ich weiß, es wird ihm nahegehn, denn ich habe ihn in Frankreich an der Front beobachtet, und damals kam er mir schon so empfindlich vor wie eine Violine.“

„Und die Trinkerei hat das noch verschlimmert. Unfehlbar wird er heute sinnlos betrunken sein. Aber ich kann ja nachsehn.“

„O Gott, was für eine trübe Erbschaft hat Barty hinterlassen! Verstehst du, was ich meine? Du brauchst Gerald nur zu sagen, er

soll doch aus der Sache kein großes Wesen machen, da so was jedem passieren kann, der dumm genug ist, ohne Begleitung nachts in den Park zu laufen; und die wären imstande, selbst den Bischof von London eines Abends festzunehmen, dafür, daß er zu seiner Tante sagt: Wie geht's dir?“

Ich habe in Büchern gelesen, daß Leute in Lokale „segeln“; und so kam Iris mir vor, als sie in die verödete Bar eintrat. Hilary mußte gerade hinter ihr sein, denn ich hörte seine Stimme. Aber ich sah nur Iris und erinnere mich, wie sie den weißen Hermelin mit zusammengekrampfter Hand um sich zog und wie der große Smaragd auf dem sanften Weiß wie eine grüne Fliege glänzte. Und die lohfarbenen Locken tanzten ihren formellen Tanz auf ihren Wangen, als sie rasch, ganz rasch auf uns zuging und plötzlich mit ihrer starken, klaren Stimme sagte: „O Guy ... und Sie, der Freund von Gerald! Wollen Sie mir helfen, lieber Freund? Ich will hinfahren und Gerald besuchen, und Hilary meint, Sie hätten den Hausschlüssel noch. Ich bin vor ein paar Stunden dagewesen, aber klingelte unten vergebens. Würden Sie wohl mit mir kommen?“

„Iris“, sagte Guy streng, und ich weiß noch, wie sie den Kopf zurückwarf, um ihn anzusehn, und dachte wieder, wie sonderbar und unbewußt ebenbürtig sie sich Männern gab, die sie ernst nehmen konnte. „Warum besuchst du nie deine alten Freunde, wenn du in London bist, Iris? Oder sind wir nicht deine alten Freunde? Oder ist dieser feine, repräsentative englische Gentleman Oberst Duck dein alter Freund? Antworte mir, ja oder nein!“

„O Guy!“ sagte sie sanft und traurig. „Ich will nicht, daß du dich verstellst. Ich kann es nicht leiden, daß gerade ihr zwei, Hilary und du, mir etwas vormachen wollt.“

„Aber ehrlich, Iris, ich hätte dich gern gesehn. Hilary kann das bezeugen. Wo ist das Mädchen hingekommen?“ fragte ich, und er sagt: „Hm,“ sagt er, – du verstehst.“

„Ich habe gelernt, Guy, Freunden von früher nicht nachzutruern. Auf meinen Reisen bin ich eine alte Frau geworden, und eine alte Frau muß wissen, daß sie ihre Freunde sich am besten erhält, wenn sie sie nicht sieht. Denn dann kann sie sich wenigstens die



Illusion retten, daß sie noch mit ihr befreundet sind; überhaupt befreundet, meine ich, und das ist nicht dasselbe wie alte Freunde.“

„Iris, sei nicht so bitter!“ schalt Hilary. Ich fand, es war recht so. Eben jetzt hörte man aus dem Schwimmbad den Schrei einer Frauenstimme und ein lautes Platschen. Guy sagte: „Du solltest Gerald eine Weile mit dir fortnehmen, Iris.“

„Wenn er mitkommt“, meinte sie. „Das möchte ich ja tun ...“

Gerade jetzt fiel mir, wie ich mich erinnere, ein, daß ich nicht vergessen dürfe, ihr für das schöne Schreibpapier zu danken, und sie auch fragen müsse, was das letzte Wort ihres beigelegten Briefs bedeute.

„Ich denke“, sagte Hilary in dem ganz besonders nachlässigen Ton, in dem er „Ideen“ äußert, „wir sollten nun auch etwas Gutes tun, da wir nun einmal in diesem elenden Nachtclub sind. Oben sitzt der alte Pollen, und wir könnten ... Hm, nun ja, aber vielleicht lieber nicht.“

„Was vielleicht lieber nicht, Hilary?“

„Hm, ich dachte, daß Eve die Sache in der Morgenzeitung lesen wird. Sie liest ja nur ein einziges übles illustriertes Blatt, das von Pollen, und so dachte ich, hm, wenn wir ihn bäten, keine Notiz ...“

„Die arme Eve!“ wisperte Iris. Wir standen gleichsam in einer Wüste, drei Schatten von Männern, drei Schatten von Stimmen, und daneben Iris, sehr weiß leuchtend. Wenn ich an sie denke, ist immer ein Leuchten um sie.

„Hat keinen Zweck, Hilary“, murmelte Guy. „Er wird es nicht verschweigen, denn das ist etwas, was solche Menschen eine saftige Neuigkeit nennen. Und wenn du es doch versuchst, so wirst du nur die kleine Venice aufregen und ihr das Gefühl geben, sie sei im anderen Lager, und sie könnte denken, es sei das falsche Lager für sie, noch dazu wo sie Napier heiratet. Sie ist ein gutes Ding, folgt ihrem Vater wie je eine Tochter – und er ist auch ein ganz guter Kerl, wenn er nicht seinen störrischen Eigensinn hätte. Vielleicht macht man daraus Geld. Ich kenne ihn, denn ich habe ihn aus drei Klubs hinausballotiert. Mein Gott, hast du die Kinnbacken von dem Mann gesehn?“

„Aber sie fand ich reizend“, sprach Iris.

„Ein nettes Mädchen, Venice ...“

„Hölle ...“, sagte Iris atemlos.

„Was?“ Hilary sprang fast hoch.

„Oh, nur ... unter den Verdammten in der Hölle wimmelt es von solchen Millionären mit Kinnbacken wie Mr. Pollen. Ich habe davon geträumt, ich weiß das. Das sind Leute, die ihr ja und Nein grob herausbellen und dabei bleiben, was es auch sei. Dieses Jahrhundert hat sie gern so. Kommen Sie jetzt mit, Freund, kommen Sie!“

Im nächsten Moment schritten Iris und ich die lange Passage hinunter, die den Loyalty-Klub mit dem Pflaster von Pall Mall verbindet. Auf der einen Seite (aber es ist zwei Jahre her) ist sie mit Glaskästen behängt voll schön geschnittener Jade- und Bernsteine, und dazwischen stehen kleine blaue und grüne Figuren von Tiermenschen, menschenähnlichen Tieren und Göttern mit Bestienköpfen, ein Entzücken für Ägyptologen. Auf der anderen Seite sprechen die Porträts schöner Frauen und Kinder von der photographischen Kunst Sebastian Roeskins in der Dover-Street. Iris ging rasch, kühn, mit angespannt vorwärtsschauenden Augen, unpersönlich, ihrer selbst durchaus unbewußt. Die Lichter der Passage funkelten auf dem grünen Silber ihrer schnell bewegten Schuhe; oder trug sie Sandalen mit hohen Absätzen? So angespannt schritten die silberblitzenden, neckischen Fußgelenke dahin, als seien sie Klöppel einer Glocke, und sie sangen das ewig unbekannte Marschlied von jener Dame, die im Turnier des Lebens den Männern stets ebenbürtig gegenübertritt.

Sie sagte: „Sie werden neugierig sein, wie ich dazu kam, mit einem Mann wie Viktor Duck zu soupieren. Darüber wundere ich mich selbst. Der arme Viktor Duck! Er gebraucht seine ordinären Manieren wie ein Betäubungsmittel, dessen Dosen er allmählich vergrößert. Es ist beinahe faszinierend, ihm dabei zuzusehn und zu beobachten, wie er zwangsläufig immer unmöglichere Dinge sagt. Und er hat sie schon alle gesagt und getan, sogar das Unmöglichste, bis zu: Mein liebes kleines Mädchel und zur Bestellung einer *Chambre séparée*. Ich habe ihm erwidert, daß ich an einem Freitag nie in ein *Séparé* gehe.“

Am Eingang der Passage trafen wir eine Gruppe von hochgewachsenen jungen Leuten, die vielleicht auf ihre Damen in der Garderobe

warteten, vielleicht auf Sirenen, die der Nacht enttauchen mochten, vielleicht auf Taxameter oder auf die nächste Minute, wie es die Art junger Leute ist. Sie machten einen wundervoll formellen Eindruck, prächtig den Cutaways von Davies angepaßt, den Hosen von Anderson und Sheppard, den Hüten von Lock, den Westen von Hawes und Curtis, den Krawatten von Budd. Taschentücher von Edouard und Buttler. Zum Ruhme Gottes. Sie blickten verstohlen nach Iris hin, wie anständige Männer tun, wenn eine Frau kommt, von der die Sage geht, sie habe Liebhaber gehabt; sie blickten wie Kühe nach dem Stier. Einer sagte verdrossen: „Wir könnten ja noch zum Ball in der Albert-Hall gehn.“

Pall Mall schien ganz aus stattlichen Marmorpalästen zusammengestellt, und Iris meinte, der Grund, warum so viele Engländer Paris vorzögen, sei der, daß Engländer Paris meist nur zur Nachtzeit sähen; denn wenn sie London oft genug zur Nachtzeit erlebten, würden sie es nie verlassen. „Und die Leute! All die Jahre, die ich nun im Ausland gewesen bin, habe ich noch nie so gutherzige Leute wie die Engländer getroffen. Kann man nicht oft jemand dafür umbringen, wie er einen bewundert! Oh, ich habe in ausländischen Straßen manchen Mord verübt.“

„Aber wenn Sie England so gern haben, warum gehen Sie fort? Sie sind doch frei ...“

„Aha“, spöttelte sie, und während wir gingen, huschte eine Hand unter ihrem weißen Mantel hervor, rührte an meinem Ärmel und überraschte mich sehr. „Warten Sie nur, bis Sie so frei sind, daß Sie einfach nicht mehr den Mut haben, zu tun, was Sie wollen. Warten Sie nur, bis Sie so frei sind, daß Sie die eine Minute hier und die andere Minute dort sein können. Bis Sie gegen die vier Wände Ihrer Freiheit rennen und gegen die eisern vergitterte Tür, die doch nur in die freie Luft der Sklaverei führt, wenn es jemand gibt, der Sie für sie öffnet. Aha, jawohl, Freiheit ...“

Dann flitzten wir, den silbernen Storch vor uns, die Straße mit ihren geisterhaften Lebemännern hinauf, und der Wind brauste von Hampstead Heath, und der Wind rannte hervor aus der Jermyn-Street und sprang wie ein Betrunkener auf die lohfارbenen Ährenbüschel zu, ihr Haar, und zerrte sie umher und tanzte mit ihnen. Aber sie

kümmerte sich nicht darum, sie hatte das große Talent, Dinge nicht zu bemerken. Sie war schweigsam, ernst, angespannt. Das Licht einer Bogenlampe küßte ihre langen, schlanken Beine und versilberte sie.

Einmal wandte sie sich zu mir, lächelte und blickte wieder weg. Ich wußte nicht, ob sie mit diesem Lächeln unsere Freundschaft andeuten wolle. Ich glaube, ich haßte sie jetzt, weil sie in mir das Gefühl hervorrief, ich sei so sehr unter ihr, so töricht. Als der Storch mit kaum einem Rascheln seiner Schwingen der Half-Moon-Street zuflog, sagte sie: „Ich bin müde. Den ganzen Tag habe ich Rechtsanwältinnen und Vermögensverwalter gesehen, und dann habe ich die süße alte Eve überall bei Selfridge herumgeführt, weil sie da noch nie gewesen war und ihr jemand gesagt hatte, sie fände dort alles für ihren Bedarf. Sie war ganz unglücklich darüber, daß sie dadurch Harrods untreu wurde ... Und Gerald! Konnten sie Gerald denn wirklich nicht in Ruhe lassen? Natürlich nur, nehme ich an, weil uns Marchs nichts erspart bleibt.“

„Wir sind da“, sagte ich, und sie hielt an unter der Lampe des „Ledernen Hausmeisters“ in der East-Chapel-Street. Vom Trittbrett aus streckte sich ein Gäßchen von niedrigen Häusern und Läden in einer unbestimmten, schmutzig-dämmrigen Linie gegen den offenen Marktplatz zu am einen Ende und die Finsternis der Kanäle am anderen. Es sah aus wie eine Radierung, die eine unsichere Hand bei bewölktem Himmel geschaffen hat. Zeitungsfetzen und zerrissene Plakate und namenlose Gerüche gestriger Schachergeschäfte: Der Wind, der von Hampstead Heath herunterbrauste, konnte den Weg nach Shepherd's Market hinein nicht finden, und so lag die Gasse still da wie ein schlafender Vagabund. Katzen beobachteten uns aus mittlerer Entfernung, und eine gestreifte Katze hüpfte mit einem Schrei aus dem Schatten der Tür meines alten Hauses. Bei Gerald brannte Licht. „Was bedeutet das?“ wisperte Iris. Es schien, als fürchte sie sich, und sie sagte scharf: „Warum sehen Sie mich so an?“

„Ich dachte gerade daran,“ erwiderte ich, „daß Sie, soweit man nach dem Äußeren gehn kann – das darf man freilich nie tun – mit diesem weißen Mantel in dieser gemeinen Gasse einem Engel so ähnlich sind, wie die Welt es noch nicht erlebt hat.“

„Wir wollen die Engel auf sich beruhen lassen. Was bedeutet das, daß bei Gerald noch Licht brennt?“

„Nur was es immer bedeutet hat, nämlich, daß ich es ausdrehen muß.“

„Ah, Sie waren sehr gut zu Gerald.“

Und ich freue mich, daß ich gerade damals sagte, daß ich Gerald sehr gern habe.

Dann standen wir auf dem alten Vorplatz meiner alten Etage in der Dunkelheit. Die muffige Stille des kleinen, alten Hauses brachte mir die Nächte von sechs Jahren in Erinnerung, und es kam mir sonderbar vor, daß Leute ihrer ersten Jugend immer nachtrauern, diesen unerträglichen Unsicherheiten und Begeisterungen, die einem aus der toten Vergangenheit entgegenstarren wie Teufelsfratzen Verdammter. Jugendliche Unfähigkeit dauert lange genug an, das weiß der Himmel, fast so lange wie die Wildheit unserer Kinderjahre. In der Dunkelheit konnte ich den weißen Hermelin neben mir spüren und den schwachen, trocknen Duft, dessen Namen ich nie erfahren sollte. Sie gab keinen Laut von sich, ich konnte nicht einmal ihren Atem hören.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, mich zu begleiten“, sagte sie plötzlich ernst. Wir standen stumm auf dem Vorplatz, und ich zog meinen Arm, wo er ihren Mantel berührt hatte, zurück. Sehr weich war er, dieser Mantel. „Ich habe an Sie gedacht und bin mir klar geworden, daß, wenn Sie jemals an mich dächten, Sie ein Recht hätten mit Antipathie an mich zu denken ...“ Sie sprach sanft, ruhig, und plötzlich zerbrach ihre Stimme in kleine Stücke. „Oh!“ wisperte sie. Ich schwieg. Sie sagte rasch: „Mensch zu sein ist doch etwas schrecklich Schamloses. Es ist genau so, als ob die ganze Menschheit der ganzen entzückenden Welt sich in dieses kleine, muffige Haus verkrochen habe und nun oberflächlich von Antipathie rede, ewig und immer von Nicht-Mögen schwatze, von Liebe und Nichtliebe, von Tun und Nichtstun, ganz zwecklos, aber mit wildem Eifer. Neulich in der Nacht bin ich von Paris nach Calais gefahren, und während der Fahrt kam mir in den Sinn, kein Gesetz sei stark, kein Verbrechen groß genug, nicht einmal Untreue, um uns zu hindern, wenn wir Gelegenheit dazu haben, uns über die schauerhafte Begrenzung des Lebenmüssens, so wie wir leben müssen, zu erheben. Wir mensch-

lichen Wesen sind nicht geboren, um zu leben, unsere Bestimmung ist der Tod.“

„Heute abend ist Ihnen irgend etwas passiert“, meinte ich. Sie war wie eine schwache, weiße Erscheinung in der Dunkelheit, und es schien, als wäre das alles, was ich je von ihr zu sehen bekommen würde; und das stimmte auch.

„Aber nein, gar nichts. Nur ein Traum. Aber ach – wenn der Traum mich im Stich läßt, wie würde ich mich nach einem Kind sehnen!“

„Ein Traumkind!“

„Solche habe ich viele gehabt ... Nein, ich meine ein wirkliches. Einen kleinen Spielgenossen ...“

Ich sagte: „Ich will heute zuerst hinaufgehen und nachsehen, was Gerald macht. Wollen Sie hier warten?“

„Ich bin müde und furchtsam“, sagte sie schwach. „Bleiben Sie nicht zu lange.“

Ich glaube nicht, daß ich mehr als zwei Sekunden oben geblieben bin. Ich weiß nicht. Ich drehte das Licht aus, und als ich die dunkle, enge Stiege wieder hinunterkam, steckte ich kein Streichholz an.

„Nun?“ flüsterte sie aus der Dunkelheit.

Ich weiß nicht, was ich sagte. Vermutlich drückte ich mich so aus, ich habe ihn im selben Zustand angetroffen, in dem sie ihn damals sah. Dann gab ich vor, ich habe keine Streichhölzer mehr, ich werde ihr jetzt besser vorangehen, wenn wir wieder hinabstiegen, und sie solle sich an meiner Schulter anhalten.

„Wenn Sie fallen, falle ich dann auch!“ klagte sie; aber ich sagte, ich würde nicht fallen.

Stufe nach Stufe stiegen wir in der Finsternis hinunter. Vor allem mußte ich zu Guy. Ich nahm an, verschiedenes sei jetzt zu erledigen. In meinem Hirn war eine Leere wie auf einer Platte, auf der ein verworrenes Bild stand, das sich bei näherer Betrachtung als etwas Schauerhaftes erweisen würde. Da droben war ein Fleck an der Wand gewesen, ein großer, verspritzter, tropfender Fleck, an dem Hautfetzen mit Haaren klebten.

„Ach Gott, dieses Trinken!“ sagte sie wütend; und dann schluchzte sie beinahe: „Was ist nun das wieder!“ Es war aber nur die Tele-

phonglocke aus dem unteren Hauseingang, komisch gewaltsam und unbeherrscht schrillend in der Stille des muffigen kleinen Hauses. Brrr! Brrr! Brrr! ... „Ich hätte nie gedacht, daß ein Telephon einen solchen Spektakel machen kann! Glauben Sie, es klingelt jemand nach Gerald?“

„Es wird immer weiter klingeln, wenn ich mich nicht melde“, sagte ich und öffnete dabei die Tür nach der Gasse. „Ich treffe Sie dann im Wagen.“ Ich hoffte, es werde Guy sein, der rief, auf die Möglichkeit hin, uns zu erreichen.

„Nun?“ kam sein kühles Gemurmel durch die Nacht. Er sagte, er werde in zehn Minuten vor meiner Tür sein. „Was machst du aber mit Iris?“ fragte er mich, und ich sagte: „Nichts. Was kann ich da tun?“

Iris wartete unter der Lampe bei ihrem Wagen. Der Wagen war wie eine große, schimmernde Bestie mit Schuppen, und Iris, groß, sanft und weiß, war die liebliche Prinzessin aus dem Märchen, die die Bestie zu ihrem Sklaven gemacht hat. Fern über ihnen türmte sich die Masse des Sunderland-Hauses auf, von der Dunkelheit mit zauberischer Würde umwoben. Sie sah mich ernsthaft an, als ich herauskam, wie eine matte Elfe schien sie in ihren weißen Mantel zu kriechen ...

„Sie sehen sehr blaß aus“, meinte sie.

„Na, na, Lady Pynte!“ versuchte ich zu scherzen, und ich glaube, wir lachten darüber. Dann saß sie am Steuerrad; in den tiefen Sitz hineingesunken, und starrte durch die Nacht zu Londons schwachen Sternen hinauf. „Ich bin müde“, sagte sie wieder, und wieder wußte ich nicht, was ich tun sollte. Dann griff ihre Linke nach dem Anlaser, und die Maschine summt. Ich stand auf dem Trottoir höher als sie. In der Nähe richtete ein Polizist den Strahl seiner Laterne auf eine Tür. Vermutlich hatte die Polizei schon Mitteilung ...

„Wollen Sie morgen früh nach Gerald sehen?“ sagte die leicht verschleierte Stimme. „Wollen Sie ihn bitten, mir nach Paris zu folgen? Ich wohne Avenue Dubois Nr. ..., für eine Woche oder so, und dann ... Adieu“, beschloß sie scharf, als ob sie über sich selbst ungeduldig würde. „Adieu, mein Lieber. Sie waren sehr gut zu den March-Zwillingen. Adieu ... Vielleicht auf lange Zeit. Sie haben in England zu tun, und ich bin der Sklave meiner Freiheit. Leben Sie

wohl, mein Freund.“

Damals konnte ich ihr unmöglich sagen, was vorgefallen war. Sie lag zurückgelehnt im Führerplatz, und ihre lohfarbenen Locken flammten auf im Licht, und sie sah traurig und müde aus. Ich durfte ihr nichts erzählen. Als sie ihre Hand aus der meinen nahm, sauste der große Wagen den kurzen kleinen Abhang der East-Chapel-Street bis zum Ende hinunter, drehte, noch einmal von Licht und Farbe aufglühend, bei und sauste die kleine Straße hinauf, die der Curzon-Street parallel läuft. Ich stand an der Ecke, wo ich Gerald zuletzt gesehen hatte, wie er die Schulter gegen die Bartür des „Ledernen Hausmeisters“ stemmte; als Iris' Wagen in die Curzon-Street bog, glitt ein Zweisitzer, der denselben Weg nahm, rasch an mir vorbei. Es kam mir vor, als hörte ich den Ruf: „Iris!“ lauter als das Geknatter der beiden Motore, und als antwortete Iris mit überraschter Stimme, und die hinteren Lichter der beiden Wagen schienen sich einander zu nähern; bestimmt weiß ich es nicht mehr.

Ich ging nach der Queen-Street hinüber, mit dem einzigen Wunsche, Guy zu sehen. Von der Ecke bei Jolley sah ich noch weit dort droben zwei rote Rückwandlichter in die South-Audley-Street hinein entschwinden, und dann kam von ganz fern der hohe Signalschrei eines Claxons und das Gegröhle einer Hupe. Ich war gespannt, wer in dem Zweisitzer gewesen sein könne. Im selben Moment schritt die große Gestalt Guys von meiner Tür auf mich los, wo eine Auto-droschke ihn soeben abgesetzt hatte. „Schade“, murmelte er. „Armer Teufel. Kann nur hoffen, daß das jenseits ihn nicht ganz so enttäuscht.“

„Ich habe es nicht fertiggebracht, es ihr zu sagen“, meinte ich.

Guy rauchte grübelnd und blickte dabei über meinen Kopf hinweg. „Ich bringe ihr“, sagte er, „die Nachricht morgen früh. Mir war schon längst so, er werde sich mal eine Kugel durch den Kopf jagen.“

## Fünftes Kapitel

### DER RÄTSELHAFTE BRIEF

1

Eines verdrießlichen Nachmittags in der letzten Januarwoche des Jahres 1923 befand sich der Autor auf der Place Vendôme in Paris.

Hier auf der Place Vendôme ist genug Material vorhanden, das der bisher unentdeckte Chronist erhabener Frivolitäten sofort verarbeiten könnte. Ich bin es bedauerlicherweise nicht. Aber ich kann wenigstens an die fünfzig aufzählen. Auf der Place Vendôme standen achtundvierzig Automobile und eine sechsspännige Kutsche.

Die Place Vendôme ist ein Paradox von grauem Stein. Geräumig, edel, monumental, hat sie, selbst für den ersten Blick des Fremden, das Gepräge einer für die Ewigkeit gegossenen Form. Zweifellos gehört sie zu den wenigen Dingen, von denen man mit Sicherheit sagen darf, daß sie Bestand haben. Aber was finden wir an ihr, mag sie auch monumental und unvergänglich sein? Finden wir dort die Schule der sieben Künste, die Wissenschaft der neun Punkte der Humanität, das Studium irgendeiner hohen Erkenntnis oder die Betätigung eines der zehn Gebote? Nein. Wir finden achtundvierzig Automobile und eine sechsspännige Kutsche. Wir finden, daß der Platz den frivolen Vergnügungen des Durchschnitts zweier Welten dient und jeder Abart von „hoffärtiger Verdorbenheit“, die der lahme Geist der „Kulturträger“ ersinnen mag. Anders ausgedrückt, finden wir, daß die Place Vendôme der Sammelpunkt ist für eine flutende Bevölkerung, die aus ein paar tausend Schrankkoffern, Zobelpelzen und Cachets Faivre besteht. Der Chevalier Giulio di Risotto ist der tonangebende Bediente dieser Gesellschaft, der er den pompösen Namen „l'aristocracie internationale“ verlieh. Aus diesem Grun-

de ist die Place Vendôme kein Aufenthalt für einen gewöhnlichen Menschen, auch keineswegs ein sicherer Ort für den Mann von der Straße: Automobile lauern darauf, ihn niederzufahren.

Quer über den Platz, von der Rue de la Paix zur Rue de Castiglione hinüber, rasen immerfort die winzigen grünen Citroën-Autodroschken : in umgekehrter Richtung fahren in stattlicher Parade die Renaults de luxe mit scharlachroten Rädern, die durch die phantastische Stimmung kühler, brauner Augen und des Puders „à la Maréchale“ der Bourbonentage gleiten. Mitunter blitzt ein Bugattisrennwagen schwarzer junger Männer hindurch, ein Rastaquouère, ein Rekordbrecher. Aber so einer macht es nicht lange.

Und immer steigt die große Napoleonssäule zu den Wolken empor. Aber kein Mensch kümmert sich darum: Das einzige, worum man sich kümmert, sind die achtundvierzig Automobile und die sechsspännige Kutsche, die da in einer geordneten, zweireihigen Front stehen, vom Fuß der Säule bis zur Einfahrt des Ritz. Die Schauläden sind überfüllt mit Diamanten, so groß wie Nelken, und mit Nelken, die so teuer wie Diamanten sind. Die Ladeninhaber sind sehr höflich und stellen es dir in ihrer Höflichkeit vollkommen anheim, wieviel du kaufen willst. Amerikaner kaufen ein. Engländer sehen den Amerikanern beim Einkauf zu. Großfürsten warten, daß Engländer es sich herausnehmen, sie zu einem Cocktail einzuladen. Ein paar Franzosen sind an strategischen Punkten aufgestellt-, wo sie am bequemsten gegen Engländer und Amerikaner grob werden können. Dann kriegen sie von ihnen ein Trinkgeld: Die Frauen tragen keine Korsetts und sehen darauf, daß ihre Männer sich zweimal täglich rasieren.

„Endlich, Gott sei Dank!“ seufzte meine Schwester, als ihr Wagen, farblos von Staub, sich zu den übrigen achtundvierzig gesellte. Ich war vier Monate in Europa gewesen, zuletzt in Gesellschaft einiger Freunde in Cannes, hatte zufällig dort meine Schwester getroffen und war in ihrem Auto mit ihr nach Paris zurückgefahren. Wir waren staubbedeckt, halb erfroren, es tat uns alles weh vor Müdigkeit, und das kam daher, weil wir die sechshundert Meilen von Cannes in zwei Tagen und ein paar Stunden

erledigt hatten. Es hatte mit dem Teufel zu tun, daß wir uns aus irgendeinem Grunde nicht ein paar Tage mehr dafür leisteten.

Wir traten ins Hotel ein. Das lange, enge, in Rot gehaltene Foyer war überfüllt von Teetrinkern. „Was für eine Menge Frauen!“ sagte meine Schwester. Es waren aber ganz wenig Personen in Männerkleidung da. Gang zum Bürochef.

„Ein Zimmer mit Baderaum, bitte“, sagte meine Schwester. „Madame?“ Die schwarzgekleideten Herren der „Réception“ blickten von ihren Tischen zu meiner Schwester auf, hatten den Eindruck, daß sie nicht übel angezogen sei und daß sie Eile habe, und blickten wieder weg.

Meine Schwester wiederholte ihren Singsang, in jenem erstorbenen und zaghaft aggressiven Tonfall; mit dem Frauen um etwas zu bitten pflegen, das ihnen wahrscheinlich versagt wird. „Ich habe telegraphiert“, fügte sie hinzu. Die Schwindlerin.

Ich ging zur Loge des Portiers hinüber. Er war ein netter Mann und hatte einen weißen Kaiserbart.

„Wohnt Mrs. Storm hier im Hotel?“

„Mein Herr?“

„Können Sie mir sagen, ob Mrs. Storm ...“

„Nein, Herr, nein, Herr. Momentan nicht, Herr.“

„Ich dachte, weil ihr Wagen draußen steht, ein gelber Hispano.“

„Sehr wohl, Herr, Parfaitement. L'Hispano jaune.“

„Aber Mrs. Storm, sagen Sie, ist nicht im Hotel?“

„Nein, Herr. Momentan nicht, Herr.“

„Dann wissen Sie vielleicht, ob sie ihren Wagen verkauft oder verliehen hat?“

„Ganz richtig, Herr. Madame a prêté l'Hispano. Merci, monsieur.“

„Könnten Sie mir etwa eine Idee davon geben, wo Mrs. Storm jetzt wohnt?“

„Pardon, monsieur ... Timbre, monseigneur ? De quinze centimes, un. Merci, monseigneur. L'automobile à huit heures moins quart ? Parfaitement, monseigneur ... Ich habe keine Instruktionen, mein Herr. Der Herr, mit dem ich eben sprach, war derjenige, dem Madame ihr Auto geliehen hat. Le duc de Valaucourt.“

„Danke. Aber Mrs. Storm, sagen Sie, ist in Paris?“

„Mein Herr? Je suis sans instructions, monsieur. Madame?“

„Was gibt es, was gibt es?“ fragte meine Schwester.

„Nichts,“ sagte ich, „hast du ein Zimmer? Gut. Ich gehe jetzt zum Westminster und komme um halb neun zurück. Soll ich dich zum Diner abholen?“

„Ja, aber nicht hier. Es ist hier so voll von königlichen Hoheiten minderer Sorte, daß man sich nirgends anlehnen kann, außer vielleicht ans Orchester. Wollen wir zu Larue?“

Kaum hatte sie sich dem Lift zugewendet, als mein Name in fassungslosem Jubel ausgerufen wurde. Meine Schwester sagt, daß Schreck in meinem Gesicht stand, als ich herumfuhr.

„Gerade neulich noch sprachen wir von Ihnen!“ rief Mr. Cherry-Marvel und machte dabei, mit unglaublicher Vollendung der Geste, von seinen Augen, Schultern, Händen, Handgelenken Gebrauch, seinen schönen Zähnen, seiner Krawattennadel und seinem Taschentuch ... Es war einer der vielen gesellschaftlichen Reize, die Cherry-Marvel entfaltete, daß er, wenn er jemanden nach längerer Abwesenheit wiedersah, sich bemühte, ihm vorzutäuschen, die Leute hätten, indes er fort war, ein nie erlahmendes Interesse für ihn gezeigt. Natürlich blieb es nicht bei dieser Versicherung. Cherry-Marvel hatte noch anderes vorzubringen. „Also, zuerst muß ich Ihnen erzählen, was Henri Daverelle vor kurzem zu mir sagte, – den kennen Sie doch genau so gut wie ich – gelegentlich einer Sache, die Sie bestimmt ihrem vollen Wert nach zu würdigen wissen, weil es speziell was für Sie ist, bei Ihrer Art, die Dinge zubetrachten ...“

Cherry-Marvel war ein Künstler, der ein Sklave seiner Kunst war. Kaum sah man ihn, so verfiel man schon ihrer Herrschaft. Denn diese Kunst war zu vollkommen abgetönt, um sich zu überstürzen, und zu empfindlich, um Störungen zu vertragen. In der Tat sprang in seinen boshaften alten Augen ein boshafter kleiner Funke auf, wenn man auch nur versuchte, ihn zu unterbrechen. Erbarmungslos gegen sich selbst, war er nur insofern schonender gegen andere, als er selbst der andere war. Und wenn man sich unhöflich benahm und ihn mittendrin stehen ließ, konnte man die trockne, klare Stimme noch lange hören, schwächer und schwächer. Es war ein schwieriges Verlöschen. Sie stieg und fiel unter voller Dehnung jeder Satzperiode. Seine

Kunst lag weniger in der Auslese als in der Wiedergabe von Einzelheiten, und darin war sie verschwenderisch bis zur Erschöpfung ...

„Ava Mainwaring, die Sie ja genau so gut wie ich kennen, hat mir erst neulich mitgeteilt, gelegentlich einer Sache, die Sie ganz sicherlich mit Ihrer Art, die Dinge zu betrachten ...“

Ein Aristokrat im innersten Wesen, an seiner Person von niedlicher, ausgesuchtester Eleganz, war Cherry-Marvel ganz eigentlich demokratisch. Denn seine Kunst verabscheute alle Begrenzung und trieb ihn dazu, sie bei jeder Gelegenheit vollständig zu entfalten, ob es nun hochstehende, literarische oder plebejische Naturen waren, die in den Bereich seiner erbarmungslosen, hurtigen Augen traten; und man kann durch die letzten sechzig Jahre englischer Gesellschaftsgeschichte das Steigen und Fallen der Stimme Cherry-Marvels hören, und wie jedes Wort in eine verblüffte Stille hineinfiel wie ein sorgfältig geschliffener Edelstein. Auserlesensten Benehmens, angespannt, immer auf der Höhe, immer mit dem Taschentuch, das zwischen seiner Brusttasche und seinem Augwinkel flatterte, stellt er sich vor dem gewirkten Bildervorhang vergeudeter Zeit als Gestalt eines verschollenen, ästhetischen Dandytums dar. Auf makellosen Grasflächen kann man ihn finden, in Empfangsräumen, überall auf den Terrassen von Palazzi, in Klubs und Kabarets. Es ist ganz gleich, ob man in einen geräumigen Salon in Rom tritt, in ein Museum in Neapel, in die Villa eines Bekannten auf Capri, ob man zufällig, wenn man seinen Dampfer in einer Südseelagune verläßt, in das Rauchzimmer eines Hotels kommt, oder ob man sich einen Moment von seinen Gefährten trennt, um das Mondlicht auf den Pyramiden zu bewundern ... Man kann sein, wo man will, plötzlich hört man diese Stimme, ihr Steigen und Fallen, erbarmungslos, zeitlos, die Stimme, die selbst Löwen zum Schweigen brächte, bisweilen mit einer plötzlichen, abgründig heraufgehobenen, langgezogenen Hebung eines einzelnen Worts; und dann gerät man, gezwungenermaßen, fasziniert, in seinen Bannkreis ... wie er dasteht, mit vollen, blassen, weit offenen Lippen, verschlagenen blauen Augen, die von heuchlerischer Begeisterung erfüllt sind, während er, endlos wie das Schicksal, die vollkommenen Teile seiner Kunst mit dem Worte: „worauf“ zu-

sammenfügt, das langsam von seiner Zunge gleitet und zu einem Aufschrei sadistischer Ekstase anwächst. Und indes man über eine sorgsam gefeilte, witzige Bemerkung lacht, verwundert, wie er sich der Ordnung der Worte so gut erinnert, beobachtet er die Wirkung seiner Kunst mit freundlichen, schlaun Augen – eins seiner Handgelenke hält er schwebend in der Luft, und sein Taschentuch flattert nach seinem Augwinkel hin –, um in vollendeter Höflichkeit zu zeigen, wie auch er nach dem Lachen des Zuhörers den ganzen Reiz seiner Kunst ermessen kann – – – „worauf Elsa, die übrigens im letzten Herbst in Venedig wirklich ein recht amüsan-tes Erlebnis hatte, eines, das Sie bei Ihrem Geiste sicher – – –“

Ja, wenn überhaupt jemand mir sagen konnte, wo Iris zu finden war, dann war es dieser Mensch. Cherry-Marvel kannte alle Welt, und er wußte alles von aller Welt. „Natürlich ist die Vermutung lächerlich, daß Alice bei ihrer Intelligenz, die Sie, wie ich überzeugt bin, voll zu würdigen wissen – ist die Vermutung lächerlich, daß Alice auch nur einen Augenblick hätte annehmen können, daß ihr Gatte, den Sie natürlich ebensogut wie ich kennen, sich von ihr scheiden ließe, weil sie mit Cubby Tyrell nach Brighton gefahren ist, weil, wie ich Ihrer Schwester erst neulich sagte, und ich bin überzeugt, Sie werden darin meiner Meinung sein, einerseits kein anständiger Mensch es bekannt werden lassen möchte, daß seine Frau nach Brighton gefahren ist, und andererseits, und das ist ein biblischer Umstand, hat man es Cubby-Tyrell, der ein sehr intimer Freund von mir ist, trotz seiner beiden Ehen gestattet, Mitglied des Zölibatklubs zu bleiben – – –“

Ich hatte nicht die Spur von Ahnung, wohin Iris gereist wär oder wie es ihr ging. Seit der Nacht, in der ihr Bruder starb, hatte ich sie nicht mehr gesehen. Und es war mir erlaubt worden, bei Hilary festzustellen, daß er ebensowenig wie ich von ihr wußte. Sie hatte nie viel über die Zeiten ihrer Abwesenheit gesagt, hatte es wohl für überflüssig gehalten; aber jetzt schien sie mit Vorbedacht zu verheimlichen, wo sie war.

Einige Wochen nach jener furchtbaren Nacht hatte sie mir einen Brief geschrieben aus einem Orte nahe bei Rom, aus einem zugigen Hause, wie sie schrieb, auf einem mit verkümmerten O-

livenbäumen bewachsenen Hügel. Das Briefpapier nannte keine Adresse, und zwar, wie sie mir schrieb, weil sie nicht wollte, daß ich oder überhaupt jemand mit ihr korrespondiere. „Bitte nicht“, hatte sie hinzugesetzt.

Sie beantwortete mit diesen Zeilen wohl zwei Briefe, die ich unter der Adresse von Mrs. Oden, Montpellier-Square, an sie gerichtet hatte. Doch sie rechtfertigte ihren eignen Brief damit, daß sie und ich aneinander gebunden seien – „nein, jeder für sich gebunden“ – durch eine Kette, deren Beschaffenheit sie mir niemals würde erklären können. Ja, es war, wie man sieht, ein fieberhafter, rätselvoller Brief; und noch rätselvoller wurde er dadurch, daß er fast unleserlich mit Bleistift gekritzelt war. Auf den ersten Seiten waren ganze Sätze gar nicht zu entziffern. Ich riet fast blind darauflos; bei anderen gelang mir auch das nicht. „Es ist Ihre Schuld, mein Freund. Sie ebneten den Weg, auf dem ich dem blauen Vogel nachjagte. Der dunkle Finger im Dunkeln war der Ihre. Möge Gott Ihnen verzeihen, ich kann es nicht. Ich will es versuchen, aber ich glaube, ich kann es nicht. Es ist wie ein Sturzbach aus Feuer ...“

So ging es seitenlang. Der Brief liegt jetzt vor mir, und noch bis heute habe ich ganze Sätze dieses Bleistiftgewirrs auf dem dünnen italienischen Papier nicht fassen können. Da war einer, der mich anstarrte, mich erregte, in der Mitte der zweiten Seite: „Ich könnte Sie hassen“ – aber es gelang mir, so sehr ich mich anstrengte, nicht, die Worte davor und danach zu ergründen.

„... Ich bin unerträglich einsam und fürchte mich. Ich fürchte mich so sehr. Ob Sie das wohl verstehen können? Aber verlieren Sie den Mut nicht, wenn ich Sie langweile; ich will Sie ja nie wieder langweilen. Sie sind mein Freund, und dies ist mein Abschiedsgruß. Vergeben Sie mir, Lieber, daß ich so anmaßend bin, Sie meinen Freund zu nennen, aber ich fürchte mich so. Et, satyre bien-aimé, j'ai raison ...“

Ich vermochte, wie man sich denken wird, keinen Zusammenhang in all das hineinzubringen. Sie konnte, weiß der Himmel, gleichgültig gegen mich sein, aber wie und warum sollte sie mich hassen? Und „satyre bien-aimé“ – das war ja sehr schön, aber es

hatte keinen Sinn. Auf den späteren Seiten schien sie auf ihre Schrift etwas geachtet zu haben, aber ihr Geist war, wenn man darüber urteilen kann – – – ja, kam das vielleicht von dem zugigen Haus auf dem Hügel mit den verkümmerten Oliven? „Ich bin einsam, doch ich bin seit meinem achtzehnten Jahre immer einsam gewesen. Ja, ich kann meine Einsamkeit so weit zurückverfolgen. Es ist eine lange Zeit.“

Man muß berücksichtigen, daß sie mir diesen Brief nur einen Monat nach Gerald's Tod sandte. Sie schrieb über diese Nacht, und hier war ihr verhexter Stift noch am sichersten, wenn das etwas heißen will. „Da stand ich in der alten, alten Dunkelheit – haben Sie je gefühlt, wie alt die Dunkelheit ist? – während Sie oben in Gerald's Zimmer waren. Und ich horchte, doch ich konnte nicht hören, ob Sie sich bewegten. Da stellte ich mir vor, (laß Sie von der Tür aus auf Gerald starrten, wie wir beide es in jener Nacht vor einer Million Jahren taten, wissen Sie noch, als Sie, einem seltsamen, plötzlichen Impulse folgend, meiner Hand jene dreiste Huldigung erwiesen? Und ich weinte fast wegen Ihrer Güte gegen den armen, lieben, hilflosen Menschen. Oh, Hilary hat mir von Ihnen erzählt, wie Sie Gerald in eine Heimat zurücklocken wollten; doch alles war vergebens. Armer Gerald! Und dann hörte ich, wie Sie das Licht ausdrehten, und Sie kamen herunter, langsam, ganz langsam, stiller als die Dunkelheit, und als Sie zu mir sprachen, war Ihre Stimme alt wie die Dunkelheit. Aber in Wirklichkeit sind Sie sehr jung; sonst könnten Sie ja nicht diese kecke, sieghafte Freundlichkeit haben. Und ich weiß noch, daß ich mich wunderte, warum Sie sagten, Sie hätten keine Streichhölzer mehr, denn ehe Sie hinaufgingen, hatte ich eine halbvolle Schachtel in Ihrer Hand gesehen, aber ich sagte mir: Er hat es vergessen, und er ist unglücklich über seines Freundes Schwäche. Ach, Sie hätten mir ab und zu die Wahrheit über Gerald erzählen sollen – ganz gewiß, aber Sie haben es nicht getan, in einer von mir nicht verdienten Schonung. Mein Lieber, Ihr seelisches Empfinden ist fein, aber Sie waren grausam, ja, grausam. Sie wandelten auf dem Boden der Güte, und wo Sie hintraten, entsproß Löwenzahn und mitten in dem Löwenzahn ein winziges Röschen; aber, lieber Freund, was ist ein Röschen, umwuchert von hohem Löwenzahn, der



es erstickt?“

Ich grübelte hin und her, doch nicht ein Schimmer von Verständnis dieser Worte ging mir auf. Ich freute mich, daß sie mich gern zu haben schien, aber im übrigen ...

Guy hatte sie, wie er mir, als er davon reden wollte, erzählte, am Morgen nach jener Nacht besucht. Er hatte als Jugendfreund von Mrs. Oden sich nicht abweisen lassen und gewünscht, man solle Iris nicht wecken und so zeitig herunterholen; wo könne man schlimme Nachrichten besser empfangen als im Bett? Mrs. Oden kannte ihn schon lange; er erschien ihr immer als Apollo von Belvedere. Sie war verzweifelt über seine Nachricht, die nun noch zu dem hinzukam, was sie im Morgenblatt gelesen hatte. Die arme Mrs. Oden.

Iris schlief – „schlief, wie ein Mann nie schlafen kann“. Da erwachte sie halb, durch einen großen Schatten am Fuße des Bettes. („Wie nie ein Mann schlafen kann“, auch das gab zu denken.) Finster war es, die Gardine vorgezogen, „und ich weiß noch (so schreibt sie), wie sie mürrisch am Boden hin und her schleift, weil die Tür hinter der hohen Gestalt halb offen stand. Und ich konnte, als ich mich kaum besann, nur an eines denken, mein erwachender Geist klammerte sich in Schmerz und Freude nur an eines – und ich rief die Gestalt am Fuße des Bettes mit einem bestimmten Namen, einem Namen, der nicht der ihre war. Er gab kein Zeichen, daß er den Namen gehört hatte, der nicht der seine war, und ich bin überzeugt, er bemühte sich, ihn sofort zu vergessen. Denn Sie wissen ja, Guy würde ein Geheimnis nicht nur gegen Gottes Engel, sondern auch gegen sich selbst wahren. ‚Guy!‘ rief ich dann, und er schien schwach zu lächeln, wie der schöne, geistesabwesende Gott, dem er glich. Ja, Guy, sagte er. Furchtbar, nicht P’ Wie vornehm Guy aussah, mit dem kleinen, ebenmäßig geschnittenen Kopf, der frostige, harte Guy! Aber an diesem Morgen war er sehr freundlich zu mir.“

Er hatte für mich gesprochen und auch erwähnt, ich habe ihr nichts von Gerald's Tod gesagt, weil sie so müde und traurig ausgesehen habe. „Arme Iris,“ hatte Guy gesagt, „die Männer, die Sie nicht sehr gut kennen, sind sehr um Ihre innere Ruhe besorgt. Aber die drei jungen Männer, die Sie am besten von allen gekannt haben, waren nicht genug darum besorgt.“ Guy hatte das gesagt und ihre Hand

gehalten, während sie im Bett lag und nicht begreifend vor sich hinstarrte; es war, als ob er der große Bruder wäre und sie ein krankes Kind.

„Er wußte, wie Sie sehen“ (schrieb Iris), „daß ich Gerald liebte, daß er ein Stück meiner selbst war, obgleich Gerald zehn Jahre lang behauptet hatte, mich zu hassen. Denken Sie, mein Freund, ich hätte mich bei Boys Tode nur um Boys grausamer Verwandter und Freunde willen kreuzigen lassen? Zwei Menschen verehrte Gerald, aber stets hätte er Iris für Boy geopfert. So war Gerald's Herz. Mehr als alles auf dieser Welt liebe ich die Liebe, die die Menschen füreinander hegen, jene wahre; unendliche, nicht fragende, verehrende, anbetungsvolle Liebe, die ich manchmal bei einem Mädchen zu einem Knaben, manchmal bei einem Knaben zum anderen gefunden habe, die Liebe, zum Jugendgespielen. Sie ist nicht von dieser Welt, diese Liebe zum Jugendgespielen, sie stammt aus einer höheren Welt, als die unsere ist, einer besseren Welt, einer Welt der Träume, die nicht Hirngespinnste sind, sondern die wahren Pfeiler eines besseren Lebens. Aber in unsrer Welt sind alle Träume Hirngespinnste, und darum haben die Engel Krähenfüße um die Augen, weil sie nach unten spähen, um zu sehen, warum alle Träume in unsrer Welt Hirngespinnste sein sollen.“

Aber sehen Sie, man kann durch das Wort Haß' nicht von der sonderbaren Liebe loskommen, wie sie zwischen Zwillingen wie Gerald und mir herrschte. Selbst Boy konnte sie nicht wirklich zerstören. Es war irgendein seltsames Wir' zwischen Gerald und mir, etwas von Fleisch und Blut, das uns verband und das nur der Tod zerstören konnte. Und darum wurde Mrs. Spirit in den Hyde-Park gesandt, damit jenes Wir' auf ewig zerstört würde“

Sie hatte Guy, der halb auf dem Bett neben ihr saß, plötzlich gefragt, was er am meisten auf der Welt liebe, und er hatte gesagt, es tue ihm leid, zugeben zu müssen, über alles liebe er seinen Sohn.

„Ich hätte ihn aus Eifersucht töten können. Gerade in dem Augenblick hätte ich es tun können, weil er, der alles besaß, auch das noch hatte. Sie kennen nicht den Schmerz um ein Kind, den Schmerz, der den Körper zermartert, den Jammer um ein Kind der Liebe, ein Kind Liebender – –

Er wäre jetzt zweiundeinhalb Jahre alt, mein Sohn. Sehen Sie, Hector wußte nichts von seinem Sohn, weil er mich in gereizter Stimmung verließ, ehe ich dessen sicher war. Und als ich es sicher wußte, wollte ich nicht, daß mein eigener Gatte mich an Torheit überträte, und außerdem hielt ich es für gewöhnlich, ihn zur Rückkehr zu zwingen, wenn er nicht wirklich kommen wollte, und darum schrieb ich ihm nichts davon. Denn die Männer können, glauben Sie mir, einen fürchterlichen Lärm machen und vor Eifersucht tobend davonpoltern, und wenn sie fort sind, sind sie höchst zufrieden, daß sie fortgegangen sind. Man kann nie etwas Zuverlässiges über die Männer sagen, besonders nicht, wenn sie überzeugt sind, ehrlich zu sein. Aber ich wußte, daß er eilends zurückkommen würde, wenn das Kind da wäre. Oh, dafür würde ich schon sorgen! Und, mein Lieber, das Vergnügen, das ich selbst gehabt hätte, denn Hector und ich hatten uns stets nach einem Sohn gesehnt! Wie ich mich freute, mir sein Gesicht vorzustellen, wenn er eines Tags in Irland mein Telegramm erhalten würde: ‚Hector-Nicht-so-stolz ist angekommen. Komme Du, auch.‘ Können Sie sich denken, wie er ausgesehen hätte, er, der ernst und hübsch und ganz besät mit Victoria-Kreuzen und anderen Zieraten, seine Zeit damit verbrachte, abscheuliche Sinnfeiner zu jagen, die ihr eignes Land nicht kennen würden, wenn sie es sähen? Ich hatte das Telegramm Monate vorher sauber aufgeschrieben, und ich ging und verbarg mich in meiner Häßlichkeit im Hause meiner alten Amme in der Nähe von Peterborough und befestigte das Telegramm mit einer Nadel über meinem Bett, Sie sehen, ich war argwöhnisch und wollte mein Spiel auf eine Weise gewinnen. Ja, und – dann, oh, dann töteten sie Hector, und als Hector-Nicht-so-stolz ankam, dachte er, das arme Liebchen, daß ein Gentleman mit den Füßen zuerst nach einer leisen Musik auf die Welt zu kommen hätte, und da mußte er wieder gehn – –“

„Ich bin fertig mit England, und England ist fertig mit mir. Aber ich glaube, ich kann doch nicht gehen und meinen Tee eine Zeitlang bei der Kaiserin von China trinken, denn gerade jetzt liebe ich England wie nie zuvor. Englands Feldherren und Könige, helläugig, lange Schatten werfend, mit seiner’ Stimme – – ach, man hat mich im Laufe angehalten, und ich kann nicht von

der Stelle, als wäre ich vom Alp niedergedrückt. Und von fernher, aus Ländern mit lauten, schrillen Stimmen will ich jene leisen, leisen Stimmen hören, denen ich schon längst nicht mehr nachzutruern gedachte. Wirklich, ich war ganz überzeugt, ich hätte das aufgegeben. Aber ich traure ihnen nach wie ein Kind. Leben Sie wohl, Lieber, und Gott segne Sie. Und wenn Sie an mich denken, denken Sie statt dessen an Ihre Worte: Er hat, mit Ihnen`, und Sie werden meinen ganzen Stolz ermessen, von Ihnen geschätzt zu werden.“ Oft während der nächsten acht bis neun Monate gingen mir ihre hingekritzelten Worte durch den Kopf. Aber da ich keine Lösung für die Rätsel ihrer Phantasie finden konnte und da ich sie möglicherweise nie wieder sah, hatte ich die Erinnerung an Iris beiseite gelegt in das Fach, worin wir Träume, Bilder, Verlorenes aufbewahren, die Dinge, die wir eines Tages tun werden, die wir gern einmal tun möchten und die wir nie wieder tun wollen ... als plötzlich das große gelbe Auto von der Place Vendôme her in meinem Denken vorsprang und ich den Einfall hatte, bei meinem Freunde Cherry-Marvel alles zu erkunden, was er über Iris wissen konnte. Aber als ich ihm zuhörte und er mir in seiner Art sagte, wie er dies gesprochen und getan und jenes erfahren hatte, wurde es mir zweifelhaft, ob es mir je glücken werde, ihn auch nur auf ihren Namen zu bringen.

Wir standen, denn wir hatten noch nicht Zeit gehabt, uns hinzusetzen, in dem kleinen Lesezimmer des Ritz, das gleich hinter den Eingangstüren liegt, während tiefernste Amerikaner die Seiten des „New York Herald“ auf dem langen, marmorbedeckten Tisch in der Mitte umblättern. Ein paar Frauen saßen hier und da, auf längeres Warten eingerichtet, und nebenan legte die verwitwete Lady Tekkleham mit grollender Stimme dem Baron Belus nahe, daß er nichts Besseres tun könne, als mit ihr in ihrer sechsspännigen Kutsche zum Diner nach ihrer Villa in Saint-Germain-en-Laye zu fahren.

Die Kälte und mein schwerer Überzieher hatten mich auf meinem langen Wege zusammenschumpfen lassen, und auch das Dunkel des frühen Winterabends machte mich niedergeschlagen, so daß meine Augen, bei Cherry-Marvels reizvoller Rede sich

senkend, kaum die Stühle, Blumen und Vasen in dem langen Hof durch die Fenster erkennen konnten. Und plötzlich fragte ich, wie es denn dazu gekommen sei, daß Iris, die ihren vornehmen schnellen Wagen liebte, ihn einem Freunde überlassen habe. Sobald ich ihren Namen erwähnte, erglühten Cherry-Marvels Augen vor Wut über die Unterbrechung. Ich wurde verlegen, doch wollte ich noch einmal den Versuch machen, aber... „worauf Auguste de Maupin, den Sie natürlich ebensogut kennen wie ich ...“

Zuletzt gelang mir das Unmögliche. Ich trieb einen Keil in den fabelhaften Monolog und murmelte: „Krank? Ist es sicher, Cherry, daß Mrs. Storm krank ist?“

Aber Krankheit erschreckte Cherry-Marvel, von Krankheit konnte er die klare, scharfgezeichnete Maske seines Gesichts nur abwenden, vor Krankheit erbebte sein florentinischer Dandysmus in der einzigen unaristokratischen Aufregung, die ich je an Cherry-Marvel beobachtet habe, in der Erregung der Angst. „Ruhe nennen wir Schweigen, das reinste Wort von allen!“ Denn, wenn er sich auch durch Krankheit erschrecken ließ, konnte sich seine Kunst doch immer zum Allgemeinen erheben. Er hatte von ungefähr gehört, daß Iris „eine kleine Operation“ durchgemacht habe.

„Aber“, sagte ich.

„Worauf“, sagte Cherry-Marvel, während seine kleinen Augen ein zweites Mal vor Zorn aufblitzten. „Was ich sagen wollte: Operationen, wo ist euer Stachel? Denn, wie Sie natürlich : ebensogut wissen wie ich, Frauen sind kaum Frauen ohne sie, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß in Lesbos, wenn ich mich so ausdrücken darf, sie noch mehr an der unsittlichen Betonung ihrer Weiblichkeit litten, als wenn Männer dagewesen wären, denn wie ich erst neulich zu Marc sagte, gelegentlich der besonderen Nuance, in der sie ihr Haar gefärbt hatte, Männer mögen kommen und Männer mögen gehen, aber der Mond, mein lieber Junge, ist immer da. Nun ist hier zum Beispiel Iris, eine der lieblichsten Frauen, die ich je gesehen habe, und eine, die, wie ich überzeugt bin, Sie mit Ihrem Geist sehr gern haben muß, die ist nun, wie ich aus bester Quelle höre, einer jener geistigen Störungen zum Opfer gefallen, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein unwiderstehlicher Anreiz zu feiner Chirurgie in

einem ganz andern mehr und individuellen Teil der Person zu sein scheinen. Was ich aber immer über Iris gesagt habe, ist, daß ich sie sehr bewundere, und ich weiß bestimmt, Sie auch bei Ihrem Geist, weil sie eine der wenigen englischen Frauen ist, denen ich begegnet bin, die, worin Sie sicherlich mit mir übereinstimmen, im Auslande leben, ohne immer mehr englisch zu werden ...“

2

Paris erhebt sich in einer dunklen, kalten Wolke. Der Regen fällt wie eiskalte Peitschenhiebe. Die Straßenlaternen stehen unklar und mißvergnügt umher, ihre Pflicht zu tun, verworrene Lichtkränze, ein schleichender, idiotischer Wind springt frohlockend an den Ecken aus der Richtung. Die Plattformen der Omnibusse sind gedrängt voll von kleinen Männern, deren Überzieher zu kurz für sie sind, die Ränder ihrer Hüte sind zu schmal, ihre Beinkleider zu hoch aufgekrem-pelt, ihre Augen zu dunkel, ihre Gesichter zu bleich. Ein Wirrwarr des Verkehrs braust durch die Rue de Rivoli und kämpft dort um jeden Schritt zwischen dem einsamen Pflaster am Gitter der Tuileries und den übelriechenden Steinplatten unter dem langen Bogengang, der von greller, auf künstliche Juwelen fallender Ladenbeleuchtung erhellt ist. Und dieses Durcheinander wird hundertmal vervielfacht durch die widerwärtige Luft, so daß ein Geräusch entsteht, das schmerzt wie heißes Wasser auf einer kalten Hand.

Das Auto, ein behendes kleines Citroën-Auto, sprang hierhin und dorthin zwischen die sich weiterdrängenden Gruppen, und rasch sprangen wir an dem dunklen Louvre vorbei, rasch über den Pont-Royal und den Fluß, auf dem gebrochene Dunkelheit lag, die schräge Ebene hinab und in den Lärm des Boulevard Raspail.

Vielleicht gibt es wirklich Zeiten, wo wir Paris tiefer als irgendeine andere Großstadt verachten können. Andere Städte starren ruhig zurück auf unseren Haß, andere Städte werden unpersönlicher, wenn wir sie verfluchen, indessen Paris stets persönlich ist. Ja, wenn wir nervös werden und es verabscheuen, weil es Paris ist, wird es noch mehr es selbst. Es besteht mit einer Ausdauer, die wütend macht, darauf, es selbst zu sein, wie eine alberne Frau, die, wenn sie sieht,

daß sie ihrem Manne auf die Nerven geht, ein lautes, nervöses Lachen hervorstößt und schreit: „Ich kann nicht dafür, ich bin nun einmal so.“

Warum schrien die Leute hier so, was war denn los? Zu Millionen waren sie da, alle beteiligt an einem Kampfe zwischen drin Bon Marché, dem Hotel Lutetia und dem Eingang zur Nord-Süd-Bahn, während Omnibusse und Elektrische strategische Bewegungen gegeneinander machten, während Briefträger in schmutzigen Uniformen mit wilden Bärten Wagen nach allen Richtungen stießen, jeden ärgerten, den sie konnten, und ein paar unbewegliche Polizisten achtlos und unbeachtet mit ihrem Stock spielten. Das eifrige Gesicht eines mir bekannten ‘ jungen Künstlers, von einem großen, schwarzen Hut beschattet, artistisch und anarchistisch, trat aus der weißen Masse des Hôtel Lutetia und wandte sich hastig nach Montparnasse zu. Schließlich gerieten mein wackerer kleiner Citroën und ich in ruhigere Gefilde, hier und da erhellt von dem unechten Glanze eines Kinos, der auf Plakate in drei Farben, Rot, Blau und Gelb, fiel.

Dieser wunderliche, glatte Dandy, Cherry-Marvel! Dieser höchst ästhetische Erfinder eines Ungeheuers, das schrecklicher war als das in „Frankenstein“; denn es verschlang den Geist aller, die vorüber kamen. Weshalb ich um Iris in Sorge war, konnte ich nicht sagen. Ich war zu müde, danach zu forschen; aber beklommen war mir zumute trotz der Scherze des wohlunterrichteten Cherry-Marvel über die Bürde der weißen Frauen. Noch beklommener, als das Auto in namenlose dunkle Gegenden jenseits des Bal Bullier nach der Adresse der Heilanstalt fuhr, die Cherry-Marvel, der Vertraute dritter Hand, natürlich gekannt hatte.

Montparnasse lag irgendwo hinter uns, im Osten oder im Westen. Wir waren im unbekanntem Paris, im schweigenden, schlecht erleuchteten phantastischen Paris. Es schwieg; nur hier und da ein jähes Getöse, der Mißklang eines Schreies. Eine Teufelskälte war jetzt, deren Ursache zu sein schien, daß die prickelnde warme Luft der vielen Lampen und Läden nicht mehr da war. Vorsichtig fuhren wir durch eine breite, noch kaum gepflasterte Allee unter den Umrissen großer Mietshäuser hin. Ach, Paris, daß es mit dir und mir so weit kommen mußte, daß wir so weit sinken mußten! In wie wechselnden Stim-

mungen haben du und ich die Zeit zusammen verbracht! Wir haben an sonderbaren Orten gegessen und den teuflischsten Spuk hervorge-lockt. Wir sind von der Rotonde zum armseligen Gipfel der Butte gewandert, wir haben Wettfahrten gemacht im Bois und den Mont Valérien hinauf, wir haben gelacht über bemalte Jungen und sind von bemalten Weibern beschimpft worden, wir haben geliebt, getanzt, gespielt, getrunken, und zusammen sind wir geödet worden durch das Unsagbare und erschreckt durch das, was die Augen schimmern macht und das Gesicht weiß wie ein schmutziges Taschentuch, indes Mio-Mi-Marianne ein „Minuet du coeur“ tanzte mit einem karmoisinroten Strumpfband und der Mond durch die Glastüren von Bernivals Haus fiel, um sich in den weichen Schatten riesiger Mohnblumen zu verlieren. Paris, daß wir jetzt soweit gesunken sein sollen, beide verirrt in dieses namenlose Dunkel, sogar jenseits des niedrigen Dunkels um den Bal Bullier, den Stolz einer andern Zeit, als die unsre ist.

Und nun stürzten wir einen finsternen, endlosen Boulevard hinauf, wie eine geschäftige Made sich durch eine Grube bohrt. Sicher war hier das Paris der Mörder. Hier lebten die Väter und Großväter von Apachen. Hier wurden die Töchter blutsaugerischer Väter, die Söhne von Müttern des Verbrechens geboren. Der Boulevard zog sich endlos hin zwischen Laternen, die in astronomischen Abständen aufgestellt waren, und zu beiden Seiten zerschnitten hohe, kahle Bäume die Schatten riesiger schwarzer Mauern. Sie verbargen die Bewohner dieses Boulevards der hohen Mauern vor der Welt; und sie hatten wohl Grund zu verbergen. Und dann sprang ein Löwe aus dem Schoß der Nacht, ein ungeheurer Löwe, der schwarz war wie die Sünde, und lauerte auf Beute am Mittelweg zwischen fünf Gassen voll Dunkelheit, die durch verworrene Lichtstreifen nur noch dunkler wurden. Und als wir ein Dankgebet flüsterten ob unsrer Errettung vor dem Löwen der Finsternis, da kamen Straßenbahnen herangekrochen und hielten eine Weile, und mit einer ‘ Untugend, die dem Kontinent eigentümlich ist, reihte sich Bahn an Bahn und kroch wieder fort. Dann, als wir wieder Atem schöpften, gerieten wir in den Schatten einer fürchterlichen Mauer. Es war eine Schloßmauer, eine Festungsmauer, die Mauer eines Etwas von teuflischer Majestät. Auch

einer von Carlyles Irrtümern, dachte ich. Das ist nicht weniger als die Bastille. Sie hält sich in diesem Stadtteil versteckt, bis die Zeit der Camelots du Roy dem Kindergarten entwachsen sein wird und den Herzog von Orléans zum König von Frankreich krönen kann. Hoch über der Straße unsres mühsamen Ansturms glänzte eine lange, lange Reihe kleiner, schwach erleuchteter Fenster, offenbar von Eisenstäben durchquert. Und dann waren da ein hohes Eisengittertor und ein schwarzer Soldat mit einem brutalen Bajonett auf seinem Gewehr und eine alte Frau, die mit einem großen, braunen Paket unter dem Arm dort wartete. Der behende kleine Citroën hielt an. Er ist müde, dachte ich, und wird später weiterfahren.

„Bitte, Nummer neunundvierzig, Boulevard Pierre Abel!“ rief mir der Taxameterkutscher vorwurfsvoll zu. Ich stieg aus und starrte an der großen Festung hinauf, die sich vor mir türmte wie ein Tier mit einem Band unsauberer Augen um die Stirn, und der Regen peitschte mir ins Gesicht.

„Ist das ein Gefängnis?“

„Jawohl, mein Herr. Le Paradis.“ Das Pflaster war breit, von Lehm und Asphalt. Das Gefängnis ragte rechts von uns und füllte den Himmel mit Dunkelheit, bis auf jene fernen, drohenden Fenster. Der peitschende Regen fiel, stechend wie Ungeziefer. In der Nähe bestrahlte eine einsame Laterne die faulenden Farben der Plakate, die ein Toilettenhäuschen umgaben. Ich fragte mich verwundert, was Iris hier wohl machte. Gegenüber, jenseits des breiten, schmutzigen Lehm- und Asphaltpflasters erblickte ich ein großes Tor. Eine Lampe beschien es, auf der einst die Nummer der Heilanstalt gestanden hatte. Iris war hier: Sollten wir, Iris und ich, uns denn im Dunkel treffen? Sie war hier, und vielleicht, dachte ich, steht auf der anderen Seite eine Morgue oder eine Irrenanstalt.

Ein paar Meter von dem großen Tore entfernt, war in die hohe Mauer eine kleine Tür eingefügt mit der Inschrift: Concierge. Ich erschrak über das Gerassel der Schelle. Eine Nonne trat in die Türöffnung.

## Sechstes Kapitel

### DIE ROTEN LICHTER

1

Die Form ihrer Kopfbedeckung erinnerte in der Dunkelheit an die Nonnentracht der Legenden. Sie kaute, das hörte ich. Daß sie alt und dick war, war alles, was ich sehen konnte. Ein gewisser Duft kam mir auch entgegen. Arme Iris!

Ich fragte, wie es Mrs. Storm gehe.

„Ah, la dame anglaise!“ Sie kaute immerfort. „Madame est assez bien, je crois. Mais pardon, monsieur. Je n’ai pas d’instructions à vous donner –“

„Aber!“ wandte ich ein. „Aber –“

„Je regrette, monsieur. C’est pas ma faute, vous savez. Pardon.“

Sie wollte die Tür schließen. Kurz und bündig. Ich war hilflos. „Madame est assez bien, je crois!“ Mein Gott, man kennt dieses „assez bien“! Im Himmel ist eine ganze Abteilung von Personen, die „assez bien“ gewesen sind, und sie vermehrt sich täglich um solche, die „assez bien“ sind.

Ich wollte weitersprechen.

„Pardon, monsieur.“

Vergeblich erhob ich wieder meine Stimme. Ich strengte mich an. Sie starrte mir ins Gesicht und atmete schwer. Ich korrigierte meinen ersten Eindruck, daß sie eine Nonne sei. Sie war keine Nonne. Sie trug ein Kreuzifix und eine Haube, aber sie war keine Nonne. Sie war eine verschmähte Frau. Sie sagte vieles und brauchte viele Worte, die ich nicht begriff. Es war mir aber gleichgültig: Ich bildete mir, ich weiß nicht warum, ein, daß Iris sterbe.

„Ich bin hier,“ sagte ich mit Nachdruck, „und ich bleibe hier, bis

ich einen Arzt oder die Oberin sprechen kann. Ich bedaure, aber Sie haben mich um die Gesundheit der Dame ängstlich gemacht.“

„Mais je vous l'ai déjà dit, jeune homme: Madame est assez bien!“

Die gewöhnliche schmutzige Portierloge: ein schwarzer Ofen, ein Tisch mit einer abgenutzten roten Tischdecke, ein Stuhl, ein Schemel, ein unbeschreiblicher Geruch, auf einem Teller ein Fleischgericht, französisch bœuf bouilli, herausgeholt aus einem Kessel, in dem Zwiebeln, Mohrrüben und Kartoffeln schwammen. Ich setzte mich auf den Schemel. Weiß konnte die Haube der Frau nie gewesen sein. Meine Augen wurden seltsam durch das Holzkreuz angezogen, das, während sie aß, wie ein Boot auf unruhiger See auf ihrem Busen hin und her schwankte. Wie lange mußte ich wohl warten? Ob ich rauchen durfte? War dies eine klösterliche Heilanstalt? Redete man eine Nonne mit Madame oder Mademoiselle an.? Sie waren vermutlich Mädchen, und Mademoiselle war das Richtige.

„On peut fumer, mademoiselle?“

Ich hatte mich geirrt. Sie sah mich strafend an.

„C'est défendu, monsieur.“

„Merci, Madame.“

Ich fragte mich, ob sie wirklich eine Nonne war, und ob man einer Nonne ein Trinkgeld geben durfte. Aus reinem Haß wird man in Frankreich und Italien ein leidenschaftlicher Trinkgeldgeber. Abscheulich war es, an diesem abscheulichen Tage hier so zu sitzen und gehaßt zu werden. Ich murmelte etwas und gab ihr einen Zehnfrancsschein, und in lebenswürdigerer Stimmung löffelte sie weiter. Schließlich fesselten nur noch zwei Stückchen Mohrrübe und eine gräuliche Zwiebel ihre Aufmerksamkeit, und ich fühlte, daß es vielleicht erlaubt war, sich mit ihr zu unterhalten.

Ich hatte recht: sie war keine Nonne. Sie sei eine Laienschwester, sagte sie. Und dieser Ort sei eine klösterliche Heilanstalt. „Nous avons ici“, hatte sie die Freundlichkeit hinzuzusetzen, „la clientèle européenne la plus chic.“

Vielleicht war das der härteste Schlag dieses Tages. Iris unter der „clientèle européenne la plus chic“. Man sah die geschiedenen kosmopolitischen Frauen, ihre geheimen Krankheiten, ihre häßlichen kleinen Künste, und wie sie ihre Leiden zur Erpressung an ihren

Liebhabern benutzten, und man empfand den dunstigen Nachtlokalbrodem der törichten, gemeinen Unzucht von England, Frankreich und Amerika. Mein Zehnfrancsschein mußte diese alte Laienschwester durch seine Armseligkeit gerührt haben; sie dachte sich wahrscheinlich nichts dabei, tausend von einem besorgten Dago anzunehmen.

Ich hatte bisher versucht, über Iris' Aufenthalt in dem widrigen Gefängnisdunkel nicht zu staunen. Plötzlich wurde mir siedend heiß. Was in aller Welt machte ich hier, mich eindringend, wo man mich nicht wollte? Ich schickte mich an zu gehen, fortzueilen; da vergaß die Laienschwester den letzten Bissen Mohrrübe, weil die Tür des dahinterliegenden Zimmers aufging. Wie wild eilte sie darauf zu. Es würde zu albern ausgesehen haben, wäre ich jetzt fortgerannt. Ich brauchte ja nur zu fragen. Die Stimme der Laienschwester, schwatzhaft, unabweisbar, erklärend. Was doch meine zehn Francs bewirkt hatten! Dann kamen Schritte auf mich zu, nach der Loge. Ach, sagte ich zu mir, wie man sich doch vor den herzlosen französischen Ärzten mit ihren zynischen Augen und roten Bärten fürchtet ...

Ein Mann mit kahlem Kopfe und scharfen Linien im Gesicht, einem Vogel ähnlich, in einem braunen Überzieher, ein müde und scheu blickender Engländer in mittleren Jahren.

„Masters, Conrad Masters!“

„Jawohl“, murmelte der scheu blickende Mann. Er hatte denselben Blick, wenn er Bridge spielte. Er spielte immer Bridge, der Mann. Und er sagte, er hasse das Bridgespiel. „Na? wie geht's Ihnen?“

„Sehr erfreut,“ sagte ich, „erfreut, daß es nicht schlimmer ist. Erfreut, daß Sie es nur sind. Ich fürchtete mich schon vor einem roten Barte.“

„Und wie kamen Sie hierher?“ Der Mann murmelte immer. Was er sagte, konnte man hören oder auch nicht, wie man wollte. Fürchten konnte man sich vor Conrad Masters nicht.

„Masters. was für einen Kampf hatte ich erst gegen diesen Cerberus zu bestehen, um Sie zu sehn!“

„Vorschriften – – – müssen Vorschriften haben, wissen Sie – – –“

Ein entschieden unentschiedener Mensch. Sanft redend, aber nicht überzeugend, ein typisch englisches Produkt. Ein Mann der Nerven.

Durchtrieben ohne Güte – – und dann plötzlich fähig, einem den Kopf abzubeißen, ganz wie ein Tyrann. „Und wie erfuhren Sie, daß Mrs. Storm krank wäre? Hier?“

„Oh“, sagte ich. „Ja – – –“ Und dachte an vieles. An Conrad Masters, an Cherry-Marvel, den Vertrauten dritter Hand, an Mrs. Conrad Masters. Eine flotte Frau!

„Wer anders als Cherry-Marvel soll es mir erzählt haben!“ sagte ich.

„Gott im Himmel, dieser Mensch!“

Aber Iris löschte aus meinem Gedächtnis die anfechtbare Indiskretion ihres Arztes gegenüber seiner flotten Frau – –

„Krank“, murmelte er. „Zweifellos krank – – hm, hm – –“

„Ich hörte,“ sagte ich verzweifelt, „sie hätte eine Art Operation durchgemacht – –“

„Eine Operation war es nicht“, stieß der Tyrann hervor.

„Zum Verrücktwerden diese Art, wie die Dinge verbreitet werden – –“

„Nun, ich wiederhole nur, was ich hörte, Masters. Und Sie können nicht auf Geheimhaltung hoffen, wenn unser Freund erst einmal etwas zu Ohren bekommen hat – – –“

„Wer hat etwas von Geheimhaltung gesagt?“ Ein gefährliches, katzenhaftes Knurren. „Ich brauche keine Geheimhaltung.“

Schweigen. Bange Gedanken wanderten darin auf und ab, Arm in Arm mit der unklaren Erregung dieses schwächtigen Mannes.

„Hören Sie, Masters, ist sie – ist sie sehr krank? Aber natürlich, wenn ich zudringlich bin – –“

Die matten Augen waren auf die Füße gerichtet, die er weit von dem Stuhl fortgestreckt hatte, in dem er wie übermüdet lag. Die Laienschwester schien im nächsten Zimmer herumzulungern. „Denken an Donna Guelara, nicht wahr?“ Haben nicht viel Zutrauen zu mir und Martel-Bonnard, nicht wahr?“ Die matten Augen sahen leise spöttisch aus. So war es nun mit ihm. Wenn man glaubte, er suche einen zu hintergehen, dann machte er sich vielleicht gerade über einen lustig.

Manche sprachen gut, sehr gut über Dr. Masters; andere fast ehrenrührig. Diese sagten, daß er, nach seiner Zusammenarbeit mit Eu-

gene Martel-Bonnard, dem Chirurgen, zu urteilen, nicht besonders dagegen sei, einträgliche, aber unnötige Operationen zu empfehlen. Martel-Bonnards Frau trug eine berühmte Perlenkette, von der es hieß, jede Perle sei mit dem Leben einer Frau erkaufte. Aber im Leben eines hervorragenden Chirurgen gibt es, wie Martel-Bonnard zu sagen pflegte, viele Fehlschläge. Er forderte dementsprechend. Ich glaube, daß er und Mrs. Masters dann und wann Masters einschüchterten – doch auch in den elysäischen Gefilden hätte er müde ausgesehen. Miteinander hatten die drei die arme Anna Estella Guelara sehr schwer bereuen lassen, daß sie je Chile verlassen hatte. Sie war ganz gesund. Martel-Bonnard sagte, sie sei sehr krank. Er tötete sie beinahe, dann rettete er sie, und wie richtete er sie zu! „Natürlich“, lächelte Martel-Bonnard. „Solche Dinge gehen nicht spurlos vorüber, aber mein Freund, sie war geliefert, wäre sie nicht zu mir gekommen.“ Hätte man doch an dem kleinen, glatten Mann eine erfolglose Operation vornehmen können! Er verachtete dich, wenn du anderer Meinung warst als er, er operierte. dich, wenn du dumm genug warst, und ließ sich eine Riesensumme zahlen, nach einem besonderen System, das er anwendete, den Wechsel zu diskontieren. Einhunderttausend Francs hatte der armen Anna Estella damals ihr Leben gekostet. Und Schmerzen, wie sie nur der Frauen Los sind!

„Aber Masters, es ist doch nicht ein ebenso schlimmer Fall?“

„Hm, nicht so schlimm? Nun, ein Fall anderer Art, wollen wir sagen.“

„Aber das war eine innere Operation. Sie sagten doch –“

„Ganz recht. Darum ist er verschieden.“

Wenn man mit Conrad Masters sprach, war es, als ob man mit ihm ein Spiel spielte, bei dem derjenige, der am meisten aus des andern Worten heraushört, die meisten Punkte macht ... Aber Iris allein hier, an diesem öden Ort, der so voll von Kruzifixen wie ein Kirchhof war!

„Es tut mir leid“, sagte ich, vom Schemel aufstehend. „Ich werde zudringlich ...“

„Sie haben ganz recht“, murmelte er. „Das hörten Sie von jener femme fatale, nicht wahr? Verflucht dieser Mann! Bla, bla, bla!“ Die bekümmerten, aber leise belustigten Augen ruhten auf mir. „Habe neulich eine ganze Menge von Ihnen gehört. Die Pflegerinnen hätten

Ihr Signalement jetzt schon beisammen, wenn sie Englisch verstünden. Sie scheinen da etwas hineinverwickelt zu sein. Recht traurig für Sie, wenn – –“

Diese Späße – – medizinische Späße! Nur Ärzte nehmen sich so etwas heraus. „Nun, wie geht’s uns heute?“ Doch dadurch, daß ich genau auf das Spiel achtete, hatte ich einen Punkt gewonnen. Sie phantasierte. Bis jetzt phantasierte sie. Dann – – „wenn“!

„Masters, wollen Sie mir sagen, daß sie im Sterben liegt?“

„Hm“, brummte er ungeduldig, und als er von seinem Stuhl aufsprang, schien sein grober, brauner Überzieher die schmutzige Loge auszufüllen. Er roch nach England, dieser Rock. Und daraus hervor ragte dieser scharfe, kahle, müde Kopf mit den bekümmerten Augen.

„Schallen Sie, Masters –“

„Hier haben Sie“, brummte er. Ich konnte nicht begreifen, warum er: „Hier haben Sie“ brummte, bis ich eine Zigarette in der einen und eins von diesen gräßlichen Spiritusfeuerzeugen in der anderen Hand hielt. Ein Mann ohne Überzeugung, sogar wenn es sich darum handelte, ein Streichholz anzuzünden.

„Kenne sie seit Jahren“, murmelte er, auf seine Füße blickend. „Damals in Deauville – schrecklich für sie. Armes Kind ...“

„Masters, Sie sagten, Donna Guelara könnte sterben. Das wissen Sie doch. Aber sie ist nicht gestorben, nicht wahr?“

Er blickte mich scharf an. „Wenn sie nur selbst mithelfen, nur einen Finger rühren wollte, um sich zu helfen! Da ist einer machtlos. Aber sie rührt keinen Finger, sie tut es einfach nicht.“

„Oh!“ sagte ich und suchte vernünftig auszusehen. Doch ich konnte mich nicht – nicht um mein Leben – mit dem Gedanken vertraut machen, Iris könne sterben. „Ich nehme an, das ist die Krisis, nicht wahr, Masters?“

Gereizt fuhr der grobe Überzieher plötzlich herum und füllte das Zimmer. „Krisis! Wie ihr Leute immer von Krisis hier und Krisis da redet! Hört ein Wort einmal und klebt euer Leben lang dran! ‘Wann tritt die Krisis ein?’ Es gibt keine ‚Krisis’ bei den meisten dieser teuflischen Geschichten. Malaria, Lungenentzündung, noch ein paar andere, ja, da weiß man, wie man dran ist. Aber bei diesen Geschichten ist der Patient dauernd krank, zwei, drei, vier Wochen, kann leben

bleiben oder auch nicht. Lysis, nicht Krisis. Krisis!“

„Traurig. Lysis ...“

„Warten Sie hier!“ Er begann in einem alten Notizbuch zu kramen und zog ein schmales, zusammengefaltetes Stück Papier hervor. „Dürfte Sie interessieren“, murmelte er.

Mit Bleistift gekritzelt stand etwas auf dem Papier, was wie zwei Namen aussah. Dieses unentwirrbare Gekritzelt! Schließlich enträtselte ich die beiden Namen: Hilarys und meinen.

„Sie sagte: Wenn einer von den zweien irgendwie durch Zufall hört, daß ich krank bin, und hier vorspricht, seien Sie nett zu ihm, bitte. Genau ihre Worte ...“

„Oh!“ sagte ich und starrte noch immer auf den Streifen Papier. Es war ein ziemlich dürrtiges Zettelchen. Und die beiden gekritzelten Namen wirkten wie ein schwacher Schrei in Verlassenheit.

„Hab’ sie jahrelang gekannt“, murmelte Masters. „Nett! Zuerst soll ich keinem etwas sagen, nun soll ich nett zu Ihnen sein.“

Ich gab ihm das Zettelchen zurück. Ich weiß nicht, warum, und jetzt wollte ich, ich hätte es nicht getan. Jetzt besäße ich es gern, zusammen mit jener Fünfpfundnote. „Nett sind diese Fünfpfundnoten.“ Vorsorgliche Iris! Sie kannte ihre Freunde, wirklich. Sie lag verlassen hier und dachte noch an Hilary – und mich! „Wenn sie irgendwie durch Zufall hören und vorsprechen.“ Der arme Guy war gar nicht erwähnt. Sie wallte Guys Rechtlichkeit nicht noch bemühen. Aber warum Rechtlichkeit? Ich sah Conrad Masters an.

„Septische Vergiftung“, sagte Masters. „Das ist das Elend.“ Das bedeutete sehr wenig für mich; denn niemand konnte weniger als ich mit solchen Dingen Bescheid wissen. „Aber“, sagte ich zweifelnd zu den sanft-bekümmerten Augen, und er murmelte:

„Sie denken doch nicht an Leichenvergiftung? Nicht, als ob das nicht genug wäre, um verbunden zu sein mit – –“

„Schmerzen“, sagte ich. „Gütiger Gott, Schmerzen – –“ Alles, was ich denken konnte, war Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen. Man kann fast das Stechen der Schmerzen eines andern fühlen. Und das Schlimmste ist, man kann im Geiste, eben erkennbar, die schwachen Schmerzensschreie einer Stimme vernehmen. Der Anblick von Conrad Masters erinnerte mich lebhaft an die Schmerzen, die Anna



Estella litt. Einmal, aus einem Wartezimmer, hatte ich sie wehklagen hören. „Schmerzen?“ sagte ich.

„Oh, nein – – – nein.“ Er erwog den Fall. „Nicht der Rede wert. Nur ruhig halten, das ist die Hauptsache. Sehr ruhig, Wochen und Wochen. Langwierige Geschichte, wissen Sie, aber was einen mürbe macht, ist, daß sie überhaupt nicht versucht, sich selbst zu helfen. Läßt sich gehen – ich kann nicht sagen, ob bewußt oder unbewußt, ist aber innerlich teilnahmslos. Ich war streng gegen sie ... Hübsche Beschäftigung für mich, nicht wahr? Bei Gott, hübsch! Wenn sie sich nur einen Ruck geben, sich zusammenreißen wollte – jemand ihren Geist anregte! Ist natürlich nicht einfach, ein solches Gespräch. Wenn sie nicht will, dann will sie nicht. Liegt da, wissen Sie, teilnahmslos gegen alles ...“ Er zog einen pelzgefütterten Handschuh an, und mit dem sprach er, beinahe scheu, dachte ich mir. Ein sonderbarer; schwer zu ergründender Mann. „Sie hat ein- oder zweimal gesagt, sie würde Sie gern sprechen und – – – ja, Ihnen dies und jenes mitteilen. Dann allerlei von Rosen und Löwenzahn. Sie scheinen irgendeine gaffe gemacht zu haben, und es liegt ihr viel dran, Ihnen davon zu erzählen. Ich hoffe, ich verrate da nicht zu viel ... aber es wird ihr gut tun, Sie bloß zu sehen, zu fühlen, daß Sie erreichbar sind. Man weiß nicht. Wir wollen sehn, wie’s ihr morgen geht. Es ist außerordentlich, habe ich gefunden, wie so eine Frau nach tagelangem Phantasieren eine Sekunde zu sich kommt, nur um sich einsam zu fühlen: Jetzt ist sie nicht wach. Geht ihr schlecht heute abend. Kann schon gar nicht schlechter sein. Man kann von Glück sagen, wirklich, wenn sie morgen früh noch lebt. Soviel kann ich sagen, tut mir leid. Nun muß ich sehn, wo ich etwas zu essen bekomme.“

Wir waren draußen. Der Regen hatte aufgehört, es war viel wärmer. Masters’ Renault-Wagen, glatt und glänzend schwarz, ohne das Rot der Räder, ließ mein Auto zwerghaft erscheinen.

Septische Vergiftung. Nun sann ich nach. Ich erinnerte mich an zwei Worte, die so ähnlich klangen, in Berichten über Verhandlungen gegen üble Frauen, die Eingriffe vorgenommen hatten. Sicher konnte Masters nicht ... Schließlich hatte sie mir vertraut – „seien Sie nett zu ihm!“ – und ich mußte gleich das Schlimmste denken! O Gott, wie gemein ist doch des Menschen Geist, wie gemein! Aber, Iris, liebe

Iris, was hast du nur mit diesen schrecklichen Dingen zu schaffen?

„Es ist immer noch Hoffnung, wissen Sie“, murmelte Masters. „Schade, daß Ihr Auto gewartet hat. Ich hätte Sie mitnehmen können. Donna Guelara ist ja auch nicht gestorben, nicht wahr?“

Aber wie hatte Anna Estella zu leben verlangt! „Sterben, ich!“ hatte sie später lachend ausgerufen.

Iris hatte mir vertraut. „Seien Sie nett zu ihm!“ waren ihre eigenen Worte. Und ich hatte gedacht, daß ...

„Masters, Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich wieder mit herankomme. Vielleicht heute abend?“

„Schlafen Sie hier, wenn Sie wollen“, lächelte er. „Ich werde selbst auf eine Stunde kommen, gegen Mitternacht. Meine Frau hat eine kleine Gesellschaft. Sie kommen gern? Man spielt hier ziemlich gut Bridge. Tun Sie, wie’s Ihnen beliebt.“

2

Ich gab meiner Schwester recht, daß es abscheulich roh von ihrem jüngeren Bruder war, fast eine Stunde auf sich warten zu lassen, um mit ihr auszugehen, besonders, da sie seit zwanzig Minuten fertig war. Sie war wütend. Ich sagte: „Da ist ein neuer Tanzsalon eröffnet worden. Ich habe es von einem meiner Freunde gehört. Du wirst ihn treffen, er ist reizend. Der neue Salon heißt La Plume de Ma Tante. Ex ist erst drei Abende auf, also wird er wenigstens für zwei noch sehr modern sein. Es ist eine Nachtigall da.“

„Zum Gesang einer Nachtigall läßt sich nicht tanzen.“

„Warum bist du denn so abweisend?“

„Es ist grausam, eine Nachtigall einzusperren.“

„Meine Liebe, dieses Feingefühl zeigt eine Dame, die sonst eine Passion für Reiherfedern und Hummer gehabt hat. Aber wahrscheinlich wird gewöhnlichere Musik die Nachtigall unterstützen. Es sind in der Tat fünf reizende Nigger da. Der Salon heißt La Plume de Ma Tante, so daß Engländer genau wissen, wo sie sind.“

„Du bist heute so zum Scherzen aufgelegt. Möchtest du nicht lieber vermeiden, deine Stiefel an meinem Kleid abzuwischen? Dies ist ein ganz schreckliches Auto, und ich muß sagen, die Männer sind

entsetzlich. Wenn du mit irgendeiner anderen Frau als deiner Schwester zum Diner führest, hättest du das Auto mit mehr Überlegung gewählt.“

„Rudolf und Raymonde sind das Tanzpaar. Mix liegt nichts daran, zur Feder meiner Tante zu gehen, es geschieht nur deinetwegen. Ich ginge ganz woandershin. Nachdem Essen.“

Sie war erfreut, sie tanzte gern. Wir gingen die Rue Royale hinauf nach dem ruhigen Hause Larue. Sie sagte: „Rudolf und Raymonde gefallen mir. Ich sah sie in Monte Carlo tanzen, und es heißt, Amerikanerinnen schenken ihm Platinuhren von Cartier, und ex sei Bedienter in San Francisco gewesen, oder war das Rudolf Valentino?“

Ich sagte: „Hör mal, weißt du etwas über septische Vergiftung?“

„Wahrhaftig, wie gleichgültig du bist! Ob ich etwas darüber weiß? Ich hatte sie doch.“

„Nein!“ Die eigne Schwester!

„Aber natürlich hatte ich sie! Es ist erstaunlich, wenn der eigne Bruder nicht ahnt, daß man endlose Schmerzen und Martern durchgemacht hat.“

„Nicht doch! Schmerzen und Martern“, sagte ich. „Ich habe etwas läuten hören.“

„Aber du weißt nicht, wo die Glocken hängen! Ich war schon tot-gesagt, das steht fest.“

„Aber, meine Liebe, das war, wie du im Kindbett lagst. Ich war damals in Wien.“

„Ganz recht. Natürlich trat es nach einer Geburt ein. Septische Vergiftung bekommt man nicht ohne weiteres. Ich kam fast ums Leben, glaub mir.“

„Vestiaire, monsieur?“

„Ich verstehe. Im Kindbett. Und dann – –“

„Ich habe noch nie einen solchen Hunger gehabt“, sagte meine Schwester, „und du sprichst fortwährend von septischer Vergiftung. Wahrscheinlich willst du mir den Appetit verderben, damit die Rechnung nicht zu hoch wird. Ich nehme zuerst Kaviar.“

„Die septische Vergiftung“, sagte ich, „hat dir nicht das Leben gekostet, das ist die Hauptsache. Du kannst dir nicht denken, wie glücklich ich bin. Essen wir Kaviar.“

La Plume de Ma Tante. Lichtgrüne Wände, mit Zinnober gesprenkelt. Eine Estrade an einem Ende, auf der fünf Negerfratzen schwitzten. Am andern Ende eine nackte Frau. Sie hatte keine Hüften, nach der herrschenden Mode. Ihre Arme waren über ihrem Kopfe verschlungen, und ihre Fingerspitzen hielten eine Schale von grünem Malachit, aus der rotes Wasser in ein weißes Alabasterbecken zu ihren Füßen plätscherte. Viele Engländer waren anwesend. Sie gingen nach der Riviera, und dann kamen sie von der Riviera wieder. Oberst Duck war da mit den ersten Leuten. Oberst Duck war ohne Zweifel jetzt gerade von seinen bemerkenswert erfolgreichen Rennen auf der Crestabahn zurückgekehrt. Aber er sagte nie viel über das, was er draußen tat. Cherry-Marvel war da mit einer großen starken Frau und einem hübschen Jungen, der Hände wie ein Dienstmädchen hatte; er war ein berühmter Boxer. Dann war die übliche Zahl Argentinier da, sehr gut gekleidet. Sie plauderten über Polo. Im ganzen Raum tanzten Frauen von einem gewissen Alter mit jungen Männern beiderlei Geschlechts. Mio-Mi-Marianne war da. Sie saß allein, aber ich mochte mich nicht mit ihr unterhalten, weil ich mit meiner Schwester zusammen war. Eine Halbweltdame fühlt sich beleidigt, wenn du mit ihr sprichst, wenn du mit deiner Schwester da bist. Vor zwei Jahren hatte sich Mio-Mi-Marianne eines Abends ein seidenes Taschentuch um das Handgelenk gebunden, und es wurde bei den Frauen Mode, sich seidene Taschentücher um das Handgelenk zu binden. Dann band sich Mio-Mi-Marianne ein seidenes Taschentuch um den Hals, und auch das wurde Mode. An diese Dinge dachte sie, während sie Opium rauchte. Sie saß allein und starrte in ein Glas Vichywasser. Ein junger Amerikaner, ein Polospieler namens Blister, näherte sich ihrem Tisch, und vielleicht wollte er sie zum Tanz auffordern; aber sie sah ihn kaum an, und er ging wieder weg. Ihre Augen waren auf eine Opiumtraumgestalt gerichtet, und sie war in den Armen der Unendlichkeit sehr glücklich. Mio-Mi-Marianne wird man eines Tages auf dem Aubussonteppeich ihres Salons liegen finden. In dem Teppich wird ein Loch sein, wo ihre letzte Zigarette verraucht.

Ein Schwarzer schlug einen Wirbel auf seiner Trommel. Die Tänzer gingen beiseite, die Lichter erstarben, flammten wieder auf und verbreiteten blaues und rotes Dämmerlicht. Ein stark gebauter junger Mann mit einem rohen Gesicht tanzte einen Tango mit einem lieblichen jungen Mädchen mit kurzen, goldfarbenen Locken. Dann warf er sie auf den Boden und nahm sie wieder auf. Rudolf und Raymonde. Er machte es wunderschön. Eine Amerikanerin, die Herzogin von Malvern, warf Rudolf eine rote Nelke zu. Der Baron von Belus sagte scharf: „Das ist in Wirklichkeit eine weiße Nelke, aber sie errötet über das Getue der Frauen mit Dagos.“ In einem Käfig hing an der lichtgrünen Wand neben uns eine stumme Nachtigall. Sie pickte fortwährend auf dem Boden ihres Käfigs und kümmerte sich um nichts. Ich ließ meine Schwester unter Cherry-Marvels Obhut. Ich sagte ihr, er könne tanzen; und tags darauf war sie wütend.

4

Die feurigen Augen des Renault-Wagens machten den unfreundlichen Boulevard Pierre Abel beinahe gastlich. Er war schon ein gewissenhafter Mann, Conrad Masters. Wie froh war ich in diesem Augenblick über ihn! Was hatte er über Iris gesagt? Ein paar Worte darüber, daß er sie jahrelang gekannt hatte, dann über „damals in Deauville ... schrecklich für sie“. Das bedeutete also, daß Masters während des Trauerspiels mit Boy Fenwick dort gewesen war. Iris, arme Iris! Solche Strafen ... für welche Vergehen? Welche Vergehen heischten solche Strafen? Iris, arme Iris! Sie aber machte sich nichts daraus, wenn sie starb, gewiß nicht. Das war das Elend, hatte Masters gesagt. Aber ohne Zweifel wußte sie es am besten ...

Das Gefängnis Le Paradis war ein dunkler Fleck in der Nacht. Die matten Lichter hinter den mit Eisenstäben gesicherten Fenstern waren erloschen, und man mußte sich fragen, ob die da oben schliefen in ihren Käfigen, die Verworfenen, die Leichtsinnigen, die Betrogenen. Vielleicht war die Nachtigall in ihrem Käfig gleichgültig. Vielleicht waren die da oben gleichgültig, und sie schliefen friedlich wie Engel. Aber die fälschlich Angeklagten schliefen nicht. Das war gewiß. Nutzt verleumdete Unschuld irgend jemandem, außer einem sehr

weisen oder einem sehr guten Mann, außer einem Mann, der nach der Meinung dieser Welt nichts fragt, oder einem, dem nur die Liebe der Nächsten von Wert ist? Ich sagte zu dem Chauffeur: „Die Hölle kann keine Qual kennen, so groß wie die eines Unschuldigen in einem Käfig“, und nachdem er das Trinkgeld aufmerksam betrachtet hatte, stimmte er mir bei. So zaghaft, wie ich konnte, zog ich die Glocke, damit die alte Frau ja nur nicht böse auf mich war.

„Aha!“ sagte sie grinsend. „Aha! Monsieur-toujours-de-l’audace! Mais entrez, monsieur, entrez! Der Doktor ist eben gekommen. Er ist, meiner Seele, ein guter Mann, der Doktor Mastaire – aber unsre französischen Ärzte, da können Sie was erleben. Sie kommen auf einen Augenblick, sie gehen wieder, und ob sie lebt oder stirbt, was kümmert sie das, solange sie bezahlt werden? Aber dieser englische Arzt, er versteht es nicht, mühelos Geld zu verdienen. Seine Frau telefonierte gerade, er soll schnell nach Hause kommen, sie erwarten ihn zur Partie Bridge – Ah, ce bridge, bridge, bridge!“

„Sie sehen, wie besorgt ich bin! Haben Sie etwas gehört, seit ich hier war?“

„Wenn man nichts gehört hat, junger Herr, ist das soviel wie eine gute Nachricht. Aber setzen Sie sich, der Doktor selbst wird Ihnen in einem Augenblick Bescheid sagen –“ Die verwünschte Klingel, sie schallte laut durch das Haus. Von allen Nationen der Welt sind wohl nur die Franzosen fähig, die schrillste Glocke in einer Heilanstalt aufzuhängen. Die fette, alte Frau sah mich empört an. Wir waren Feinde gewesen, jetzt waren wir Verbündete gegen den ungebetenen Gast. „Ach was!“ sagte sie und öffnete die Tür. Von da, wo ich stand, konnte ich nicht sehn, wer draußen war, aber ich konnte eine Stimme hören, leise, zögernd, in sehr korrektem Französisch, wie man’s im Auswärtigen Amt spricht – –.

„Napier!“

Wir starrten einander an, in höchster Überraschung und Verwirrung. Napier, der Liebling der Götter, scheu, empfindsam, fein – hier und gerade jetzt trat er mir im dunklen Schweigen der Pariser Nacht entgegen.

„Das ist komisch“, sagte Napier mit einem Lächeln. „Wie?“

Napier Harpenden und ich kannten einander gut, was man so „gut“

nennt, seit Jahren, aber nie zuvor waren wir allein zusammen gewesen. Aber einmal vor wenigen Jahren, hatte ich ihn in einer merkwürdigen Situation beobachtet. Als ich spät in der Nacht durch eine Verbrechergasse nahe den Ostindischen Docks ging, war ich erstaunt, als ich in einem beleuchteten Fenster das weiße, schmale, feingeschnittene Gesicht Napiers und seine dunklen, fiebernden Augen sah. Er hatte eine ernste Unterhaltung mit einem alten Mann und einem sehr hübschen jungen Mädchen, das weinte, und ich schämte mich, daß ich ihn gesehen hatte. Denn der Eindruck, den Napier hinterließ, war so, daß die Idee, ihn verletzt zu haben, selbst verletzend erschien. Oft habe ich nachgedacht, was er dort getrieben haben mochte und welcher verschwiegenen guten Tat er sich befließigt habe. Er war ein fremdartiger, geheimnisvoller, fast heiliger junger Mann, ein Günstling der Götter, der sich noch kein einziges Mal auf die Gunst von Göttern oder Menschen verlassen hatte ...

Er stand noch immer draußen, ein finsterer, schwacher Umriß in einem wollenen Mantel. Hinter jenem leisen, abtittenden Lächeln barg er mehr als bloß überraschte Verwirrung. Er hätte es sichtlich vorgezogen, nicht gerade mich hier zu treffen. Napier und ich waren befreundet nur deshalb, weil wir uns in alle unsere Freundschaften teilten. Wir hatten nie auch nur versucht, unsere Freundschaft auf gemeinsame Interessen zu gründen. Aufrichtig: Es tat mir sehr leid, daß ich hier war. Bei Napier spürte man das.

„Venice wartet im Auto“, sagte er. Immer, wenn wir uns trafen, sprach er sofort von Venice. Dies tat er, um mir zu zeigen, wie gut er wisse, daß Venice und ich sehr befreundet waren und daß es irgendwie an ihm liege, wenn wir einander nicht ebensogut verständen. Einen solchen Mann mußte man gern haben. Die Höflichkeit dieses Götterlieblings war so viel tiefer als die von anderen. Sie brauchte nur eines Tags sich noch um wenig mehr zu vertiefen, dann, fühlte man, würde sie ganz tief, ein wenig zu tief, bei der Selbstzerstörung angelangt sein.

Ich erzählte, ich sei erst diesen Nachmittag nach Paris gekommen und habe zufällig gehört, Mrs. Storm sei krank. Man sieht, ich mußte meine Anwesenheit in diesem Hause deutlicher erklären als er mir schicklicherweise die seine. Bei Napier kam man sich ziemlich fami-

liär vor, wenn man ihn an diesem gottverlorenen Ort zu so später Stunde nach dem Befinden von Iris fragte. Waren doch er und Iris „zusammen jung“ gewesen. Komischerweise dachte ich an die zwei hingekritzelten Namen auf dem dürftigen Papierfetzchen. Nun gut, auch ich hatte ja hier meine Rechte. Eigentlich noch mehr Rechte als Napier. Conrad Masters hatte keine Instruktion, besonders nett zu Napier zu sein. Armer Napier ...

„Aber,“ meinte er ganz langsam, „es geht ihr jetzt sicher besser? Ich habe nur auf gut Glück fragen wollen ... Wollte hauptsächlich frische Luft nach der Eisenbahnfahrt. Sicher ... Wie?“

Ich blickte ihn an. Was konnte man sagen? Das plötzliche Starren dieses weißen Gesichts brachte mich dazu, bei jedem Wort sehr auf der Hut zu sein. Ohnehin mußte man Napier als einen Ausnahmefall behandeln.

„Ob es ihr besser geht?“ wiederholte ich. „Nun ...“

„Aber schauen Sie“, meinte er unter Protest ... Es war dunkel hier, zwischen dem trüben Licht im Pförtnerzimmer und der Nacht. Weshalb um alles in der Welt trat er nicht ein? „Venice und ich fahren morgen nach dem Süden, und ich dachte mir, ich sehe einmal nach ... aber ich hätte mir nicht träumen lassen, daß sie ...“

Endlich machte ich mir klar; er hatte gewußt, daß sie krank war, einzig er unter uns allen. Diese Jugendgespielen fühlten, wenn es einem von ihnen schlecht, ging. Er hatte gewartet, bis er auf seiner Reise nach dem Süden vorbeikommen und anfragen durfte. Na ja.

„Wollen Sie nicht eintreten?“ sagte ich. Ich konnte ihn nicht mit der brutalen Wahrheit, daß Iris todkrank war, überfallen. Man konnte solche Dinge diesen dunklen, qualvollen Augen nicht zeigen. Man mußte Napier immer vor dem schützen, wozu es einen trieb. Er war ein Liebling nicht nur der Götter.

Doch er wartete noch immer in der Dunkelheit und starrte mich in seiner komischen, reizvollen Art verständnislos und beunruhigt an. Jedesmal wenn ich an Napier denke, sehe ich seinen finsternen Blick und höre das unfreiwillige „Was?“, das er seinen Fragen folgen ließ.

„Sehen Sie, irgend etwas muß nicht in Ordnung sein.“ Seine Stimme schwankte unsinnig ... „Es ist ernst, was?“

„Sie ist recht krank“, sagte ich wohl.

„Recht krank!“ fuhr er mich an. „Was? Sie meinen ... Wirklich krank? Was?“

„Ich glaube“, sagte ich ... „ja.“

Ich sah mich in der Stube um, ich wollte diesen Augen entrinnen. Die Laienschwester stopfte die Ferse eines schwarzen Wollstrumpfes, eine Hornbrille auf der Nase und ohne sich im geringsten um uns zu kümmern. Ein Ende des Strumpfs lag in einer schwarzen Blechschachtel aufgerollt. Ich brachte es nicht fertig, Napier gerade jetzt anzusehn. Zum erstenmal gab mir Napiers Benehmen eine schwache Andeutung seines Verhältnisses zu Iris; und so schwach diese Andeutung war, ging sie mir doch auf die Nerven. Ich meine die Glut seiner Augen. Sein ganzes Herz loderte darin ...

„Aber sehen Sie,“ sagte er scharf, „ich verstehe das alles nicht. Was? Ich meine, ich hatte keine blasse Idee, es sei ...“

„Ich weiß überhaupt nichts,“ sagte ich, „nur daß sie krank ist.“ Wir starrten einander an. „So krank,“ fuhr ich fort, „wie ein Mensch sein kann.“

„Oh“, sagte er. Noch immer mich anstarrend, ohne mich zu sehen, drängte er sich an mir vorbei durch die Tür herein. Sein Gesicht entsetzte mich wiederum. Der Ausdruck war der eines Verlorenen, Wehrlosen, von Furcht Verzauberten. Alles andere als diese Furcht gab es nicht für ihn.

„Ich habe sie nicht mehr gesehen“, sagte er und blickte mich düster an. In diesem Moment hatte er sicher gar keinen Begriff, wer ich war.

„Nehmen Sie eine Zigarette“, meinte ich. Auch diese starrte er an, als er sie zwischen den Fingern hielt, und zerquetschte sie...

„Ich habe sie fast ein Jahr lang nicht gesehen“, flüsterte er in Hast. Plötzlich hielt er an sich. Er schien sich klarzumachen, mit wem er sprach. Seine Miene war unverändert finster. „Was ist es eigentlich? Lungenentzündung? Was?“

Ich stotterte. Dann sagte ich, ich wisse es nicht genau. Ich habe den Doktor nur kurz gesprochen. Es handle sich offenbar um etwas Organisches.

Ich kam mir unendlich hilflos bei all diesen Bemerkungen vor. Das stand für mich fest: er hatte gewußt, daß sie krank war, aber viel-

leicht nicht, wie schlimm es stand. Immerhin suchte ich tastend nach einem Ausweg. Ich mußte es. Ich durfte hier kein Unheil anrichten. Durfte keinesfalls höfliche „Information“ geben, wie Guy es tat. Ganz ausgeschlossen. Von Blutvergiftung durfte weder Napier noch irgendwer sonst etwas hören. Das Wissen von ihr war nur für die zwei bestimmt, deren Namen auf dem schäbigen Papierfetzen gestanden hatten. Diese Blutvergiftung konnte nur zweierlei bedeuten: ein Kind oder eine Fehlgeburt. Und das war die privateste Angelegenheit von Iris. Von Iris, die sich ein Kind wünschte. „Um einen Spielgenossen zu haben.“ Eine kleine Neugier überkam mich jetzt, ob es ein anderer „Hector-Nicht-so-stolz“ gewesen war. „Ich hätte sa gern ein Kind gehabt, das das Rennen gewinnen würde.“ Immer wieder stahl sich die leichtbelegte Stimme in mein Gedächtnis, wie sie so kleine Niedlichkeiten sagte.

„Ich muß doch sagen,“ äußerte Napier mit einer plötzlichen, erstaunlichen Ruhe, „die Geschichte ist absolut verrückt. Was? Sehen Sie, ich hatte ja nicht die mindeste Ahnung ...“

Aber als ich ihn, durch die Gelassenheit seiner Stimme getäuscht, ansah, fand ich es besser, meine Blicke zu der alten, öden Laienschwester zurückwandern zu lassen, die unentwegt an ihrem Strumpfe stopfte. Es war nicht anständig, ihn zu betrachten, nachdem er sich so bloßgestellt hatte. Ich dachte, wie maskiert wir immer sind, wie maskenhaft diese Welt ist, wie wir den ganzen Tag Masken tragen, selbst bei den gewöhnlichsten Verrichtungen. Da fühlte ich seine Hände sich immer fester um meinen Arm klammern. Was kam jetzt ?

„Tut mir furchtbar leid“, sagte ich idiotisch.

„Sehen Sie ... um Gottes willen! Ich verstehe das alles nicht. Was? Vor ein paar Wochen schrieb sie mir, sie habe eine leichte Krankheit durchzumachen, und nun ...“

Seine Finger glitten von meinem Arm. „Höllisch!“ murmelte er. „Höllisch ist das! Was?“ Jetzt wußte er überhaupt nicht mehr, was er sagte. Ich wünschte, bei Gott, er hätte es gewußt, ich wollte ihm nicht zuhören, ich haßte es, zuhören zu müssen, es war mir, als ob ich ihn ausspionierte. Als hätte ich Tristan auszuhorchen, wenn er planlos, von Liebe zu Isolde verzehrt, durch den Wald irrte. Aber was konnte ich machen? Wie konnte ich ihn so allein lassen? Wie ihn in diesem

Zustände zu Venice umkehren lassen? Großer Gott, und Venice wartete draußen im Auto. Wenn sie ihn so sah ... Großer Gott, der Mann war verrückt, sie hierher mitzubringen! Hierher, wo er Iris sehen wollte! Diese nebelhaften Impulse eines Mannes von Ehre ... Er wollte nichts hinter dem Rücken seiner Frau tun. Nachdem er, wie man weiß, schon alles Erdenkliche getan hatte. Aber man stelle sich vor, daß Venice, des Wartens draußen müde, hereinkäme und Napier vorfände wie den wahnwitzigen Ritter eines Heldenepos! Venice mit ihrem Wuschelhaar wie ein Löwenjunges, mit ihren heiteren, treuen Augen, die liebe Venice! Anbetend und anbetungswürdig! Napiers Frau ...

In diesem Moment sah ich wieder ihr Bild, wie sie damals, in jener Nacht vor zehn Monaten, im Loyalty so glücklich auf Napier wartete, den sie in drei Tagen heiraten sollte. „Darling, Darling!“ Wie sie das aussprach! In der Nacht von Gerald's Tod! Und dann erinnerte ich mich zum ersten Male jenes Aufschreies: „Iris!“ und der zwei roten Lichter der Rückwand, wie sie in die South-Audley-Straße hineinfegten; jetzt verstand ich, warum Iris mich in ihrem Brief ihren Vernichter genannt hatte. Hätte doch kein Liebhaber in jener Nacht ihren Weg kreuzen dürfen, in der ich ihr all das über Gerald erzählte. Napier war es, der ihr damals begegnete, und sie sah ihn zum erstenmal wieder, ihren Freund von Kindheit an, seit so vielen Jahren. „Zwei Wege zweigten ab von einem Baum ...“ Und die zwei Wege waren in jener Nacht zusammengeschossen, in der Finsternis eines grausam blinden Zufalls, und nun, in der heutigen Nacht, trafen sie sich wieder, während Venice draußen wartete ...

Ich mußte irgendwie eingreifen. Diesen vor Liebe verrückten Mann, der in den Schuhen ihres Gatten ging, durfte Venice nicht sehen. Napier und Venice, das glückliche Paar ... Ich war auf Venices Seite. Für Venice! war meine Parole. Von jeher schon. Man liebt so wenige Menschen, aber diese wenigen um so innerlicher. Dieser Liebeskranke mußte aufgeweckt werden, er mußte sich „benehmen“. Natürlich mußte er das! Wie konnte er wagen, Venice das anzutun? Sie am dritten Tag nach jener Nacht zu heiraten ...

Ich fragte ihn, wo er abgestiegen sei. Er sagte: „Im Meuriche.“ Darauf meinte ich, ich könne ihn ja anrufen, wenn ich den Doktor

wieder gesprochen habe. „Es hat keinen Sinn, daß Sie hier warten. Ich kenne diesen Arzt.“

Er starrte mich an mit der ungeheuren, niederschmetternden Erhabenheit derer, die keine Rücksicht mehr kennen. Ich hatte den bitteren Wunsch, ihn aufzuwecken, ihm das Schmachvolle seiner Handlungsweise zum Bewußtsein zu bringen. Für Venice! „Es ist nicht gut,“ setzte ich grausam hinzu, „Venice da draußen eine Ewigkeit warten zu lassen ...“

Er sah mich zürnend an, oder war es etwas hinter meiner Schulter? „Ich will Iris besuchen“, äußerte er.

Das war also abgemacht, er besuchte Iris. Vielleicht war es für Iris eine unendliche Wohltat, fiel mir ein, Napier in dieser kritischen Nacht zu sehen. Vielleicht war es ihr dann nicht mehr gleichgültig, ob sie starb oder nicht. Aber weshalb sollte sie nicht sterben? Venice war für sie das Todesurteil. Iris war die Feindin. Weshalb sollte sie nicht sterben? Es ging nicht an, daß sie so etwas überlebte. Wie eine kleine Diebin hatte sie sich in den Garten von Venice und wieder heraus gestohlen ... Und Napiers Kind, ohne daß es es ahnte, unter dem Herzen getragen ...

„Verdammt“, murmelte er. Ich starrte in seine brennenden, gebrochenen Augen ... „Eine Hölle! Was? ... Wenn Sie wüßten ...“

„Ich möchte nichts wissen“, fuhr ich ihn an. Wer hätte auch wissen wollen? Aber er hörte nichts, sah nichts, fragte nach nichts. Daß ich so mit ihm zusammen war, kam mir vor wie ein Horcher an der Wand. Teufel, wenn Venice jetzt hereinkam und ihren Napier, ihren Liebling, mit diesen brennenden, gebrochenen Augen erblickte! Aber es gibt Dinge, die einfach nicht passieren können. Napier war von Venice nicht fortzureißen. Wie schnell und scharfsichtig sie den Unterschied zwischen seiner leichten, lächelnden Liebe zu ihr selbst und ... diesem verruchten Wahnsinn erkennen würde, wenn sie ihn jetzt sah!

Aber in dem finstern Auto konnte sie sein Gesicht nicht sehn. Ich versuchte gerade wieder, ihn wegzuschaffen, als er mit Ungestüm sagte: „Und dennoch habe ich eine Ahnung davon gehabt. Oder glauben Sie, Iris lügt? Was?“

„Napier, Sie müssen sich jetzt wirklich zusammennehmen ...“

„Nein, sonst würde man mich mit Recht für einen großen Schurken halten. Was?“

So grollte er in seiner Art, die jeden dazu bewegen mußte, ihm alles zu verzeihen. „Nicht wahr, hätte ich eine Ahnung gehabt, wie es um sie steht, und wäre nicht schon längst gekommen, so wäre ich ein Schurke ... Aber sie hat mir doch erst vor vier Wochen geschrieben, sie sei nur ein bißchen unpäßlich und brauche vierzehn Tage Erholung, und da natürlich ... Hier, schauen Sie, da ist der Brief, Sie können ihn selber lesen ...“

„Aber ich will ihn nicht lesen. Raffen Sie sich doch auf, Mann! Ich verstehe ja. Natürlich konnten Sie nicht wissen ...“

„Nein, schauen Sie her, Sie werden ja sehn ...“ Fieberhaft begann er in seinen Innentaschen zu wühlen, Papiere herauszuzerren, eine Brieftasche, Pässe ...

Venice konnte sehr ruhig sein. Ich stellte sie mir in der Tür vor, wie sie auf Napier blickte. Sie würde sehr still sein und in dieser Stille zugrunde gehn. Denn sie war voll Eifersucht und hütete ihren Besitz. „Ich habe es erreicht, mit Napier zu sein“, versuchte sie mir zu erklären. „Aber woran er die halbe Zeit denkt, weiß man nicht, und er weiß nicht, was er in der anderen Hälfte tut.“

Mehrere Papiere fielen zu Boden, ich hob sie auf und schob sie in seine gähnende Tasche zurück. Die alte Nonne lächelte mir über ihre Brille zu und glotzte dann zu Napier hinüber, wobei sie mit dem Finger an ihre Stirn tupfte. Man konnte aber sehn, daß ihr seine Erscheinung behagte. „Quelle belle silhouette!“ grinste sie. Ich glaube, Napier ist bis heute nicht dahinter gekommen, daß wir damals in der Pförtnerloge nicht allein waren.

Er schwenkte einen weißen Gegenstand, der mit hingekritzelter Bleistiftstrichen bedeckt war; und daneben sah ich irgendwie jenen anderen Brief aus einem zugigen Hause, von einem Hügel mit verküppelten Oliven. Aber zwischen die beiden Briefe trat eine Vision: die zerstörte Venice.

„Ich will das nicht lesen, Napier. Ich verstehe ja. Sie wissen es jetzt; ist es da nicht absolut einerlei, ob Sie es früher wußten oder nicht?“

„Sie hält eine Menge von Ihnen“, sprach er dunkel. „Sie sagte es

mir, das letztmal, als ich sie sah ...“

Er strich sich mit der Hand über den Mund.

„Aber ...“ warf ich ein.

„Scheußlich“, sagte er und blickte mich mit enormer, dunkler Verblüffung an. „So fühle ich mich. Scheußlich. Als wäre meine Haut ein schmutziges Hemd. Geht Ihnen das auch manchmal so? Ich meine, hier stirbt sie, und ich ... Gott, wie man sich selbst kennenlernt! Was? Aber ich möchte gern, daß Sie den Brief lesen. Ich meine, weil Sie es sind. Sie hält eine Menge von Ihnen, ich weiß, das tut sie. Sie hält Sie für nett, komisch, wie sie das sagt: ‚nett‘. Was? Aber weshalb sollte sie lügen? Iris lügt nie. Das ist ja ihre Gewalt über mich. Weshalb sollte sie mich da anlügen? Was? Hier, Sie werden sehn ...“

Der Brief war zerknittert, aber er hatte ihn irgendwie geglättet. Ich starrte darauf. Das mußte ich, denn er richtete auf mich seine zerrütteten, flehenden Augen. Ein entkoppelter Jagdhund...

„Sie stirbt.“ Ich hörte seine Stimme wie aus meilenweiter Ferne. „Sie brauchen mir nichts vorzumachen! Sie stirbt ...“

„Das wird sie nicht“, sprach ich fest, froh, daß ich den Brief nicht zu lesen brauchte. Und ich war nun wirklich überzeugt, daß sie nicht sterben würde. Die Geliebte des Götterliebblings würde nicht sterben. Götterlieblinge kommen nicht so leichten Kaufes davon. Es wäre zu bequem, zu sterben. „Den Marchs bleibt nichts erspart ...“

Ich starrte auf das zerknitterte Ding in meiner Hand. Ich las es nicht. Der arme Kerl zeigte mir das nur, weil er in dieser verlorenen Minute nach Verständnis hungerte; nach irgend jemandes Verständnis, zur Erlösung von zehnmonatigem Schweigen ...

Notgedrungen mußte ich die ersten paar Zeilen dieses Schulmädchengekritzels in mich aufnehmen. Schon durch die elende Tatsache, daß ich leer darauf hinstarrte. Es hieß da: „Napier, ich muß in ein Pflegeheim gehen, um mich ein paar Wochen auszuruhen. Napier, lieber Napier! Ich habe versucht, Dir nicht zu schreiben, Du weißt, ich habe es versucht, nachdem wir uns das Wort gegeben hatten. Da wir uns aber nie mehr treffen werden, möchte ich, daß Du betest ...“

Das ist alles, was ich las. Und da stand ich nun, auf den verküppelten Brief starrend wie ein Idiot. „Da wir uns doch nie mehr treffen

werden ...“

Gestalten bewegten sich, ich konnte sie klar erkennen, sie hören, ihre Rufe, ihr Gelächter. Ich hörte sogar das Schweigen, das jäh zwischen ihnen emporwuchs. Diese Totenstille zwischen ihnen. Napier, Venice, Iris. Sie waren zusammengekommen, blind, verzweifelt. Durch Zufall ... Aber mit dem Zufall ist es Essig, es steht geschrieben, daß es so etwas wie Zufall nicht gibt. Und ich ... warum war ich gerade auserlesen, als töricht deutender Finger des Schicksals diesen „Zufall“ noch zu unterstreichen! Sie waren zusammengekommen, die drei, aus der Finsternis einander zugewirbelt zu finsternem Zweck. Die Schwachen zu den Schwachen, die Starken in Ketten. So geht es immer, und es ist kein Grund dafür als die verfluchte Unbill des Lebens selbst, dessen Refrain ist: Die Schwachen müssen noch schwächer und die Starken vernichtet werden. Venice war stark, stark wie Gold, in ihrer Freundschaft und in ihrer Liebe. Unbestechliche, goldne Venice! Ich rufe dir Heil zu! Darum – so spricht der Fürst der Finsternis – muß sie zerstört werden. Und um sie sehr schmerzhaft und tief zu zerstören, mußte Napier Iris wiedersehen, die er nicht gesehen hatte, seit sie ein kleines Mädchen war. Beide erwachsen, mußten sie sich jetzt wieder begegnen. Ein Jüngling mit seltsam, zartem, bemitleidenswert zartem Empfinden mußte nun mit einer in Skandale und Tragödien verstrickten Iris zusammenstoßen, mit einer hoffnungslosen, unseligen Frau ... Der Götterliebbling und die arme, schamlos schamvolle Dame! Und diese Zerstörung von Venice begann mit einem szenischen Stichwort, jenem überraschten nächtlichen Aufschrei: „Iris!“ Dann sausten zwei Automobile durch die stillen Straßen ins Herz des dunklen Waldes London, zu dem Spielzeughäuschen Napiers am Brompton-Platz. Wie deutlich man sie sehen, sie hören konnte, diese Freunde von ehemals! Scharf umrissen standen sie vox mir, wie sie mit ihrer beider kleinen Leben in der großen Dunkelheit, die wir Leben nennen, unsicher spielten, und wie sie dabei vermieden, von Liebe zu sprechen, und nur ihre „alte Freundschaft“ betonten. Vielleicht – um dem Zufall zu helfen und ihr Fleisch schwach zu machen (der gewohnte schlechte Scherz des gefallenen Erzengels) – waren sie seit langem ineinander verliebt und hatten sich unglücklich getrennt. Dann trat wohl der seltsame Tod

Boy Fenwicks zwischen die Liebe eines Knaben und eines Mädchens, und sie hatten sich über die weite Kluft hin, die einen pflichtbewußten jungen Mann von einer unabhängigen Dame scheidet, lange Zeit nicht gesehen. „Zwei Wege zweigten ab von einem Baum, der dort stand.“ Und man konnte sich Napier vorstellen – nicht den verlorenen, verliebten, sondern den von den Schwingen einer alten Freundschaft zu seinem Stern gehobenen Günstling der Götter – wie er in jener Nacht Iris am Arm griff und sie überredete, in seinen Wagen zu steigen. „Iris, komm doch einen kleinen Moment zu mir herein! Komm doch her, Iris! Ich weiß, daß du ein nettes Glas Eiswasser liebst, und ich habe das großartigste Eiswasser von London zu Hause. Was? Und wir werden doch nie wieder eine Gelegenheit haben, zu plaudern ...“ Und dann Iris mit ihrer klagenden Sehnsucht nach einem Kind! Iris hatte eine Flamme entzündet, und nun war es, als müsse sie im kalten Feuer dieser Flamme verbrennen. Nur der Tod konnte die Flamme löschen. Boy und Iris. Hector und Iris. Napier und Iris. Aber Napier konnte nicht sterben, der Götterliebbling. Iris konnte nicht sterben, denn „den Marchs blieb nichts erspart“; und so war der Tod dem Bruder von „Hector-Nicht-so-stolz“ vorbehalten, der nicht leben konnte, der dabei mit Bedacht noch versuchte, seine Mutter in die Sorglosigkeit des Todes mit sich hinüberzuziehen.

Die Laienschwester war in den Nebenraum gegangen, der etwas wie eine Küche war, und Napier setzte sich auf ihren Stuhl. Dort saß er nun, finster, bleich, und starrte grübelnd in die schwarze Blechschachtel.

Ich sagte: „Jetzt verstehe ich. Natürlich ...“ Ich drängte ihm den Brief wieder auf, und plötzlich schaute er mich gespannt an. Er war entschlossen, klar zu sehen.

„Sie stirbt, nicht wahr? Sie sind doch selbst überzeugt davon? Was?“

„Der Arzt muß jeden Augenblick hier sein, und dann können Sie ihn fragen. Nein, ich glaube nicht, daß sie stirbt. Meine Schwester hatte ja selbst so eine Geschichte, und jetzt tanzt sie wieder ...“

„Was meinen Sie mit: so eine Geschichte?“

Ha! Ich hatte einen Faux-pas gemacht, einen Schnitzer! Er war ganz finstere Aufmerksamkeit ...



„Ptomainvergiftung“, sagte ich.

„O Gott“, sagte er, „o Gott! Was? Gift ... ?!“

Er starrte auf den Brief, den ich ihm in die Hand zurückgegeben hatte. Er drehte ihn hin und her und schien tief nachzudenken. „Sie sehen“, murmelte er, „das ist alles grundverkehrt. Grundverkehrt. Was?“

Ich war nicht zum Moralprediger geboren. Mix war sehr ungemütlich zumut. Ich sagte bloß: „Nun ja ...“

„Daß man auch alles verkehrt macht ...“ flüsterte Napier finster in den Brief hinein. Dann sah er mich wieder hilflos an. „Auf mir liegt schon eine schwere Last“, sagte er.

„Schwer“, bestätigte ich. „Das weiß ich.“

„Mein Gott, ja. Schwer ... Was? Ich meine, wenn man ... Nun, wenn man anständig leben will ... Wir versprachen einander, beim wahrhaftigen Gott, uns nicht zu schreiben, uns nie zu treffen ... Man muß doch reine Hände behalten. Was? Wenn man wirklich darüber nachdenkt, so ist das doch die einzige Art, wie man leben kann...“

„Guy meint, daß ...“

„Guy? Ja, aber ... braucht man solche Kanäle wie Guy?“ Er winkte mir mit dem Brief. „Gehen Sie doch bitte jetzt und leisten Sie Venice für einen Augenblick Gesellschaft! Sehen Sie doch nach, was sie macht! Und ich will diesen Menschen von Doktor aufsuchen, damit er mich ein bißchen zu Iris läßt. Das Versprechen hält ja doch nicht dicht, wenn es sich um Tod und Leben handelt ... Was? Recht einsam muß sie es hier haben ... Das letzte Mal, daß ich sie sah, sagte sie mir schon, sie sei einsam. Tut weh, Einsamkeit. Was? Und nun muß ich sie in diesem Loch finden...“

Er stopfte den Brief in seine gähnende Manteltasche. Ich konnte das Bleistiftgekritzel darin stecken sehn. Briefe, Briefe, wie Radiumbomben jahrelang herumliegen und dann plötzlich explodieren ... Was für Narr war doch so ein Mann, daß er Briefe aufhob, sie mit auf die Reise nahm, sie offen in seine Manteltaschen steckte ... Man denke sich nur, Venice sah den Brief, nur ein paar Zeilen davon! Ob nun Iris starb oder nicht, man denke sich, Venice sah nur ein paar Zeilen! Für Venice! „Napier“, sagte ich.

Er starrte mich an; er sah ungewöhnlich distinguiert in diesem

Moment aus, und doch fiel mir gerade jetzt ein, daß, wie man sagt, gutes Aussehen bei Männern die Frauen nicht besonders anzieht. Doch wenn alle Welt es sagt, muß es deshalb stimmen?

„Übrigens“, fragte er mich, „haben Sie eine Zigarette?“

„Napier“, sagte ich, geben Sie mir den Brief ... Oder“, fügte ich hinzu, „nehmen sie zwei Streichhölzer zu der Zigarette ...“

Ein winziges Lächeln huschte um seine dünnen, bebenden Lippen. „Das nimmt kein Ende“, flüsterte er, „wenn man einmal damit anfängt, mit diesen ekelhaften Vorsichtsmaßregeln.“

Er steckte ein Streichholz an, und die Flamme beleuchtete die Ruine seines Selbst in seinen dunklen, fiebrischen Augen. „Es gibt nichts“, sagte er, „was so sauber wäre wie Liebe. Überhaupt nichts. Wenigstens diese unsere Liebe. Rein, sag’ ich Ihnen, rein wie die Mutter Gottes. Und dann ... wird man durch Schmutz auf den Hund gebracht. Man denkt sich feine Sachen aus, feine Opfer ... und doch wird man so schmutzig dabei wie Sodom und Gomorrha. All diese Scheußlichkeit um so eine Sache herum, all dieser Jammer ...“

Als der Brief in seiner Hand verbrannte und wie eine wunde Krähe zu Boden flatterte und als er ihm mit ernster Aufmerksamkeit folgte, hörte ich bei der Tür des anderen Zimmers einen Schritt. Ich ging ihm hastig entgegen, denn ich wollte Conrad Masters allein sprechen. Da war er schon, müde, vergrämt, und seine scharfen Züge krochen wie die eines großen Vogels aus seinem rauhhaarigen Mantel heraus.

„Schlimm“, murmelte er. „Mehr kann ich nicht tun. Sie ist noch dazu bei Besinnung. Aber es ist ihr alles verdammt einerlei. Ich sagte ihr, Sie wären hier, und dazu meinte sie nichts als: ‚Nett‘, und es schien mir nicht, als dächte sie, Sie seien es wert, daß sie weiterlebe. Was wir jetzt brauchen, ist ein Wunder ... ‚Nett‘ ...“

„Aber großer Gott“, sagte ich, „das Wunder haben wir ja schon hier! Er ist ein bißchen verrückt, aber Wunder ist sein zweiter Name ...“

„Und sein erster?“ schnappte Masters.

„Harpenden ...“

„Ich meine seinen Rufnamen“, forschte Masters müde. „Etwa

Napier? Dann stimmt es“, sagte Masters. War dies wirklich ein entschieden unentschiedener Mann? Keine Spur! Er strahlte Entschlußkraft von sich aus und so eine lahme Sorte von Humor. „Man weiß nie, ob man nicht doch einmal Glück hat auf dieser Welt ...“ Ich brachte es gerade noch fertig, ihn am Mantel zu erwischen, als er einen Vorstoß in das andere Zimmer hinein machen wollte, aus dem Napiers Mantelsaum sah. „Masters,“ flüsterte ich, „ich habe aber von Ptomainvergiftung gesprochen ...“

„Gut“, sagte Masters. Diese sanften, besorgten, dabei schwach amüsierten Augen. „Ganz in der Ordnung“, lächelte er ... „Junger Esel.“

Da saß nun Napier, ein verlorener Mensch ...

„Kommen Sie mit“, schnauzte Masters ihn an. „Nur mitgekommen, Mann Gottes! Keine Vorstellerei! Handelt sich um Leben und Tod ...“

Napier sprang empor. Masters sah beinahe frisch und jugendlich neben ihm aus. Ein Häuptling unter den Männern, das war Conrad Masters ...

„Ich meine“, versuchte Napier.

„Hören Sie,“ sagte Masters, „ich nehme Sie mit hinein, um sie ein bißchen aufzupulvern. Vielleicht ist das jetzt das Allerwichtigste. Wenigstens lohnt es den Versuch ...“

Napier wollte lächeln. Es gelang ihm nicht recht.

„Aber Doktor“, sagte er. „Liegt sie etwa ... im Sterben?“

„Das hat sie vor, das ist das Vertrackte. Alle Welt würde glauben,“ sprach der Häuptling der Männer abgehackt, „daß ich eine Gemeinheit beginge, wenn ich probierte, sie am Leben zu erhalten. Wenigstens lese ich das aus ihren Blicken. Sie müssen sie aufheitern, Mister ... eh ...“

„Captain Harpenden“, fügte ich ein.

„Sie müssen sie dafür interessieren, ob sie lebt oder stirbt. Das ist Ihre Aufgabe, Captain Harpenden. Fünf Minuten will ich Ihnen dazu geben ...“

Napier blickte von ihm zu mir, ungeheuer finster.

„Ich will zu Venice hinaus“, sagte ich; aber ich glaube nicht, daß Napier, wie er an mir vorbeiging, ein Wort von dieser Be-

merkung erfaßte. Conrad Masters blieb noch eine Sekunde bei mir. Der „Häuptling der Männer“ war wie weggewischt. Er sah furchtbar vergrämt aus ...

„Na, wie wär's mit einer Partie Bridge?“

„Bridge!“ sagte ich. „Bridge?“

Er sah furchtbar vergrämt drein ...

„Nun, meine Frau wünscht ... Ach, warten Sie einen Moment, bis ich zurück bin! Ich werde Sie auf jeden Fall dort absetzen.“ Und weg war er, mit seinem braunen Mantel, der mürrisch um ihn herumwallte. Durch die offene Tür konnte ich Napier sehen, den Mantel aufgeknöpft; alles an ihm hing offen, und da stand er, mitten auf einer Art Hinterhof ... „Mais quelle belle silhouette!“ schwatzte die alte Nonne. „Le vrai type brun

anglais. Mais c'est naturel qu'il soit fou avec ces yeux-là ...“

Napier und Conrad Masters schritten zusammen über den Hof, einem hohen, rötlichen Gebäude entgegen. Die Tür war zugespitzt wie ein Kirchentor und da und dort ein Fenster beleuchtet. Durch eines blickte eine Nonne zu mir herüber. Auf dem Sims außerhalb des breitesten Fensters, das dunkel war, stand ein Teller mit einer Ananas und einigen Trauben.

Als ich heraustrat aus der kühlen, dumpfen Pförtnerwohnung, begrüßte mich die Nacht wie ein Kuß. Die dunklen Schatten von Masters Renault und Napiers Autodroschke standen sich gerade gegenüber, und ihre verdeckten Lampen schickten schwache Strahlen in die Dunkelheit. Der Chauffeur des Renault-Wagens schien am Steuerrad zu schlafen. Ich hoffte, daß auch Venice schlief. Der Führer der Autodroschke war nirgends zu sehen, und ich stahl mich gerade sacht an den dunklen Schatten der Droschke heran, wobei ich Venice im Geiste nahelegte, daß das Beste für sie jetzt ein Nickerchen sei, als der Droschkenführer aus dem übelriechenden Toilettentürchen auftauchte. „Elle dort, je crois“, brüllte der Esel mit erhobener Stimme, und ich sprang mit einem Satz in den geräumigen Renault-Wagen hinein.

„Tut mir leid, wenn ich Sie aufwecke“, kam Conrad Masters Gemurmel von der offenen Tür. „Wo wohnen Sie?“

Durch das Vorderfenster sah ich, daß die Tür der Droschke geschlossen wurde. Napier würde Venice erzählen, er habe mich getroffen, und sie würde überrascht sein, daß ich sie nicht begrüßt habe. „Du schiefst ja“, würde Napier sagen; aber trotzdem kam es ihr wohl eigentümlich vor ...

„Sagen Sie,“ sprach Masters schmeichelnd, mit einem Fuß auf dem Trittbrett, „warum kommen Sie nicht eine Weile zu mir? Kommen Sie doch mit, es wird Sie nicht umbringen. So eine Nachteule wie Sie. Meine Frau gibt eine kleine Gesellschaft. Es wird getanzt, Bridge gespielt, ein paar Amerikaner aus Paris ...“

Tanzen, Bridge, Amerikaner aus Paris! Das rundete diesen herrlichen Tag ab ...

„Ich habe vielleicht auch Blutvergiftung in einer anderen Form“, wehrte ich mich. „Nehmen Sie mich bis zum Westminster mit, Masters, und lassen Sie mich schlafen. Auch Sie sollten sich dort ein Zimmer nehmen, dann hätten Sie für diese Nacht Ruhe ...“

Die Droschke vor uns wurde angekurbelt und ratterte davon. Masters murmelte matt: „Schön, dann muß eben ich mich beteiligen, wenn Sie keine Lust haben. Die meisten tanzen ja, aber ich habe drei Leute dort sitzenlassen, die auf Bridge verrückt sind. Die sind die ganze Nacht über auf, die Lumpen...“

Glatt lief der Renault und tastete sich seinen Weg zwischen den Löchern und Abgründen der fürchterlichen Außenboulevards von Paris. „Diese Straßen haben die letzte Gelegenheit versäumt, jemals repariert zu werden,“ murmelte Masters, „als die Deutschen den Krieg verloren ...“

„Na, schön,“ entschloß ich mich verdrossen, „ich komme also mit. Bridge, Tanz, Amerikaner aus Paris ... Was führen Sie doch für ein monströses Dasein, Masters! Wie steht es nun aber mit dem Wunder?“

„Darüber kann ich noch nichts sagen“, murmelte er. „Sie schien ja ein bißchen aufgekratzt, selbstverständlich ... Nahm Notiz, erkannte ihn, und das ist schon was wert. Aber man kann na-

türlich nichts sagen ...“

„Dann kommt sie durch“, meinte ich.

„Erfreut, daß Sie die Gewißheit so in der Tasche haben“, sprach der Häuptling der Männer abgehackt. „Ich war so wenig überzeugt davon, daß ich mir von dem jungen Mann das Ehrenwort geben ließ, morgen nachmittag wieder vorbeizukommen.“

„Sein Ehrenwort!“ sagte ich. „Sein Ehrenwort?“

„Was ist denn los mit seiner Ehre? Da ist doch alles ganz in Ordnung ...“

„Aber er fährt morgen nach dem Süden weiter!“

„Das darf er nicht!“ schimpfte Masters. „Und dafür haben Sie zu sorgen. Wir müssen ihr noch eine Möglichkeit lassen ... Es ist unbedingt notwendig, daß er morgen noch bleibt, dafür müssen Sie sorgen.“

„Ich will es versuchen“, sagte ich. „Aber ...“

„Er wird ja auch sicher gar keine Lust haben, zu reisen!“

„Ja, er nicht ...“

Masters starrte mich gedankenvoll an. „Hm“, war alles, was er äußerte.

„Natürlich“, sagte ich, „kann man ja nicht wissen ...“

„Nun,“ sagte Masters, „jetzt, wo sie ihn gesehn hat, will sie ihn noch einmal sehn. Das verlangt doch die Natur.“

„Freilich“, meinte ich. „Die Natur ...“

Der Renault lief glatt auf seinen scharlachroten Rädern dahin. Der schwarze Löwe erkannte, daß er kein kleiner Citroën-Wagen war, duckte sich vor uns nieder und schlüpfte wieder in das Dickicht namenloser Boulevards. Montparnasse lockte uns mit seinen Lichtern, Gesichter tauchten auf in Cafés, singende Gruppen von jungen Leuten, pikante Weiberchen; von ihren Köpfen schwankten die Haarmassen wie gefärbte Heiligenscheine. Künstler ... Schnell sausten wir durch die Dunkelheit, die Stille, die tiefen Schatten der Gespensterfestung im Faubourg Saint-Germain, wir lösten uns von dem „ancien régime“, der „haute noblesse“, sausten über den Fluß zum „nouveau régime“, zur „moblesse“, hinunter die stattliche Senkung der Avenue Hoche in das liebliche Tal des Parc Monceau, und dort lebte die unterneh-

mungslustige Mrs. Conrad Masters, mit ihrem Bridge, ihrem Tanz, ihren pariserischen Amerikanern.

„Sie können“, murmelte jetzt der Mann, „unmöglich von ihr erwarten, daß sie Vernunft hat ...“

„Das stimmt wohl...“

„Nett!“ brummte Masters. „Großer Gott ... nett!“

## Siebentes Kapitel

### FÜR VENICE!

#### 1

Fette weiße Wolken hasteten über das blaßblaue Dach der Rue de la Paix. Frühling, der erste Tag vor dem allerersten Frühlingsanfang, jener Tag, der noch nicht ganz Frühling ist, sondern wie seine Stimme, die in die Öde der kühlen Himmel jubelt: Das ist der Frühling, und das sind die Winterwolken, die vor ihm fliehen, weiß und dumm wie Eisbären. Freue dich, freue dich, es ist le printemps! Ängstlich sahen die fetten weißen Wolken aus, sehr ängstlich, als sie von den Eitelkeiten der Rue de la Paix zur Kathedrale Unserer Lieben Frau hinübereilten, die armen Wolken, die noch nicht wissen, daß die Heimgötter tot sind, die den Winter so lieben; sie wollen dort beten, daß Persephone nicht aus den Armen des Plutus befreit wird. Das stürmisch flirrende Sonnenlicht, das so gern mit den Perlen und Diamanten von Van Cleef, Lacloche und Cartier spielte und auch von Tecla, es ärgerte die fetten weißen Wolken von dannen; und nun glitt es über die Fenster der Rue de la Paix, foppte das eine und neckte das andere und hatte viel Grazie dabei.

Es war zeitig am nächsten Morgen, als ich mich dieser großartigen Unterhaltung widmete. Ich hätte ganz gern noch geschlafen. Mein Schlafzimmer lag dem offenen Himmel zu, aber leider nicht in größerer Höhe, denn die Hotels von Paris sind nicht hoch. Und es gibt Männer, die man in der ersten Herrgottsfrühe die Pariser Straßen durchstreifen läßt, nur zu dem Zweck, daß Leute da sind, den Anblick der noch versperrten Läden zu genießen. Einige dieser Männer sind beauftragt, ungeheure Blechfässer vor sich her zu rollen, die eine Carmagnole von Staub erregen, während andere ihren Posten auf ver-

alteten Autodroschken haben mit scheußlich kreischenden Bremsen und Hupen wie Nebelhörner. Es gibt keinen Frieden in dieser Welt; das ist es. Es gibt keinen Frieden in Paris.

Ich lag zu Bett und starrte durch die Spitzenvorhänge. Was war geschehen? Was hatte sich denn gestern nur ereignet? Welcher Alarm, welche plötzliche Fahrt hatte mich an diesem grauen Tag überumpelt, welches Abenteuer sprang mich aus der Finsternis an, jetzt, da ich nach vier Monaten vergnüglichen Bummelns gerade nach England zurückkehren wollte? Iris war todkrank, Napier war verhext ...

Männer in Hemdsärmeln nahmen die schweren, grauen, diebssicheren Verschußplatten von den Läden jenseits der Straße herunter. In den kleinen Fenstern über den Läden saßen die Gehilfinnen der Modistinnen; und sie schienen ununterbrochen zu plaudern. Einige hatten Hüte in ihren zarten Händchen; andere spielten mit anderen Dingen. Es ist ganz vergnüglich – vielleicht der einzige Zeitvertreib, dessen man nie satt wird – zu beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Und nun begannen die Schaufenster nacheinander in der stürmisch flirrenden Sonne zu leuchten. Die Perlen und Diamanten auf dem gelben Samt verwandelten sich in himmlische Kleinodien, die wert waren, in der Krone des Wortes „printemps“ zu glänzen (es gibt in keiner Sprache ein schöneres Wort als dieses). In dem großen Schaufenster von Edouard Apel & Co., aus dem vor langer Zeit so elegantes und doch männliches Briefpapier an mich abgeschickt worden war, stapelte sich ein Reichtum von weißem und farbigem Papier, von Kästchen aus Lack, Elfenbein und Zedernholz, von flammendbunten Federkielen, von großen Tintenfassern aus Kristall und manchem Zierat sonst, der einem, der nicht schreiben muß, vortäuschen kann, das Schreiben sei eine amüsante Beschäftigung. Nicht fern von Tecla, der die entzückendsten Schmucksachen zur Schau stellte und das Sonnenlicht erbarmungslos zum Narren hielt, hatten zwei untersetzte, dunkle semitische Herren und ein schwächlicher semitischer Jüngling Mühe, ihren Laden aufzumachen. Diese Eisenplatten waren nicht neu, ganz und gar nicht; aber vielleicht, dachte ich, war ein modernes Patentschloß daran befestigt, und das verursachte die Schwierigkeit. Bis jetzt hatte der Straßenverkehr die Rue de la Paix nur gestreift, und ich konnte

durch mein offenes Fenster deutlich hören, wie der Verdruß der beiden untersetzten Semiten und des schwächlichen kleinen zunahm, ein Verdruß, der sein Vokabular, wie mir schien, mehr und mehr der Keilschriftsprache entlehnte. Dann kam ein vierter Mann, auch er in Hemdsärmeln, aus dem Laden hervor, ein patriarchalischer Koloß von einem Mann, mit einem großen schwarzen Bart und einer mächtigen Nase, der ebensogut, wie er ging und stand, einem Zelt im Ur der Chaldäer nach einem Dattelfrühstück hätte enttauchen können; und sofort erkannte ich in ihm den Millionär. Er war der Besitzer vieler Rassepferde, und oft konnte man ihn in Longchamps bewundern, wie er zu einer schönen Frau mit Baßstimme über sich selbst sprach. Denn es war dies ein eitler und schrecklicher Mann; und das Schlimmste war, daß er immer recht hatte bei allem, was er behauptete, ob es nun ein Pferd war, ein Edelstein, eine Frau, Altertümer oder Karten. Mit einem einzigen Blick jagte er die drei auf; sie waren seine Brüder und sein Sohn, auch sie Millionäre. Und mit einemmal hatten sie die Platten vom Fenster heruntergeschoben. Und siehe! Königlich thronte da, vor einem Hintergrund von schmutzigem grünem Samt, in großartiger Einsamkeit, ein brauner Buddha, der etwas auf der Stirn trug, was vielleicht der größte, jedenfalls aber der zweitgrößte Smaragd der Welt war. Bei meinem letzten Aufenthalt in Paris hatte in diesem Fenster ein goldener Stuhl gepirngt, Lehnen, Füße, alles aus purem Gold. Und so brauchte man sich nicht zu wundern, wenn dieser Mann Rassepferde besaß und zu einer halben Million Franken „Banco!“ sagte und dazu gähnte. Und er hatte ein Recht, das zu tun, denn er gewann fortwährend, wie ich zu meinem Schaden erfuhr. Einmal war er nachts in die Spielsäle von Cannes gekommen mit einem großen Rubin am Finger. Das war etwas, was nur er sich leisten konnte. Doch abgesehen von der ethischen Seite des Problems war es ein verblüffender Rubin gewesen, blutrot und klar wie ein Glas Burgunder. „Fabelhaft der Stein!“ schrie Billee Ponth Zèveque, eine Kokotte, die dabei war, alles Geld zu verlieren, das sie durch den Bruch sämtlicher zehn Gebote bis auf eines errafft hatte. Ein Gebot nämlich achtete sie. Sie liebte ihre Eltern und legte von ihrem Gewinn immer so viel fort, als ihre Trinkgelder für

die Croupiers ausmachten. Aber sie besuchte ihre Eltern niemals, wegen der drolligen Idee, es sei (so sagte sie) schädlich für sie, auf nüchternen Magen Kokain zu schnupfen. „Ja, ein fehlerloser Stein“, sagte die Baßstimme des schrecklichen Mannes und brüllte im selben Moment, gleichsam ä propos, ihr „Banco!“ einem armen Teufel nach, der geglaubt hatte, er könne ungestraft mit fünfzigtausend Franken verschwinden. „Ich schenke Ihnen den Stein, Kind. Da.“ Aber Billee wußte, was sich gehörte, und dafür, daß er die Frechheit hatte, ihr so ein teures Präsent vor allen Leuten anzubieten, sprang sie ihm, wie man sich in ordinären Kreisen ausdrückt, verkehrt ins Gesicht. Das störte ihn durchaus nicht. Er erklärte, der Rubin sei ziemlich wertlos, gerade weil er keine Wolken habe. „Wenn er auch die kleinste Wolke hätte,“ schmunzelte er, „wäre er unschätzbar, denn jeder Mensch kann heute einen fehlerlosen Rubin so gut nachmachen, daß kein Kenner ihn von einem echten unterscheidet.“

„De la part de Madame Arpenden“, meldete jemand an, und nachdem eine Welle von Flüchen und Katzengeschrei, die den Pariser Telephonen eigentümlich ist, vorübergerauscht war, hörte ich die Stimme von Venice.

„Venice! Sie!“

„Das war ja sehr schön“, sprach sie. „Oh, ich habe gerade genug von Ihnen, besten Dank. Nap erzählte mir, er hat Sie gestern abend in der unmöglichen Gegend da draußen gesehen, und mich haben Sie ignoriert!“

„Aber Sie schliefen doch, Venice! Sie haben keine Ahnung, wie froh ich bin, nach all diesen Monaten wieder Ihre Stimme zu hören. Wie geht's Ihnen denn?“

„Kann Ihnen jetzt nichts erzählen, muß Einkäufe machen. Passen Sie auf, Kind, wollen Sie mich heute zum Mittagessen einladen? Nap hat mittags zu tun. Ich muß unbedingt mit Ihnen zu Mittag essen. Ich hasse Paris.“

„Aber hat Napier mir nicht gesagt, Sie reisten heute nach dem Süden weiter?“

„Nap ist verrückt!“ Venice hatte eine sehr knabenhafte Stimme, sogar an einem Pariser Telephon. „Er ist nicht gemeingefähr-

lich, nur einfach verrückt. So dumm soll man sein wie er! Man kann nie etwas im voraus arrangieren, wenn er dabei ist. Wir fahren erst mit dem Abendzug, obwohl alles für den Frühzug in Ordnung war. Also essen wir zusammen? Brav von Ihnen. So um ein Uhr, hier im Meurice ...“

„Venice!“ rief ich noch, aber sie war schon weg. Ich konnte sie mir vorstellen, wie sie energisch durch die feierlichen Hallen des Meurice hindurchschritt, meine charmante Venice, strahlend wie englisches Sonnenlicht. Sie, die immer Sonnenlicht für mich war und meine Gedanken von Tod und dunklen Verzauberungen abwandte. Ich sagte mir, daß ich doch nun einmal in Paris sei; und warum sollte ich nicht hier bleiben, was sollte ich jetzt in London? Über London, so schrieb die „Continental Daily Mail“, liege ein bemerkenswerter Nebel, wie sie auf einer anderen Spalte in ihrer ganzen Arglosigkeit forderte: „Hut ab vor Frankreich ...“

„De la part du Docteur Mastaire“, verkündete das Telephon diesmal, und wirklich, es war der Häuptling der Männer. Wie er mir zum Dank dafür, daß ich um seinetwillen bis in die rauchende Frühe Bridge spielte, versprochen hatte, teilte er mir murmelnd mit, das Befinden von Iris habe sich wenig verändert, aber dieses wenige sei eher ein günstiges Symptom. „Nur reden Sie sich nicht ein,“ sagte er ziemlich schroff, „daß sie schon wieder auf dem Damm wäre; das ist sie nicht. Übrigens glaube ich, sie will Sie sehen. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie das größte Unheil anstiften, wenn Sie zugeben, daß der junge Mensch heute Paris verläßt.“

„Ja, aber ...“, wollte ich erwidern. Jedoch meine Stimme war unhörbar, und nur der Straßenumult von Paris schwang im Telephon. So dachte ich mir: Macht nichts. Er ist ja heute sowieso noch den ganzen Tag hier. Ich hielt meine Gedanken frei von Tod und dunkler Verzauberung und faßte erneut den Entschluß, noch ein wenig in Paris zu bleiben, ganz gleich, was ich auch von meiner Schwester zu gewärtigen hatte dafür, daß ich sie allein nach England zurückkehren ließ. Jetzt dehnte sich auch die Rue de la Paix lockend und schimmernd im stürmischen Sonnenlicht, und

von meinem Badezimmer konnte ich zu den Automobilen hinunterspähnen, die dort hin und her schwirrten, und zu den Frauen, die schnell vorübertrippelten, als ob sie zu äußerst wichtigen Besorgungen eilten, und die so hübsch aussahen, wie nur Frauen aussehen können, wenn sie zufällig nicht den Kopf voller Männer haben. Zwischendurch wandelten Engländer und Amerikaner ernsthaft den Boulevard-Stühlen entgegen, über die sie sich in Nash's Magazine informiert hatten. Dann glitt der Wagen meiner Schwester in der Richtung nach dem Opernplatz vorbei, und sie beugte sich mit interessierter Miene vor, wobei sie dem armen Mr. Hebblethwaite, der die Franzosen so haßte, mit dem Griff ihres Sonnenschirms über die Schulter hinweg etwas zu demonstrieren schien. Ich werde ihr weismachen, sprach ich zu mir, daß ich zu meinem Bedauern in Paris zurückgehalten würde, in der Ausübung meiner Kunst, meiner Arbeit; denn ich habe gerade die Geschichte eines Mannes erfunden, der einen Abscheu davor hatte, mit seiner eignen Frau zu tanzen, und ich werde sie ungeniert fragen, ob sie glaube, daß eine solche Geschichte im Nebel von London entstehen kann.

Während ich noch mit mir selbst uneins war wegen dieser dummen kleinen Phantasterei von einem Mann, der nicht mit seiner eignen Frau tanzen wollte, hielt ich mir vor, daß die Sache sich von allein regeln werde. Und während ich mir dazu gratulierte, daß ich den ganzen Morgen den Wirrnissen meiner Freunde in Gedanken erfolgreich aus dem Wege gegangen war, schritt ich durch die mit weichen Teppichen belegten, dunklen Hallen des Meurice auf Venice zu, dorthin, wo sie hinter ihrer Zeitung in einem tiefen Sessel hockte und wo überall in tiefen Sesseln Leute ihre Cocktails tranken und mit gedämpfter Stimme plauderten. Im Meurice sprechen alle Gäste mit gedämpfter Stimme, und deshalb gerade ist es unter allen Hotels der Welt so besonders anziehend; doch das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Venice sah blendend aus. Sie hatte einen von ihren guten Ta-

gen, und sie hatte auch Grund dazu, wie sie sagte. Aber kaum hatten wir uns durch die Glastür ins Restaurant begeben, als sie fast unter Tränen rief, daß kurz vorher etwas Wunderbares sich ereignet habe. „Und was, glauben Sie, war das?“ gab sie mir zu raten auf. Als ich statt dessen sagte, ich würde mich für Austern entschließen, war sie viel zu erregt, um sich klar zu sein, was sie nehmen wollte. Schließlich entschied sie sich für ein wenig Schinken und ein . Glas Bier.

Venice war meiner Schwester nur ein- oder zweimal begegnet; aber sie hatten sich heute früh in einem Laden getroffen, „und ich habe mich bei ihr über Napier bitter beklagt, und daß er eine so absolute Konfusion aus allem macht, da er nicht einmal für die Dauer von zwei Minuten weiß, was er will, und ich sagte ihr, wir könnten im heutigen Abendzug keine Betten mehr bekommen – und da bot sie uns ihren Wagen leihweise an für Monte Carlo! Der Anblick von dem Ding sei ihr zuwider, behauptete sie, wenigstens noch eine Woche; und da haben wir großartig viel Zeit, dorthin zu gelangen und den Wagen zurückzuschicken, wie? Denken Sie einmal, was Sie für eine Schwester haben!“

„Und wie geht es Napier?“ fragte ich. „Ich sah ihn nur für einen Augenblick...“

„Das muß ich Ihnen schon sagen,“ sprach Venice plötzlich feierlich, „daß es mir auch nicht ein bißchen leid tut, wenn wir Paris Hals über Kopf verlassen. Nap hat- in der letzten Zeit sehr angestrengt gearbeitet, und kaum kommen wir mal weg, hierher, damit er sich erholen kann, wird er schon wieder melancholisch, daß eine alte Freundin von ihm krank ist.“

„Stimmt,; sie ist ziemlich krank.“

„Ja. Das tut mir furchtbar leid. Ich habe sie nie kennen gelernt, aber ich habe sie einmal gesehen, nachts, im Loyalty, gerade vor meiner...“

„Ja, ich erinnere mich, Venice.“

„Und es kam mir vor, als sei sie die entzückendste Frau, die ich je gesehen habe, und recht traurig sah sie aus, was sie noch entzückender machte. Sie muß ja auch traurig sein, denke ich, wegen ihrer zwei Männer und dessen, was die Leute über sie klatschen. Man erzählt ja

manches Tolle von ihr, wie?“

„Man! Wer ist ‚man‘, Venice?“

„Natürlich; aber Sie wissen, was ich meine. Und Nap, sehen Sie, kann es nicht aushalten, wenn jemand krank oder elend ist, und ganz sicher hat er sich’s in den Kopf gesetzt, daß Mrs. Storm dort oben einsam ist, aber ich meine wahrhaftig, er könnte sich selber auch ein bißchen schonen, nicht wahr? Und so habe ich den Wagen für drei Uhr nachmittags bestellt, und weg sind wir. Er wird überrascht sein, wenn er herkommt ...“

„Vermutlich wird er das sein“

„Na also“ – und Venice schob ihren Pollen-Kiefer vor – „hat es da noch einen Zweck, in Paris herumzulungern? Ich habe ihm deshalb eine Nachricht zur Botschaft gesandt, wo er den ganzen Morgen gewesen ist, er soll schnellstens herkommen und sich wegen des Schlafwagens nicht bemühen. Und da ich seine Sachen schon eingepackt habe, können wir abfahren, sobald er da ist. Es sollte mich nicht wundern, wenn das geschieht, während wir noch Mokka trinken.“ Der Pollen-Kiefer! An was nur dachte Venice, wenn sie ihn so vorschob? Vielleicht war sie nervös geworden durch die grollende Gewittermine, die Napier gezeigt hatte, als sie gestern nacht ins Hotel zurückkamen; und sie wollte ihn wieder für sich haben, und in ganz normalem Zustand ... Außerdem winkte die wunderschöne Provence. Nicht jeden Tag hat ein Mädchen das Glück, mit ihrem Geliebten durch die Provence zu sausen. Venices Liebe war wie ein solides Marmordenkmal; und ich sagte mir, so gut man Krankheit respektiere, müsse man Liebe respektieren, und entgegnete keine Silbe.

Wir beendeten unsern Lunch. Napier war noch nicht da. Und als wir uns zu zwei Klubsesseln in der Ecke der Halle verfügten, wo wir Mokka trinken wollten, fragte Venice mich, ob ich etwas von der Psychologie von Männern wisse, wenn es sich um Kinder handle. Als ich mich von dieser Überraschung erholt hatte, meinte ich, ich behalte mir die Verteidigung unseres Geschlechtes vor, lachte aber natürlich von Herzen. Da legte sich eine Wolke, wie von Sorge, über ihren strahlend blauen Blick, und sie war auf einmal furchtbar ernst, indes sie eine breite Zigarette zwischen ihren vollen, blassen, trockenen Lippen zerdrückte. Venice haßte, wie sie sagte, den Geschmack von

Lippensalbe. Glaubt man es ihr auch aufs Wort, so weiß man doch, daß dieser Haß erst seit ihrer Hochzeit datiert. Vielleicht hatte Napier eine Grimasse geschnitten, als er sie eines Tags küßte, denn Engländer finden es chic, über solche Hilfsmittel der Toilette zu nörgeln; wenn sie es nicht tun, sind sie keine richtigen Engländer.

„Zucker i“ fragte ich, und sie nickte, während ihre strahlend blauen Augen unbeweglich eine Stelle des dicken Teppichs fixierten.

„Was für einen Genuß werden Sie von der Provence haben!“

„Hören Sie zu“, sprach sie heftig. Ihre Augen waren nun weise geworden und leuchteten ruhig wie Sterne, die man aus einer Höhle betrachtet. Sie bohrten sich in mich, als wollten sie meine Person endgültig abschätzen und die Bilanz des Lebens ziehen.

„Nun?“ fragte ich, um über diese Pause hinwegzukommen. Ich war neugierig, was sie davon wußte.

Sie gab sich Mühe, gleichgültig dreinzusehn. „Oh, ich meine nur“, sagte sie dann“, – ich kann kein Kind bekommen.“ Und sie lächelte mich an mit sehr gezwungenem Lächeln, und weil es jede Sekunde ihres einundzwanzigjährigen Lebens in sich zu tragen schien, war ich im Zweifel, was ich sagen sollte. Endlich brachte ich heraus: „Vermutlich waren Sie bei irgendeinem Charlatan von Doktor ...“

„Nein!“ flüsterte sie so scharf, daß ein alter Herr neben uns vor Schreck beinahe seinen Mokka verschüttete.

„Pssst! Venice!“

„Ich war wirklich bei keinem Arzt ...“

„Nun dann“, sprach ich weise, „sehe ich nicht ein, warum ...“

„So, wirklich nicht!“ flüsterte sie in ihrer feinen, wilden Ungeduld. „Ich sag’ es Ihnen aber, Kind, ich kann es nicht ... Ich spür’s in meinen Knochen, daß ich’s nicht kann und nie, nie können werde!“ Und sie blies eine Wolke Rauch zwischen uns, um ihr Lächeln irgendwie zu maskieren. Aber durch den Rauch hindurch erkannte ich die verborgene Qual in ihrem Blick.

„Venice, Liebling“, flehte ich, „ich bin noch nicht alt genug, um so einen Fall richtig zu beurteilen. Was Sie nötig haben, ist ein Mann in Hilarys Alter, damit er Sie überlegt und Ihnen einen Klaps gibt und Ihnen sagt, daß Sie gar kein Kind verdienen, solange Sie selbst so ein Kind sind.“



„Aber ich bin so unglücklich“, entgegnete sie.

„Das ist aber doch verrückt, Venice! Das können Sie doch unmöglich wissen! Das sind doch bloß Ihre Nerven!“

„Glauben Sie denn tatsächlich“ – und sie raffte mit ungestümer Bewegung eine Zigarette aus meiner Dose –, „daß ich, um über mich selbst klar zu sein, es nötig hätte, zu irgendeinem Pfuscher zu gehen, der überall seine Nase in mich hineinsteckt! Selbstverständlich kenne ich mich, und es ist doch ein Jammer, und ich wage gar nicht, es Napier zu sagen ...“

„Das tun Sie auch lieber nicht; Sie haben ja überhaupt keine Beweise. Ich wüßte schon, was ich täte.“

„Darling, Darling! Sagen Sie mir, lieben Männer Kinder? So ganz richtig, meine ich! Würde es Napier furchtbar peinlich sein, wenn er wüßte, ich wäre so steril wie ein alter Feigenbaum?“

„Venice, was fällt Ihnen ein, sich mit den Nerven so gehen zu lassen! Natürlich, ich brauche nur vier Monate von England weg zu sein, um Sie in einem so törichtem Zustand zu finden.“

„Beantworten Sie doch lieber meine Fragen! Warum sind denn die Menschen heutzutage alle so gräßlich?! Sehen Sie, ich weiß ja nie, nie, was Napier im Sinn hat! Würde ich das nicht besser wissen, wenn er mich wirklich liebte?“

„Wenn?“ sagte ich. „Wenn? Venice!“ War ich wirklich jetzt gezwungen, die Liebe Napiers zu Venice zu verteidigen? Jetzt aber bemerkte ich, daß sie mich mit weit offenen, mütterlichen und belustigten Augen betrachtete.

„Glauben Sie tatsächlich“ – sie lachte beinahe –, „daß ich mir jemals eingebildet habe, Napier liebte mich?“ „Nun, das habe ich geglaubt“, gab ich tapfer zurück. „Natürlich hab’ ich das geglaubt. Das ist doch so der Brauch.“

„Ach, was ist mein zartfühlender Freund doch dumm!“ Sie kicherte fast. „Natürlich liebt er mich, soweit er es überhaupt fertigbringt, zu lieben. Das ist aber auch alles ...“

Sie startete auf das zerfetzte Ende ihrer armen Zigarette und steckte sich eine andere aus meiner Dose an, die bequem vor ihr lag. Was konnte doch dieses Mädchen für eine Masse Zigaretten rauchen, und wie ging sie mit ihnen um!

„Sehen Sie,“ und damit ich es sähe, zog sie ihre goldenen Augenbrauen zusammen, „Napier kann nicht lieben wie andere Menschen. So wie ich zum Beispiel liebe oder vielleicht Sie – ich habe zwar meine kleinen Zweifel über Sie. Vermutlich ist solche Unfähigkeit gewissen Leuten in die Wiege mitgegeben, und man muß sie eben nehmen, wie sie sind. Napier liebt mich, soweit er es fertigbringt – und das heißt, er ist mehr als willig, alles in der Welt für einen zu tun – aber man ist nie ganz sicher, an was er denkt, wenn er’s tut. Begreifen Sie?“

„Ich versuche mein Bestes, Venice.“

„Ja. Und deswegen hat man immer das Gefühl, daß er irgend etwas vor einem versteckt, etwas Wichtiges, verstehen Sie, etwas, was man nicht packen kann, was aber doch einmal gepackt werden muß; daß der ganze Napier es nötig hat, einmal richtig angepackt zu werden ...“

„Ich werde Ihnen sagen, was ich dazu meine, Venice. Mir fiel so etwas schon früher auf, und so kann ich es bestätigen ...“

„Aber ich will ja nichts von Ihren eingebildeten Freunden hören; ich will über mich selbst reden.“

„Es handelt sich darum, Venice: jede Frau, die in einen zurückhaltenden Mann verliebt ist, wird ihre freie Zeit damit ausfüllen, ihm stürmische Schurkereien als geheimste Charaktereigenschaften anzudichten, während gewöhnlich der arme Teufel ...“

„Stürmische Schurkereien“, sagte Venice ruhig, „ist nicht schlecht.“

„Frauen“, fuhr ich verallgemeinernd fort und fluchte dabei über die eigene Unvorsichtigkeit, „machen sich immer todunglücklich über das, was sie in einem Mann nicht entdecken, als ob das nicht hinreichte, was sie wirklich an ihm entdecken.“

Die vollen, trockenen Lippen zerquetschten die Zigarette, eine Pause lang. Dann sagte sie in Gedanken: „Neulich haben wir bei Fay Avalon zu Abend gegessen, wir waren nur ein paar Leute, und als jemand bemerkte, Mrs. Storm sei mannstoll, wurde Napier bleich wie der Tod ...“

„Und was taten die anderen Gäste, Venice? Das ist doch das wenigste, was Napier passieren konnte, da sie eine alte Freundin von

ihm ist.“

„Selbstverständlich“, sagte Venice, ohne ihre Ruhe zu verlieren, und starrte dabei in ihre Tasse, als wolle sie noch etwas mehr Kaffee, „kenne ich sie nicht und weiß auch nichts von ihr. Höchstens, was man über sie sagt. Und ich hätte auch gar nicht gewußt, daß Napier mit ihr bekannt ist, hätte ich die beiden nicht in jener Nacht im Loyalty miteinander sprechen sehen. Starb nicht ihr Bruder in jener Nacht, wie? Napier hatte vorher ihren Namen nie erwähnt, und wenn man der Sache auf den Grund geht, so hat er es auch seitdem nie getan, bis auf gestern, und da kam er mir so aufgeregt vor, daß es mir allmählich zu dumm wurde und ich ihm vorschlug, er könne sich ja dort in dem Pflegeheim häuslich niederlassen, wenn er wollte ...“

„Aber war das nicht ein bißchen zu schroff, Venice? Schließlich hat er sie doch ziemlich lange gekannt, und man regt sich doch immer auf, wenn es alten Bekannten sehr schlecht geht.“

„Oh, ich weiß, ich weiß!“ sagte sie lebhaft. „Sie müssen nicht denken, ich wäre eifersüchtig, aber die Geschichte ist mir wohl etwas auf die Nerven gefallen, hauptsächlich, weil er früher nie von ihr gesprochen hat.“ Sie zeigte alle ihre weißen Zähne in einem durchaus unaufrichtigen Lächeln. „Das ist auch der Grund, daß ich so kreuzunglücklich bin, daß ich keine Kinder habe. Hören Sie mir doch bitte zu! Ach, warum sind heutzutage alle Leute so langweilig und hören nicht einmal zu! Ich rede ja gar nicht von Mrs. Storm, sondern im allgemeinen und von all den anderen Mrs. Storms, die uns das Leben beschert. Die haben nämlich einem Manne viel mehr zu bieten als ich ... Die wissen genau, wollte ich sagen, wie sie alles aus einem Manne hervorlocken können, wie man einen Liebhaber aus einem Manne macht ... so einen echten Liebhaber, meine ich, feurig und eiskalt, himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt, der Sonnenlicht und Schatten, Freude und Ärger in ihr Leben bringt. Und nun sehen Sie uns beide an, Napier und mich! Wir benehmen uns wie Millionen andere Ehepaare, wo der Mann in der Liebe ein mäßiger Dilettant bleibt und die Frau sich einfach nur so lieben läßt, weil es dazu gehört. Ha, das ist mir klar! Ein Mann kann zweierlei: er kann einen ganz aufrichtig als nettes kleines Schoßkind lieben und trotzdem in eine andere Frau dauernd und unaussprechlich verliebt sein, nur weil diese an-

dere das aus ihm herauslocken kann. Natürlich wissen solche Frauen aus Erfahrung, wie sie es machen müssen ...“

Da saß ich in dem tiefen Sessel, und auf mir lastete die Vorstellung, wie furchtbar schwer es doch manchmal für Mann und Frau sei, einander zu verstehen, und wie furchtbar es für beide sein müßte, wenn sie sich wirklich einmal richtig verstünden, und was der Satan doch für eine Masse Gelegenheit bekommt, anständigen Leuten mitzuspielen. Hier war nun Venice, wie sie sich blindlings durch den finsternen Korridor ihrer Liebe tastete, verzweifelt nach dem einzigen goldenen Schlüssel suchend, den sie unter all den Schätzen nicht finden konnte. Schätze gab es ja in ihrer Liebe. Sie war durchaus und wundervoll überzeugt davon, daß Napier sie bis zu der Grenze seines Vermögens liebe. Ja, ihre Liebe war stark genug, um sich mit all dem Unsinn, den Napier machte, zu messen. Da nun die Liebe einer guten Frau zu einem Mann für alle anderen Männer ein Kompliment bedeutet, sah ich sie vielleicht ganz verständnisvoll an; denn sie lächelte mir plötzlich etwas dünnlippig zu und sagte ruhig: „Und daher, sehen Sie, platze ich, wenn ich nicht endlich ein Kind bekomme.“

„Darling, Darling!“ ertönte, sie scherzhaft nachahmend, eine leise Stimme hinter uns. Wir fuhren herum. Über unsere Sessel gebeugt stand Napier da, und ich erinnere mich, daß er mich mit einem schnellen, klaren Blick streifte; nicht einem Verschwörerblick etwa, sondern nur so, als ob wir beide kürzlich eine große Gefahr bestanden hätten. Zwei Männer können nämlich von keiner ‘so zarten und doch so bindenden Fessel verbunden sein als von der, die ein unaussprechliches Einverständnis zwischen ihnen schmiedet. Diese Fessel war mir zwar durchaus nicht sympathisch, aber es handelte sich um meine Freundschaft zu Venice; und diese war ein unsichtbarer Draht, der mir innerlich sozusagen in die Handgelenke schnitt.

Napier sah gleichmütig drein, aber in seinen dunklen Augen glomm immerfort noch dieses alte Fieber, als ob er an einer rätselhaften Krankheit litte. Wie ein Windhund sah er aus, zweifelnd, empfindlich, erregt ... auf dem Sprung zu Flucht! Er wirkte seltsam festlich in dieser dunklen, feierlichen Halle mit seiner etwas verblichenen Krawatte und der braunen Shetland-Weste, die zum größten Teil offen stand.

„O Nap, denke dir nur!“ rief Venice aus, und da fühlte ich wieder, was man sofort nach einer intimen Unterhaltung mit einer Frau spürt: daß ich sie nur bei einer ihrer vielen Stimmungen überrascht hatte. Im Handumdrehen war sie so, wie ich sie immer mit Napier beobachtet hatte: stürmisch, befehlshaberisch, fidel. „Was sagst du nun dazu, Nap! Ich habe einen Wagen, einen wunderbaren, schnellen, blitzblanken Wagen und als Chauffeur einen Mann, der den Namen Hebblethwaite trägt! Was sagst du dazu?“

„Ich denke,“ sprach Napier ernsthaft, lächelte mich aber dabei an, „daß das unbedingt ein englischer Wagen sein muß. Und was hast du damit vor? Willst du im Bois herumfahren?“

„Im Bois? Ich bin doch nicht verrückt! Es ist der Wagen seiner Schwester, Kind, und sie hat ihn uns geliehen, und wir fahren damit an die Riviera, jawohl, das tun wir. Und ich habe Mr. Hebblethwaite für drei Uhr bestellt, unsere Sachen sind gepackt, Rechnung bezahlt, wir können gleich weg.“

Napier starrte sie an – er saß jetzt – und es schien, als habe er seine Hand über den Mund gehalten, um zu lächeln. Ein sehr reizendes, sehr hilfloses Lächeln. Ich machte irgendwie die Äußerung, ich müsse jetzt fort, aber kein Mensch nahm von mir Notiz. Die Stimme von Venice sprach jetzt mit einem Ton, worin Ungeduld, Verwirrtheit und ein bißchen Freude klangen: „Du glaubst doch nicht etwa, Nap, daß wir noch eine Nacht in diesem widerlichen Paris bleiben sollen, statt uns von der herrlichsten Sonne bescheinen zu lassen!“

Napier blickte finster, ohne daß sein Lächeln verschwand. „Gewiß habe ich keine Lust, aber ...“

„Nap, ich will sofort weg, auf der Stelle weg! Ich habe mir ausgemalt: wir trinken unseren Tee in Fontainebleau, und ich zeige dir dann auch, wo ich zur Schule gegangen bin.“

„Paß einmal auf,“ sprach Napier und berührte mit einem Finger ihr Knie, „so einfach geht das nicht, Venice. Ich habe diesem Arzt da sozusagen fest versprochen, ich würde noch ein Weilchen heute nachmittag bei Iris sitzen ...“

„Ich verstehe“, sagte Venice. „Wenn das so ist ...“

„Dieser Doktor da meinte, sie müsse zur Überzeugung gebracht werden, daß es noch Freunde von ihr gibt, denen es' nicht ganz einer-

lei ist, ob sie lebt oder stirbt. Man ist dort scheußlich einsam. Was? Ich war diesen Morgen eine Minute dort, nur um mich zu erkundigen, habe sie aber nicht gesehen, man sagte mir ...“

„Und ich dachte, du wärest heute vormittag auf der Botschaft gewesen,“ bemerkte Venice mit einer sehr natürlich klingenden Stimme und drückte ihre Zigarette auf der Marmorplatte des Tisches aus. Dann faßte sie nach ihrer Puderdose.

„Stimmt; ich war auch dort,“ brummte Napier, „ich war ja nur für eine Minute im Spital.“

„Oh, ein langer Weg, für nur eine Minute!“ seufzte Venice. „Wo man doch immer telefonieren kann ...“ Und sie stand vom Stuhl auf. Irgendwie hatte sie plötzlich etwas ungeheuer Würdevolles. Auch Napier stand auf, trat vor sie und lächelte trotz seiner verdrossenen Miene, als ob sie einen Scherz gemacht habe. Ich erhob mich und sagte, ich müsse zu meinem Bedauern fort ...

„Die Sache liegt so,“ sprach Venice heiter, „daß ich heute morgen das Spital anrief, da ich doch wußte, daß du so in Sorge warst um sie, und man sagte mir, sie sei assez bien' ...“

„Das war lieb von dir!“ Napier lächelte mit seinem ganzen schmalen, feingeschnittenen Gesicht, und ich war froh, daß er nicht zu ahnen schien, was der Grund von Iris' schlechtem Befinden war. Denn würde er in einem solchen Falle Venice ein so dankbares Lächeln geschenkt haben dafür, daß sie ihr nachforschte? Und so sprach er, in offenbar glücklichem Einverständnis: „Also können wir morgen früh gleich wegfahren? Wie? Das ist ja Pech, daß ich dir von deiner Erholungszeit noch etwas nehmen muß, aber du weißt ja, daß Freundschaft Pflichten auferlegt ...“

„Aber ja, das weiß ich, Nap!“ Und Venice wandte sich mir zu und lächelte, als ob sie mir zeigen wolle, was für ein feiner Kerl Napier war. Natürlich verstand sie! Natürlich wußte sie, daß Freundschaft Pflichten auferlegt! Und sie sprach zu Napier, mit einer wunderbar entschlossenen Miene: „Also, ich gehe nur hinauf und sage Mary, sie soll einige von den Sachen wieder auspacken. Und ich hoffe stark, Nap,“ fügte sie mit einem großartigen Lächeln hinzu, „daß deine Fieundin nicht stirbt, denn was sollte ich mit einem Mann, der keinen Lebenszweck mehr hat?“ Und sie drehte sich zu mir, ihre Hand war

schon in meiner, wir verabschiedeten uns; doch plötzlich sagte Napier schroff:

„Na, gut. Wir fahren gleich ab, der Wagen steht ja da ...“

„Aber, Nap!“ Venice fuhr zu ihm herum und starrte ihn großäugig an ...

„Oh, bitte, mach schnell“, sagte Napier, als würde er von Ungeduld verzehrt.

„Ja, aber!“ wehrte sie sich verzweifelt, „aber, Nap, ich will jetzt wirklich noch nicht fahren, ganz gewiß nicht. Wenn du lieber noch bis morgen bleibst ...“

„Ich will nicht bleiben“, sagte Napier ganz vernünftig, aber er drehte sich etwas fort, als er sprach. Man sah sein weißes, scharf umrissenes Profil. „Komm jetzt mit, Venice. Wir haben schon überflüssig viel über die Sache geredet.“

„Aber Nap,“ sprach Venice bitter, „das ist gar nicht anständig von dir, wenn du jetzt gehst, wo sie dich braucht. Du weißt ganz gut, was du jetzt tust, ist falsch und gehört sich nicht. Lieber Nap, ich ziehe es wirklich vor, bis morgen zu warten, wenn du nichts dagegen hast ...“

„Gut, wenn du überhaupt fahren willst, dann auf der Stelle“, brauste Napier plötzlich auf, so daß sie ihn eine volle Sekunde betroffen anstarrte. Dann lächelte sie ihn und mich ganz blaß an. „Dummer Bub“, sagte sie. „So ein dummer Bub...“

Als sie sich zum zweitenmal von mir, dem unfreiwilligen Zuhörer, verabschieden wollte, mischte Napier sich ein, mit sonderbarem Ingrimme anfangs und dann zum Schluß im gewöhnlichen Unterhaltungston: „Hören Sie, wenn Sie zufällig Iris im Laufe der nächsten Tage sehen, so sagen Sie ihr bitte, ich hätte meinen Aufenthalt nicht verlängern können und ...“ hier erlosch der brüske Ton, „empfehlen Sie mich ihr. Wollen Sie? Was?“

Ich sagte, das würde ich tun, und er nahm Venice unter den Arm, um sie wegzuführen. Aber Venice, die Augen auf den Teppich geheftet, zögerte, und als sie sich noch einmal zu mir herumdrehte, sah ich ihre Augen voller Tränen.

„Diese Männer!“ lächelte sie. „Diese Männer!“

„Diese Männer!“ machte Napier ihr nach, aber er lächelte auch. „Was?“

„Finden Sie denn nicht auch, daß es schändlich ist?“ wandte sie sich flehend an mich. „Da ist nun diese Mrs. Storm todkrank, ganz einsam, und erwartet den Besuch von Napier; und jetzt tut Nap, als sei ich eine von den unausstehlichen Frauen, die ...“

Ich war der Ansicht, daß das Schändliche der Situation nur in dem Nachteil liege, in dem eine Frau, die ihren Mann mehr liebt als er sie, immer ist. Sie hatte darunter zu leiden, daß sie nie wissen konnte, wie sehr sie sich auf ihren künstlichen Stolz verlassen dürfe; denn richtigen Stolz kennt kein verliebtes Herz.

„Unsinn, Venice“, sagte Napier; und was mich jetzt so erstaunte, war seine milde Ruhe. Es kam mir vor, als ob er mit einemmal friedlich geworden sei; als ob der liebeskranke, durch die Wildnis tobende Tristan in einem Augenblick plötzlicher Erkenntnis klar darüber werde, daß er Gott zu stark versucht habe. „Weder fängt sie jetzt an, auf meinen Besuch zu warten, noch tat sie das je. Ich bin ja nur so zufällig dort gewesen ...“ Er sah mich, wie schon vorhin, ganz klar an. „Sie werden ihr Adieu von mir sagen, nicht wahr?“

„Selbstverständlich“, erwiderte ich. „Vielleicht sehe ich sie heute.“

„Ja, sagen Sie nur Adieu“, sagte Napier, und als wir uns die Hände schüttelten, lachte Venice nervös: „O Gott, wie feierlich! Ich kann Adieus nicht ausstehen ...“ Und so schüttelte sie auch meine Hand ohne Adieu, sprach aber statt dessen: „Es war so reizend von Ihnen, daß Sie mich Ihnen all den Unsinn vorschwatzen ließen; und halten Sie uns den Daumen, daß das Wetter uns, wenn wir im Auto Ihrer Schwester sitzen, weiter lächelt. Wir sehen uns ja bald in London ...“ Und so schritten die beiden hinweg ... Er hielt noch ihren Arm gerade über dem Ellenbogen, und sie schritt scheinbar ein wenig schwer; durch den nun verlassenen und dämmerigen Vorplatz wanderten sie zur Glastür, die ein kleiner Junge vor ihnen aufriß. Er mußte sie noch eine Weile offen halten, denn sie blieben in der offenen Tür ein wenig stehen, als ob sie sich über etwas stritten. Durch die Abenddämmerung schimmerte Napiers weißes Profil, wie in Elfenbein geschnitzt, und es lächelte hart in Venices emporgerecktes Antlitz ... Ich vergesse nicht, wie dies Antlitz sich jäh erhellte, wie ein Garten, den nach dem Regen die Sonne verschönt. Was konnte er nur geäußert

haben, um dies Lächeln zurückzurufen? Oder hatte er bloß irgendeine Kleinigkeit gesagt, die durch ihre Liebe, einen fürstlichen Alchimisten, in ein Wort von Gold verwandelt wurde?

Er hat seiner Liebe den Abschied gegeben, sprach ich zu mir, und nun, wenn diese Liebe ihm noch ein wenig Ehrgefühl gelassen hat, muß er inne werden, daß man überhaupt keiner Liebe den Abschied geben kann. Er hat seiner Liebe abgeschworen, dachte ich bei mir, als Mann von Ehre; jedoch er weiß, daß er diesen Namen nicht verdienen würde, könnte er sich nicht suggerieren, es sei überhaupt nichts abzuschwören gewesen. Sonst käme er sich ja als ein Märtyrer der eigenen Frau wegen vor, und das würde ein Verrat an Venice sein.

Ich rauchte noch eine Zigarette in der stillen Geborgenheit der dämmerigen, verlassenem Halle, indes ein paar Kellner ringsum die kleinen Tische für den Tee herrichteten. Es schien mir, als verstände ich Napier wie mein eigenes Selbst, wiewohl er doch von mir denkbar verschieden war. Betrachtet man die Geschichte nüchtern, so ließ sich sagen: was Napier getan hatte, sei eine Schurkerei. Man soll aber nicht so unvorsichtig sein, alles nüchtern zu betrachten. Und es ist eigentlich spottbillig, Handlungen von Leuten schuftig und ähnlich zu nennen, denn das sind ja doch nur Ausdrücke, die man geprägt hat, um den Leuten zu ersparen, ihr Hirn mit Gedanken zu ermüden. Es gibt zwar langweilige Leute, die immerfort mit großer Überzeugungsgewalt so reden; aber diese selben Menschen sind imstande, ein Buch von Mr. Shaw oder Maître Anatole France wegzuschieben und zu sagen: „Da lobe ich mir denn doch Dickens!“

Seltsamer Friede, den Napier anscheinend plötzlich gefunden hatte, in der Sekunde auf den grausamen Entschluß, Iris einfach nicht mehr zu besuchen. Ein grausamer Entschluß, dachte ich, wo sie doch jeden Moment erwartete, in den Wolken, die sie überall umfinsterten, sein vertrautes Gesicht auftauchen zu sehn. Ich hörte eine weibliche Stimme sagen: „Das sieht einem Mann wieder ähnlich! Erst befleckt er seine sogenannte Ehre dadurch, daß er sich eine Freundin nimmt, und dann denkt er, er könne seine idiotische Ehre dadurch wieder reinigen, daß er die Geliebte demütigt.“ Aber konnte man es wissen? Vielleicht hatte Napier, als Venice mit ihm sprach, empfunden, daß er rettungslos in den Abgrund dunkler Verzauberung stürzen würde,

wenn er noch ein einziges Mal am Bett von Iris säße; daß er sein ganzes Leben ohne Iris zum Teufel schicken und niemals zu Venice zurückkehren würde, der er doch durch jeden Ehrbegriff, der bei ihm und seinesgleichen eine Rolle spielt, verbunden war. Und ich grübelte nach, was ich selber getan hätte, wenn mein eigenes Leben so belastet gewesen wäre und verstrickt mit anderen wie das Napiers; und was hätte ich selber getan, wäre ich über mich im Dunkeln getappt wie er, bis zu jenem blitzartig enthüllenden Augenblick, drei Nächte vor seiner Hochzeit? Die Antwort war sehr leicht. Deshalb konnte ich ermessen, was Napier durchzumachen hatte, um sein Wort Venice gegenüber nicht zu brechen; nie waren zwei Männer so verschieden wie Napier und ich. Ich, ich hätte mein Wort gebrochen, das fühlte ich, und alles überrannt, was meiner Leidenschaft im Wege stand. Ich wäre geflohen von Eltern, Freunden, Laufbahn, Ehre, nur um dem Ruf der verzauberten Stimme zu folgen, die mir zuflüsterte: Es gibt Träume, die schöner sind! Denn das, erinnerte ich mich, sagt in einem Märchen auch die kleine Seejungfrau zu dem Sterblichen: Es gibt Träume, die schöner sind!

Ein Kellner, der beschäftigt sein wollte, fragte mich, ob ich Tee wünschte; aber ich dankte. Es war ja noch nicht halb vier Uhr. Ich fuhr in meinem Selbstgespräch fort: In jedem Mann entfaltet sich immer ein Traum von Dingen, die niemals existierten und nie getan werden können. Das Leben ist immer das gleiche, Männer und Frauen sind immer die gleichen. Stets jagt uns Männer die Phantasie in entrückte Höhen und tiefste Tiefen, und die Tiefe des Sturzes entspricht der Höhe des Gedankenflugs und umgekehrt; so steht es ja in den Schriften über die Eitelkeit geschrieben. Auch Napier hatte wohl seinen Traum geträumt, als er sehr jung war, und dann kam die Welt und sagte ihm: Dein Traum ist sehr töricht, und so träumte er nicht mehr, bis er auf einmal in einer Nacht zu seiner äußersten Bestürzung die Stimme der jungen Spielgefährtin wieder hörte, die nach ihm rief, und diese Stimme, alt vertraut, war von den Wundern des Lebens und der Trauer des Lebens zerrissen. Und sie wisperte ihm zu: Es gibt noch Träume, die schöner sind! Und er lauschte und war verloren, und fand sich dann selbst wieder, indem er sein Liebstes verleugnete, wie so viele Engländer das tun; denn wenn eine Verallgemeinerung

wahr sein kann, so trifft sie auf Engländer zu: sie finden meist nur zu sich selbst zurück, wenn sie sich einmal verloren haben.

Napier stand vor mir während jener beiden Tage und Nächte vor seiner Hochzeit. Ich konnte mir vorstellen, wie er von seinem Gewissen hin und her geschleudert wurde. Auf beiden Seiten war Ehrlosigkeit, auf der von Venice noch Grausamkeit dazu, auf der von Iris Ehrlosigkeit mit so viel Glück, als für einen Mann wie Napier mit Unehre vereinbar ist. Mehr durfte man ihm nicht zumuten. Denn kann ein Mann von Ehre sich auf ein ehrloses Abenteuer einlassen, ohne zuerst dafür zu sorgen, daß weder er noch seine Gefährtin einen Glücksgenuß davon haben? Das ist frauenhaft gerecht, sagte ich mir. Mein Gott, wurde ich denn weibisch?

Und ich konnte sehen, wie wütend Napier war, indes er sich mit seiner Mannespflicht abquälte. Ganz sicher hatte Iris nicht versucht, ihn zu überreden. Was sie tat, war: sie liebte ihn und verließ ihn dann, sie preßte ihm das Siegel ihres Kusses auf die Lippen und das Siegel ihrer Stimme auf die Ohren und gab ihm frei, nach eigenem Ermessen zu handeln. So hatte er sich abgequält und das, ach, so bequeme Phantom eines Kompromisses von sich gewiesen. Wie nahe hatte es gelegen, zu Venice zu gehen und ihr alles zu erzählen: er sei als Sünder geboren, sein Schicksal treibe ihn dazu, und sie solle ihm vergeben oder ihn vergessen! Das hätte Venice auch getan: stolz, königlich hätte sie ihm verziehen, und dann hätte er ihr die Wahrheit bis zu Ende sagen müssen ... Nicht nur, daß er Iris umarmt habe, sondern daß er ihr mit Leib und Seele so verfallen sei wie nie ihr, Venice; daß Iris und er einander liebten, als hätten sie den Liebestrank zusammen getrunken. Schrecklich war es, daß Venice ihn nun in ganz dieser Weise liebte; und ich konnte mir Napier denken, wie er sich krümmte vor Angst, so grausam sein und ihr sagen zu sollen, daß er es ihr nicht erwidern könne. Und trotzdem mußte er Venice heiraten, in der Hoffnung, alles noch zu retten, wenn Iris und er ihren Schwur hielten, sich nie mehr zu sehen. Und sie hatten ihn treu gehalten, Iris, die ihre Devise „Für Reinheit“ abgeschüttelt hatte, und Napier, Tag um Tag, bis er sie zufällig in ihrer Krankheit, in der dunklen Stille der Pariser Nacht wiedersah. Und so kam es, daß er Iris noch einmal begnete. Iris dachte wohl, sie erblicke ihren Geliebten im Traum,

denn für sie war es schon einerlei, ob sie lebte oder starb. Aber Conrad Masters meinte später, daß dieser Traum der Engel gewesen sei, der sie dem Tode fortriß. Wie klug war Iris, sie, die wußte, daß den Marchs nichts erspart bleibt. Selbst die Engel betrogen sie.

Conrad Masters war es, den ich zuerst mit der Neuigkeit von Napiers Abreise überraschen mußte. Ex würde das natürlich als eine Desertion Napiers auffassen. Und in der Tat: der Mann fluchte ausgiebig; das Telephon erzitterte von seinem unmutschwangeren Gemurmel. Ich dachte mir, es sei nutzlos, wenn ich ihm zu dieser Tageszeit klarmachen wollte, die ganze Geschichte habe mich ja eigentlich nie etwas angegangen. Ich fragte nur, ob es irgendeinen Zweck habe, wenn ich für eine Minute sie sähe.

„Sie?“

„Na, Sie haben es mir doch selbst angeraten!“ erklärte ich ihm. „Wenn ich es sagen darf, waren Sie auch bislang so nett zu mir, daß ich Ihretwegen schon fünfhundert Franken beim Bridge verspielt habe!“ Zu diesem Ausspruch nötigte er mich, und ohne Zweifel verstand er ihn, denn die Pariser Telephone eignen sich sehr gut dazu, aparte Dinge zu verstehen. Alles nämlich, was er erwiderte, war: er habe in einer halben Stunde am Boulevard Pierre-Abel Krankenvsichte, und wenn ich wollte, könnte er mich abholen. Wenn ich wollte! Als ob es, großer Gott, überhaupt etwas in dieser unglückseligen Affäre gäbe, wo man mit der kleinsten Berechtigung sagen könnte: Wenn ich dies oder jenes wollte!

Achstes Kapitel  
PIQUIRE DU COEUR

1

Das Zwielflicht hüllte uns in dunkle Falten, als wir von der Pfortnerwohnung auf den mit Fliesen belegten Hof hinausgingen. Mehrere Fenster des großen roten Gebäudes waren bereits hell, und auf dem Außensims des größten, das noch kein Licht hatte, stand eine Ananas mit einigen Trauben auf einem Teller.

Als wir drinnen waren, spürten wir Kälte an den Füßen auf den Schachbrettsteinen der Vorhalle; doch diese kam einem trotz ihrer Ausdehnung kleiner vor als in Wirklichkeit. Hier war ein Garderobenstander von Bambus, in dessen Mitte ein schmaler Spiegel hinauf-lief; ich begnügte mich damit, nach dem Beispiel meines Begleiters nur meinen Hut anzuhängen. So kühl war es hier. Durch eine große doppelte Eichentür zu unserer Rechten drang Gemurmel, das religiös klang und ab und zu unterbrochen ward von einer männlichen Frauenstimme, die sich zweifellos mahnend erhob. Conrad Masters erklärte mir, daß einige von den Nonnen ihre Andachten bei jeder erdenklichen Gelegenheit abhielten, da ihre religiösen Pflichten durch Nachtwachen und dergleichen völlig durcheinander gebracht seien. „Warum aber“, fiel es mir ein zu fragen, „ist Mrs. Storm dann hier; denn begraben Sie Ihre Patienten nicht gewöhnlich hinter den Mauern der Avenue Malakoff?“

„Sie wollte es selbst,“ sagte Conrad Masters scharf, „Sie hat einen Gott.“

Darauf verließ er mich, um nach einem anderen Patienten zu sehen. Ich mußte nur ein paar Minuten im Vorzimmer warten, in dem jener ungreifbare Dunst von alten Kleidern und Krankheit schwebte.

Dann wurde ich von einer alten, ernsten Nonne in den Oberstock gebeten. Sie war so hart und schweigsam wie ein Felsen, und ich überlegte mir, ob sie, Gott verhöte es, die Pflegerin von Iris sei; arme Iris!

Die Treppe, die wir hinaufstiegen, war schön und breit, polierte Eiche, die pompöseste Treppe, die man sich in einem Sanatorium vorstellen konnte. Sie wand sich vornehm in einer Kurve zu einem weiten Gang hinauf, der ebenso mit Eiche getäfelt war; und diese Pracht ziemte sich auch für ein Sanatorium, das von der „Clientèle européenne la plus chic“ frequentiert wurde. Es war der Strenge ein bißchen zuviel, dachte ich, es war düster. Die alte ernste Nonne, die mit mir ging, suchte die Atmosphäre nicht zu erhellen. Sie drehte mir ihre massive schwarze Schulter zu, und ihre Antworten auf meine Fragen, in rauhem Flüsterton, glichen einer einzigen Entladung dumpfer Mißbilligung: „Assez bien, monsieur, assez bien. Nous nous confions en Dieu.“

Mein Geist war ziemlich abgetötet durch die Kälte, die matte Beleuchtung, die Nonne und diese Luft religiöser Zerknirschung, für die ich mich bedauernswert schlecht eignete. So folgte ich der alten Schwester möglichst ruhig den finstren, langen, teppichlosen Gang hinunter. Ich stellte es ihr dabei anheim, ob Gottvertrauen seine Verdienste habe; mußte es aber mit solchem Geiz verbunden sein? In diesen eichengetäfelten Korridoren brannte nur eine ganz geringe Zahl von Gasflammen. Sagte einem nicht auch die Vernunft, daß die Patienten hier hinter den Türen, deren jede einen Heiligennamen trug, es bequemer hätten, wäre der Gang mit einem Teppichstreifen bedeckt? Von drunten, wie aus den Eingeweiden der Erde, drang immer noch schwach jene murmelnde religiöse Zwiesprache herauf; aber das, dachte ich, störte die Patienten weniger, weil sie Katholiken waren. Ich fragte mich, ob Iris wohl katholisch sei. So etwas erfährt man heutzutage von jemandem zu allerletzt, nämlich ob er katholisch, anglikanisch, mosaisch oder was er überhaupt ist.

Als wir zu einer Tür kamen, neben der eine Gasflamme von kränklichem Gelb flackerte, wurde sie von innen geöffnet. Vor mir sah ich das süßeste Gesicht und begriff, daß Gott es gut mit Iris gemeint hatte.

„Soeur Virginie“, stellte die alte Nonne vor, und ich habe sie gott-

lob seitdem nicht mehr gesehen. Schwester Virginie sah mich von unten (sie war ein wenig kleiner als ich) mit einem bedeutungsvollen Lächeln an und begrüßte mich mit meinem Namen. Ich sagte zu ihr: „Schwester Virginie, wenn ich Sie gestern nacht schon getroffen hätte, hätte ich sehr viel besser geschlafen.“

Sie sah so appetitlich und hübsch aus, innerlich und äußerlich so sauber, daß man schon sehr abgebrüht sein mußte, um nicht bei ihrem Anblick gläubig zu werden. Denn dies hier war eine Pflegerin, die dem Tod seine Schrecken abschmeicheln konnte, ja, ihn sanft zurückhalten. So stand sie vor einem, lächelnd, als wäre man ihr lieber Freund, und hielt ihre Hände über ihrem hölzernen Kruzifix gefaltet. Ihr Gesicht war oval und von angenehmem klaren Weiß, nicht von künstlich erzeugtem Weiß. Diese Tatsache kam mir ganz natürlich vor, wenn ich später an Schwester Virginie dachte, denn sie gebrauchte weder Puder noch andere Mittel, und deswegen hatte sie die Lippen eines jungen Mädchens, obwohl aus ihren dunklen braunen Augen unter der Nonnenhaube hervor die Erfahrung von mindestens vierzig Jahren blickte.

„Sehen Sie, ich kenne Ihren Namen“, sagte sie, ohne ihre Stimme zu dämpfen. „Madame hält außerordentlich viel von Ihnen, muß ich Ihnen sagen. Sie dürfen aber jetzt nicht sprechen, wenn Sie hereinkommen. Sie wird bloß schauen wollen, immer vor sich hinschauen. Sie dürfen aber kein Wort sagen. Sie wird dann wissen, daß Sie da sind, und es wird sie schon angenehm berühren, daß ihr Freund sie nicht vergessen hat.“

Die Eichentür hinter ihr war ein wenig offen, und durch den Spalt konnte man einen schwachen rosa Schimmer sehn, der von einem dicht verhangenen Licht aus dem Hintergrund des Raumes kam. An der Tür, gerade über der Haube Schwester Virginies, stand in verwaschenen schwarzen Buchstaben der Name eines Heiligen, aber ich konnte mir nicht klar werden, welcher es war; und bei dem einzigen Besuch, den ich hier noch machte, vergaß ich hinzusehn.

„Also merken Sie sich gut“, sagte Schwester Virginie, „daß Sie hier kein Wort reden dürfen. Sie wird bloß vor sich hinstarren, aber das sieht so aus, als lauschte sie einem Engelschor.“

„Schwester Virginie,“ sagte ich, „können Sie mir versprechen, daß sie nicht stirbt?“

Und Schwester Virginie lächelte mich von unten herauf an mit einer Fröhlichkeit, der man nur auf den stillen Antlitzen der Frauen in alten französischen Büchern begegnet.

„Von heute ab glauben wir, sie wird durchkommen,“ sagte sie, „denn in der letzten Nacht gaben wir ihr eine pique du coeur ...“

## 2

Ich wünschte ich könnte das Zimmer beschreiben, in dem ich Iris liegen sah; denn für ein Sanatorium war es sehr fremdartig, und es hätte einen nicht überrascht, etwas Ähnliches in einem Hotel des Faubourg Saint-Germain zu finden. Ich war mir auch noch nie recht bewußt geworden, wie ein Zimmer, das ich betrat, eingerichtet war; höchstens ob es groß, oder klein, getäfelt oder tapeziert war, oder ob man auf einem Teppich, einem Linoleumstreifen oder auf Parkett ging.

Dez Weg zu dem Bett am Fenster kam mir sehr lang vor. Es war ein großes Doppelbett mit einer hohen Kopfseite aus geschnitzter Eiche. In diesem sonderbaren Krankenzimmer gab es augenscheinlich nur dunkles Holz und den Duft von Holz. Unter meinen vorsichtigen Füßen schlängelte sich ein enger Streifen von Schontepich von der Tür zum Bett hinüber; aber sonst schimmerte der Fußboden nackt und braun in dem verhängten Licht einer kleinen Lampe, die auf dem schweren eichenen Kaminsims stand.

Noch nie hatte ich die Düfte eines Krankenzimmers so wenig empfunden. Nur daß ein ganz kleiner Geruch von Möbelpolitur umherschwamm und ich, als ich mich dem Bett näher stahl, Napiers Rosen witterte, die ihre Blüten aus einer Karaffe am Fußende des Bettes, von einem kleinen Tisch herab, entfaltet. Gegen die Karaffe gelehnt, ein rotes Seidentuch um ihr Handgelenk geschlungen, saß eine große weiße Puppe, die schlummernd den Kopf in Napiers Rosen steckte. Ah, Mio-Mi-Marianne, unbekehrte Magdalena, sogar das Spielzeug deiner Schwestern folgt deiner



Herrschaft! Es war dunkel beim Bett; denn das Lampenlicht reichte nicht entfernt bis dorthin. Das Rouleau war nur halb über das breite Fenster heruntergezogen. Über den Hof weg konnte ich das Licht in der Pförtnerwohnung sehen und draußen auf dem Fenster die Silhouette von einer Ananas und von Trauben auf einem Teller.

Die hohe Eichentäfelung am Kopfende warf einen schwarzen Schatten über die Finsternis des Bettes. Zuerst sah ich nichts weiter als den Umriß von Iris' Kopf. Ich hörte das schwache Zischen ihres Atems. Boys Kopf, der Lockenkopf, weiß und lohfarben ... Aber weggewischt war jetzt der feuergelb strahlende Stolz des Tigers, verschwunden die Locken. Ihr Haar war sehr sorgsam von der Stirn hochgebürstet und lag brav ihren Wangen an. Es mußte feucht sein, da es so flach lag. Ihr Kopf ruhte auf dem Kissen wie eine dunkle Blume.

Sie schläft, dachte ich, und wollte mich wieder wegstehlen; es genügte mir durchaus, daß ich das schwache, aber regelmäßige Geräusch ihres Atems gehört hatte. Sie war vielleicht eingeschlummert, unmittelbar nachdem Schwester Virginie sie verlassen hatte; und gab es ein besseres Zeichen für ihre Gesundung als diesen Schlummer, diesen Kinderschlaf? Auf einmal erschrak ich heftig. Denn gerade als ich mich davonmachen wollte, sah ich, daß ihre Augen weit offen waren und zu mir emporstarrten. Verdunkelt wie ihre Haare waren ihre Augen und fast so groß wie ihr Kopf. Ich hatte eine Heidenangst, sie werde mich für Napier halten. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, wo nun ihre großen Augen mit diesem rätselvollen Blick auf mir verweilten. Hielt sie mich wirklich für ihren Liebhaber, so mußte es für sie wie ein Dolchstoß sein, der sie aus Nebeln traf, wenn ihr zum Bewußtsein kam, daß ich es war. Dann aber beglückte es mich zu sehen, daß diese dunklen stillen Augen mich erkannten. Sie träumte nicht. Man habe ihr wehgetan, sprachen diese Augen. Und da ich nicht reden durfte, berührte ich ihre Wangen mit meiner Hand, und das Haar auf ihrer Wange war kühl und feucht. Aber ihre Augen mühten sich, etwas zu sagen. Ich beugte mich näher zu ihrem Gesicht herab. Die Haut über ihren Schulterblättern war wie dünnes graues Papier, ihre Lippen waren trocken gekräuselt und hingen herab.

„Sterbe ich ...?“

Ich schüttelte entschlossen den Kopf: Ihre Lippen waren so trocken und rau, und nun sah ich durch den Nebel hindurch, was mir vorher entgangen war; Ihre Augen waren von Furcht erfüllt. Und diese Todesfurcht hatte ich verstehen sollen. Das kam von ihrem Traum und von der „pique du coeur“ letzte Nacht. Ich wandte mich, um wegzugehen. Aber ihre Augen schienen sich schmerzvoll zu rühren und suchten die Rosen auf dem kleinen Tisch zu erhaschen. Was will sie jetzt nur? dachte ich. Neben den weißen Röcken jener Puppe lag der große Smaragd und ein kleiner Schildpattkamm. Ich dachte an die lohfarbenen zeremoniellen Locken, die wie stimmlose Glöckchen vor dem Spiegel damals in meiner Wohnung in jener schmutzigen Gasse zitterten, und als ich den kleinen Kamm empornahm, flog etwas wie ein Lächeln, wie der Schatten eines Kerzenflämmchens, über das kleine graue Gesicht. Ich fuhr mit dem Kamm durch ihr feuchtes Haar, er glitt so leicht hindurch, und dann schlossen sich ihre Augen, und ich zog mich zurück, so schnell ich konnte. Draußen stand Schwester Virginie ein wenig oberhalb der Tür im Gang, aber ich hatte meine besonderen Gründe, ihre Annäherung an mich da, wo ich stand, unter dem traurigen gelben Licht des Gasarmes, nicht abzuwarten, sondern ging ihr in die Dunkelheit entgegen.

„Waren Sie brav?“ fragte sie mich, und ich erwiderte: ich habe es versucht. „Aber, Schwester Virginie, sie hat furchtbare Angst!“

„Dann ist sie auch brav“, lächelte die Nonne. „Zuerst hat sie sich vor dem Tode viel zu wenig gefürchtet, und da haben wir in Angst schweben müssen.“ Sie blickte mich sehr ernsthaft an und zog die Lippen zusammen. Ich ahnte, sie würde nun eine Frage an mich stellen, und war sehr verlegen. „Glauben Sie, Monsieur, daß wir ihr noch eine pique du coeur geben dürfen? Madame ist sehr unglücklich gewesen, und glückliche Träume würden ihr so wohl tun...“

Ich weiß nicht, was ich antwortete, aber Schwester Virginie sagte mit großartiger Bestimmtheit: „Nun, da muß ich sie zunächst mit Lügen trösten ...“ Und als sie fort war, stand ich oben an der Eichtenreppe und fühlte, wie gern ich für die nächsten Minuten allein mit mir sein werde. Ab und zu glitt eine Nonne sanft aber schnell hinter mir den Gang entlang, so als ob sie schwebte, und dann näherte sich

ein festerer Schritt, und aus meinen Augenwinkeln sah ich den großen braunen Mantel des Häuptlings gebläht auf mich zusteuern.

„Den Umständen nach ziemlich wohl“, murmelte er düster. Ich sah ihn an. „Eigentlich besser“, fuhr er ebenso düster murmelnd fort. „Kommen Sie?“

Wir gingen auf den Zehenspitzen die Eichentreppe hinunter. Eine kränkliche Ahnung von Weihrauch lag in der Luft, und mein Kopf schmerzte.

„Aber, verdammt noch einmal“, schnarrte dieser Mensch, „Sie hätten den Jungen nicht davonlassen sollen! Sie hätten ihn festnageln müssen“

„Nein,“ sagte ich, „das war nicht möglich. Außerdem hatte ich keine Lust.“

„Mm, Nun, wie fanden Sie sie? Verwüstet, was?“

„Masters,“ sagte ich, „sie hat furchtbare Angst.“ Denn an etwas anderes konnte ich nicht denken, und ich spürte immer noch das feuchte, kalte Haar zwischen meinen Fingern, das jetzt keine Wellen mehr schlug.

Masters sagte: „Ausgezeichnet, daß sie Angst hat. Geben Sie nur acht, daß Sie den Lebenswillen, der sich darin zeigt, weiter aufkitzeln. Aber, verdammt noch einmal, ich hätte doch gewünscht ...“

„Ich bin nicht taub“, sagte ich und tappte nach dem Griff der großen Tür.

„Diese Weiber!“ schnappte Masters. „Lassen Sie mich heran.“ „Ich glaube nicht,“ sagte ich, „daß es einen übleren Anblick gibt als eine hilflose Frau, die Angst hat ...“

„Da gewöhnt man sich dran“, meinte Masters finster. Aber ich dachte, daß Napier sich keineswegs daran gewöhnt habe, und daß er sehr gut daran getan habe, sich zu verabschieden. Denn wenn ich von etwas überzeugt war, so war es die Tatsache, daß Venice es nicht über sich gebracht hätte, Iris auch nur eine einzige pique du coeur mehr zu gönnen ...

„Sie sehen selbst nicht blühend aus“, meinte Masters. „Wachstumsschmerzen, Masters. Man wächst immer noch auf Kosten anderer Leute“

Für eine Weile sollte ich sie nicht mehr zu Gesicht bekommen: Der Doktor sagte: „Ihr Besuch neulich hat ihr nicht gut getan. Das Gegenteil. Irgendetwas lastet ihr auf dem Herzen, was sie Ihnen sagen möchte. Sie bringt es nicht heraus, und daran leidet sie. Natürlich ...“

„Das sind doch Ihre Instruktionen,“ sagte ich. „Sie wird ärgerlich auf Sie sein, Masters.“

„Wenn sie einmal auf dem Damm ist,“ bellte der Häuptling der Männer, „dann kann sie meinethalben platzen, sozusagen. Das will ich ihr auch mitteilen. Zwischendurch geht es aber nicht anders, Sie müssen zehn Tage warten. Oder länger.“

Es war tatsächlich eine ganze Zeit länger, und als ich wieder in den eichenen Raum des Heiligen trat, dessen Namen ich mir nie merken konnte, traf mich ein anklagender Blick von Iris. Sie drehte den Kopf nicht beiseite, sondern nur ihre Augen anklagend zu mir hin. Dabei durfte sie den Kopf nicht rühren, sondern mußte sehr ruhig liegen, oh, für lange Zeit; das war anscheinend das richtige Verhalten bei Blutvergiftung. Und Masters hatte mir noch im Gang draußen gesagt: „Gott helfe Ihnen, wenn sie auch nur ihren kleinen Finger rührt!“

„Sie sollten nicht in Paris sein“, flüsterte sie heftig. „Und warum lachen Sie, bitte?“

„Warum? Über Ihre Stimme! Ich glaube wirklich, Iris, Ihre Stimme ist zum mindesten stärker als Sie.“

„Ja, aber Sie sollten nicht in Paris sein, das ist einmal sicher. Sie sind nur geblieben, um mich zu sehen“, beschuldigte sie mich bitter, aber ich protestierte. Das sei doch vollkommen unsinnig, denn warum, im Namen des gesunden Menschenverstandes, hätte ich, um sie zu sehen, hierbleiben sollen? „Aber, Iris, in derselben Nacht, als ich in Paris ankam, kam mir die Idee zu einer Erzählung, und ich beschloß, mich noch in Paris aufzuhalten, um sie niederzuschreiben.“

„Das müssen Sie mir genau erzählen. Oh, bitte gleich ...“ Und die Stimme erlosch. Wir warteten. „Ich kann nicht lachen“ sagte

sie ungeduldig, „weil es mich schmerzt. Alles tut mir weh ...“

„Iris,“ sagte ich, „es betrübt mich so ...“

„Jawohl.“ Das sagte sie, mit einem langen Blick zu mir hin. „Aber bitte, erzählen Sie mir doch Ihre Geschichte. Wovon handelt sie? Wie heißt sie?“

„Nein, Iris, die darf ich Ihnen nicht erzählen. Es war schon nicht diskret von mir, sie anzudeuten, und Sie sind ja auch gerade erst aus dem Tal des Todes zurückgekehrt. Es ist eine schreckliche Geschichte. Alle Leute sterben darin. Sie handelt von einem Mann, der nicht mit seiner eignen Frau tanzen wollte.“

„Ja, aber ... Oh, warum wollte er nicht mit seiner Frau tanzen? Töricht, dieser Mann! Ihnen fallen aber auch ganz gemeine Sachen ein, finde ich ...“

„Bitte, Iris, seien Sie still und brav. Der Doktor sagte mir er würde mich hier wegen einer Stecknadel herausschmeißen.“ So grau sah sie aus, schwächer als schwach, in dem fröhlichen Nachmittagslicht. Ich erinnere mich gut, daß es der fünfzehnte Nachmittag im Februar war.

Ohne ihren Kopf zu bewegen, und während nur ihre Augen lebendig, sprunghaft, rebellisch flackerten, flüsterte sie trotzig: „Solange ich ruhig liege wie jetzt, kann mir kein Mensch etwas tun oder gar Sie wegen etwas hinauswerfen. Sie bleiben hier, damit basta. Seien Sie nicht unartig, Kind ...“

Sonderbare, eigentümliche Dinge lebten in den großen Augen dieses unbewegten Köpfchens. Kindlich waren Sie auch, und ich lachte ihnen zu, aber die arme Iris konnte nicht lachen, weil es ihr weh tat.

Um sie nicht zu ermüden, schwiegen wir.

Sie lag flach auf dem Rücken, und ihr Kopf ruhte auf dem Kissen, das so niedrig war, daß man es nur aus Höflichkeit ein Kissen nennen konnte. Ihre Augen hingen an der Decke, und ‘dann wieder drehte sie sie nach mir herüber, und ich entdeckte wieder diese komischen Sachen in ihren Pupillen. Allerhand zerbrochene Glassplitterchen glitzerten darin auf ... Stückchen von Furcht, Stolz, kindlicher Schlauheit, kindlicher Unart, kindlicher Schamhaftigkeit ... Es war, als fürchte sie sich noch vor ihrem

neuen Spielzeug – dem wiederkehrenden Leben – und sei doch sehr stolz darauf. Und dann hatte sie diese Schamhaftigkeit, fast einen schuldbewußten Blick, als habe sie gerade jemanden auf drollige Weise übers Ohr gehauen. Dabei habe sie sich nicht einmal besonders gerissen gezeigt, schien ihr Blick zu sagen. Und mich stempelte sie irgendwie zum Mitwisser einer Verschwörung ... Oh, es war ein bunter Mischmasch von erstaunlichen Empfindungen, die ich wahrzunehmen glaubte.

Plötzlich, mit einer enorm großen Stimme, für die sie, so schien es, absichtlich inzwischen Kraft angesammelt hatte, sprach sie: „Kein Mensch will mich ...“ Und ich glaube fast, daß sie dabei gekichert hätte, wenn es ihr nicht weh getan hätte.

„Iris, wenn Sie so brüllen, werden Sie Masters sofort hier drinnen haben.“

„Auch er wollte mich nicht ...“

„Wer? Masters?“

„Nein. Gott.“

„Ich verstehe“, sagte ich. Sie rang nach Luft, in ihrem Eifer sich auszusprechen: „Ich machte meine Eingabe; alles ... alles in Ordnung. Vordrucke ausgefüllt, alles stimmte. Aber ... das imponierte ihnen nicht. Aber schon gar nicht ...“

„Oi, Sie reden wieder zu viel, Iris!“

„Ach, Ihr Oi ... Passen Sie auf ... Der alte Herr sagte zu mir: Nun, junge Frau, und was wäre dein Wunsch? Ich hatte nicht die geringste Angst. Ich hatte doch meine Fragebogen fertig und alles ... Was ich will, Vater? sage ich. Ich bin doch so gut wie tot, das bin ich. Das Gesicht vom Doktor tanzt schon vor mir herum, das Gesicht der Pflegeschwester ist schon ganz verwischt, Temperatur 41 ... Wenn ich aufrichtig sein soll, so bin ich doch schon hinüber! Unsinn, sagt der liebe Gott. Hab’ noch nie ein Frauenzimmer gesehen, das so lebendig wäre. Ho, Gabriel! Wirf dieses Weib hinaus! Ja, aber! sage ich. Ich will aber sterben, absolut will ich sterben! In diesem Fall, sagt Er, wird der Tod eine große Enttäuschung für dich sein. Von deiner Sorte, junge Frau, wollen wir niemand hier haben. Ho, Michael, Gabriel! Werft diese Sünderin hinaus. Sie lebt ja noch ...“

Nach einer langen Pause bemerkte ich, daß die großen Augen mich sehr ernsthaft betrachteten. Sie wisperte: „Das habe ich Ihnen zu danken. Mein Leben, meine ich. Danke.“

„Mir, Iris! Was für einen Blödsinn, Beste!“

„Absolut kein Blödsinn. Wären Sie nicht so gut gewesen, damals nachts zu kommen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, so wäre er allein gekommen und hätte nur die alte Nonne gefunden, und sie hätte ihm gesagt: Assez bien, und er wäre wieder gegangen. Und ich wäre auch gegangen ... Verstehen Sie? Außerdem ... diese Ptomainvergiftung. Sie Lieber, Guter! Wie gern ich Sie habe, wenn Sie nicht herschauen! Das war ein Geniestreich, wahrhaftig. Und als Masters mir davon erzählte, mußte ich so lachen, daß sie mir Morphium geben mußten. Ach, diese Piqures. Ich bin ganz durchlöchert davon ...“

„Piqure du coeur“, fuhr es mir heraus.

„Piqure du ... was?“

„Ach nichts“, sagte ich.

„Sie lachen mich aus,“ flüsterte sie, „das tun Sie. Ich schließe jetzt meine Augen für fünf Minuten. Aber gehen Sie nicht. Gehen Sie nicht ...“

An diesem fünfzehnten Nachmittag im Februar tanzte Mademoiselle Printemps in dem Sonnenlicht, das wie ein goldner Regen auf das Fensterbrett fiel, wo nun drei Pfirsiche und eine große Birne auf einem Teller standen. Aber der Vorhang war herabgezogen, so daß die Frühlingsfee nur auf einem breiten Sonnenfleck über dem kleinen Hügel tanzen konnte, der meiner zaghaften Vermutung nach von Iris' Zehen geformt wurde. Im Schatten des Zimmers stand ein kleiner Tisch, und darauf saß immer noch die Puppe mit ihrem rotseidenen Taschentuch am Handgelenk, schlummernd unter hohen Mimosenzweigen, lichtgelben Wedeln, mit frischem Gold gepudert ...

„Ja“, hörte ich ihre Stimme wie verweht, und als ich von der Mimose aufblickte, erkannte ich, daß ihre Augen den meinen gefolgt waren in einen Garten fern im Süden.

„Iris, gerade wollte ich adieu sagen ...“

„Ich weiß“, sprach sie gewichtig und lächelte. „Ich habe ihn

gehört.“

„Sie haben ihn gehört, Iris?“

„Träume, Wolken, Nebel. Gesichter, Gespenster, Schicksale, Worte ... Ja, ich hörte ihn ...“ Und sie lächelte, ihre ganzen Augen lächelten, als wolle sie sich beruhigen. „Ach, es ist ja alles in Ordnung so“, sagte sie.

„Sie tun mir so furchtbar leid, Iris“, sagte ich. „Versprechen Sie mir, daß nun wirklich alles in Ordnung ist?“

Sie lächelte mich immer noch an.

Plötzlich schluchzte sie auf, und ihre Augen strömten von Tränen über. „Versprechen?“ Ich war zu Tod erschrocken. „Hier liege ich,“ schluchzte sie, „wie eine Mumie ... Innen habe ich nichts, gar nichts habe ich mehr, ich denke und denke und denke ... Und versuche mich anzulügen rechts und links, nach allen Himmelsrichtungen ... Ich kann ja nicht bekommen, was ich haben will, so muß ich Geschichten erfinden ... Und Sie sitzen hier stocksteif und sagen: Versprechen Sie mir, und Sie nennen sich meinen Freund ... Sie haben ja keine Ahnung, wie krank ich gewesen bin!“

„Ich weiß, ich weiß, Iris! Um der Barmherzigkeit willen! Wenn der Doktor hereinkommt und erwischt Sie so ...“

„Und Sie glauben nun, ich sei eine abscheuliche Person“, flüsterte sie hilflos und starrte mich an. „Ich sei ganz furchtbar“, fügte sie still hinzu.

„Iris,“ sagte ich, „ich habe Sie gern. Selbstverständlich, wenn das nicht der Fall wäre ...“

„Natürlich“, sagte sie, „weiß er nichts davon ...“

„Natürlich“, sagte ich.

„Und er wird nie etwas davon wissen . . .“

„Gut“, sagte ich.

„Und was mich angeht ...“, wisperte sie.

Auf ihrer Stirn erschienen kleine Schweißtropfen. Ich wischte sie mit meinem Taschentuch weg, und sie sagte: „Bitte auch meine Nase. Ich ließ mir das Haar wellen ... aber es bleibt nie recht in Form, wenn man krank ist. Locken bleiben nur, wenn man gesund ist ...“

„Und, Iris, wenn Sie es nicht bald schneiden lassen, so wird es wahrhaftig so lang werden wie das Haar einer Frau.“

„Was mich angeht,“ wisperte sie, „ist all diese Mühe nutzlos... Kein Spielgefährte, kein Garnichts. Masters warnte mich auch ... Ganz tot war der kleine Liebling ...“ Langsam, langsam krochen die Tränen über die kleinen grauen Wangen. Hastig wischte ich sie weg, da ich einen Schritt draußen hörte. „Nichts, gar nichts ...“ flüsterte sie weiter mit geschlossenen Augen, und ich hatte kaum Zeit, eine Träne von ihrer Wimper wegzutupfen, als die Tür sich auftat.

„Nun?“ murrte der Mann. „Haben Sie sie schon umgebracht?“

„Ich glaube, sie schläft“, flüsterte ich. „Ssh ...“

„Schwindel!“ bellte Masters. „Sie hat geweint. Hinaus mit Ihnen.“

Plötzlich sprach Iris mit ihrer enormen, für solche Zwecke reservierten Stimme: „Ich habe nicht geweint.“

Masters, dessen großer brauner Mantel die ganze Seite des Bettes ausfüllte, so daß ich nirgends mehr Platz hatte, schielte wie ein bekümmertes Vogel auf sie herunter.

„Ich möchte nur“, flehte sie, „diesem Herrn adieu sagen. Wenn Sie so gütig wären, einen Moment beiseite zu treten ...“ Und als ich mich über die abgemagerte Hand beugte, von der der Smaragdring wie ein Reifen herabbaumelte, sagte sie; „Ach, diese kränkende Höflichkeit! Danke Ihnen, mein Lieber. Und nun für-immer Adieu, soweit man sagen kann: immer, denn ich glaube nicht, daß ich jemals wieder nach England zurückkehre ... Niemals, niemals. Und“, flüsterte sie, „ich werde mein Versprechen halten.“

## Neuntes Kapitel

### VON HÜTEN

#### 1

Oh, ich weiß noch gut, daß auch das Folgende sich an einem fünfzehnten Februar ereignete ...

Leuten, die für närrische Sprünge unseres klimatischen Thermometers ein empfindliches Organ haben, ist sicher noch gegenwärtig, welche Hitze mit den letzten zehn Tagen im Juli 1923 über England hereinbrach. Sie war in London so niederdrückend, daß man sich in den Konditoreien und an den Bars häufig beklagte, das Eis sei warm. Auch die Nächte waren kaum erträglich. Ich zitiere einen Herrn, der in den Times darüber referierte. Glaubt man ihm, so wirkte dieser ungemütliche Zustand ganz besonders kraß „in einem Land; das so wenig gewöhnt ist an Temperaturextreme, daß (darf ich meiner Phantasie Spielraum geben?) an einem kalten englischen Wintertag es bei uns nichts Warmes gibt als höchstens Trinkwasser und an einem heißen Sommertag nur die Sonne etwas Abkühlung bringt“. Natürlich sprengt seine Phantasie hier jedes erlaubte Maß; aber das trifft zu, daß die Nächte ein Alpdruck waren. Und eine dieser Nächte steht deutlich vor mir.

Es war gegen elf Uhr, und Hilary, Guy und ich schlenderten, nachdem wir im ersten Stock des Café Royal lange zu Abend gespeist hatten, über Piccadilly nach Hause zurück. Wir bummelten so gelassen wie möglich, da die Hitze gräßlich war. Schon an der Ecke der St. James-Street tat Guy nicht einmal mehr so, als bewege er sich vorwärts, und sagte: „Einen kleinen Moment, nicht wahr? Ich gehe nur schnell zu White hinein, um zu sehn, ob Napier da ist; ich will ihn an das Abendessen morgen erinnern.“ Aber Guy machte dabei

einen so ausgesprochen unlustigen Eindruck, daß Hilary sagte: „Auch eine Idee, bei solchem Wetter dinieren! Hm. Was gibst du denn für eine Gesellschaft, Guy?“

„Kindergesellschaft“, erwiderte Guy, und seine gefrorenen blauen Augen, wäre man hoch genug gewesen, um in sie hineinzublicken, hätten einen abgekühlt. Gerade als er sich umdrehte, kam Napier, ungefähr zehn Meter vor uns, die Treppe von White herabgerannt. An der Bordschwelle wartete mit offener Tür eine Autodroschke.

„Nap! Napier!“ rief Guy in der Absicht, mit so wenig Mühe, als es bei dieser Hitze tunlich war, jener habhaft zu werden. Aber dieser Windhund Napier hatte sich schnell wie ein Schatten bereits in das Auto hineingeschwungen, die Tür wurde zugeschmettert, und beim Devonshire-Club machte es eine Schleife, nordwärts, in der Richtung nach Piccadilly.

„Unglaublich, der Bursche“, sagte Guy, als wir die Straße überkreuzten. „Na, wir erwischen ihn an der Schleife, wenn wir hinübergehen ...“ Aber als die Autodroschke mit kreischend entfesseltem Vergaser an uns, die wir auf der Insel unter der Bogenlampe standen, vorüberglitt, machte er keinen Versuch, Napier anzurufen.

„Nun?“ brummte Hilary, während das Auto die Albemarle-Street hinunterraste.

„Ach, man kann ihn ja antelephonieren“, meinte Guy kurz, und schweigend wandelten wir Hyde-Park-Corner entgegen. Nur der Blick Guys verriet mir, daß er in dem Lichtstrahl, der durch das offene Fenster des Fahrzeugs huschte, Iris erspäht hatte. Es kam mir vor, als sei sie schwarz gekleidet gewesen, den Kopf von einem engen silbernen Turban umwickelt; und mir stockte beinahe der Atem. Nicht nur, weil ich sie sah, sondern auch des übernatürlichen Glanzes wegen, den ihr kleines Gesicht in jener sekundenlangen Belichtung zu tragen schien. Erklärlich, dachte ich. Sie ist glücklich ...

Hilary hatte sie nicht bemerkt, denn er hatte immer seinen gedankenvollsten Moment, wenn er eine Straße kreuzte. Auch war ich sicher, daß die beiden in der Droschke uns nicht gesehen hatten. Sie hatten eine zu lebhaft Unterhaltung miteinander. Guy, Hilary und ich wanderten schweigend vorwärts, so langsam, wie es die Hitze gebot. Vielleicht wußte Guy nicht, daß ich sie gesehen hatte. Er selber

verabscheute es ja, „Informationen“ über andere Leute zu erstatten. Auch liebte Guy Napier wie seinen jüngeren Bruder.

Wir schritten gerade an den großen Toren des Devonshire-House vorbei, als Hilary murmelte: „Zeit fürs Bett“ und uns verließ, um sich nach der Half-Moon-Street zu wenden. So ging ich denn allein mit Guy weiter, obwohl ich mit Hilary mir einen Weg erspart hätte; denn meine Wohnung lag auch in dessen Richtung. Aber ich konnte ja durch Down-Street abschneiden. Als hätte er einige Minuten ausschließlich darüber nachgedacht, sprach Guy jetzt: „Das Wetter ist eigentlich nicht so schlimm, wenn man dafür angezogen ist ...“

„Ja, wenn!“ bestätigte ich.

„Diese verdammten steifen Hemden ...“

„Stimmt“, meinte ich.

„Wiewohl sie ja“, beharrte Guy, „kühler sind als diese ekelhaften weichen Dinger ...“

„So eins habe ich an“, erwiderte ich.

„Ich bleibe bei dem, was ich sagte“, entgegnete er.

Einmal stand er am Fußende von Iris' Bett in einem dämmerigen Zimmer, und Iris begrüßte ihn mit einem Namen, der nicht der seine war. Aber Guy würde ein Geheimnis nicht nur gegen Gottes Engel wahren, auch gegen sich selbst. Ja, du hattest recht, Iris ... Mußtest du ihn aber mit Gewalt darauf stoßen? Denn Napier war Guy de Travests Freund und ihm so lieb wie ein jüngerer Bruder.

Aus tiefer Überlegung heraus murmelte jetzt Guy: „Es wäre jetzt scharmant, ein Bad zu nehmen. Wirklich recht erfreulich.“

„Stimmt. Wo aber? Fürs Loyalty bin ich nicht, da ist mir das Wasser von Gesichtspuder zu verdorben ...“

„Eigentlich“, murmelte Guy, „wollte ich heute nachmittag im Bath-Club schwimmen. An Einfällen fehlt es mir ja nicht. Aber da jedem Menschen dasselbe eingefallen war, so kannst du dir vorstellen, wie es da wimmelte. Jemand teilte mir mit, daß man am bequemsten ins Wasser gelange, wenn man sich den dicksten Mann wähle und im Moment, wo er heraussteige, in seine Lücke rutsche. Aber ich konnte nicht einmal Wasser entdecken ...“

Baumhoch und seinen Hut faul in der Hand schwingend, nahe seinem Schenkel, schob er sich voran ...

„Ekelhaft“, murmelte er.

Ein Autobus nach dem anderen, mit zurückkehrendem Theaterpublikum beladen, donnerte an uns vorbei und umhüllte uns mit Hitzwellen, so daß man die eigene Haut wie ein klebriges Gewandstück empfand ... Die weit geschwungene Ecke des Hyde-Park lag wie ein schimmerndes Taschentuch vor uns in der Nacht. Die Autobusse tobten trompetend hindurch, kreuz und quer und rundherum, doch sie alle wirkten wie Schnecken neben ihrem Kollegen Nr. 16, jenem unerreicht schnellsten Autobus von London, der von Grosvenor Place zum Hamilton Place hinüberbraust in solchem Tempo, daß das Auge der Sterblichen verblüfft ihm folgt.

Der Spektakel, mit dem die Nacht ihre Tore um London schließt, wurde durch die dumpfe, muffige Hitze fast gedämpft, und ich beneidete die erhabene Ruhe des Herzogs von Wellington, wie er so inmitten seiner niedlich gepflanzten Bäumchen in Ewigkeit dahinreitet. Die Lichter des Verfassungshügels glommen wie Leuchtkäfer zwischen den Blättern des Green-Park-Tales und der dunklen Gärten Sr. Majestät des Königs.

„Wenn London enttäuscht,“ sagte Guy gedankenvoll, „so ist es, weil die Leute sich immer einbilden, es müsse so sein wie Paris oder Rom oder sonst ein Ort. Die Menschen wollen ja alles anders, als es ist.“

Ich pflichtete ihm bei. „Sie wollen immer, was ihnen nicht gehört ...“

„So ungefähr“, murmelte Guy. „Ekelhaft ...“

Darüber sannen wir nun für eine Weile nach.

„Guy, weißt du, man könnte doch irgendwo an den Fluß hinfahren. Bei Maidenhead. Gleich. Und da schwimmen.“ „Muß schon zehn Jahre her sein,“ sinnierte Guy tiefgründig, „daß ich das letztmal in Maidenhead war. Es ist direkt schwer, nicht wahr, sich begreiflich zu machen, daß der Anfang des Krieges schon zehn Jahre zurückliegt. Ich war nicht mehr dort – pass’ auf – seit der Nacht damals, wo der arme Junge sich ertränkte ...“

„Mit einem Auto sind wir in höchstens einer Stunde dort,“ sagte ich, „und du kannst deine Jugend wieder auffrischen.“

Ein Lächeln flackerte über sein ernstes, kleines Profil.

„Das wäre ziemliche Zeitverschwendung, eine vergeudete Jugend jetzt nachzuholen. Aber hast du etwas dagegen, einen zu kippen? Das würde uns gut zu Gesicht stehn. Komm.“ Statt also im Fluß zu baden, badeten wir in Siphon-Raketen und im Strom elektrischen Lichts. Vom ersten Stock tröpfelten die leisen Klänge eines Klaviers und eines sogenannten Saxophons herab, denn Lady de Travest „schmiß“ eine kleine Gesellschaft. Ich fragte: „Und wo essen wir also morgen abend? Übrigens: wie kommt dir so plötzlich die Idee einer Kindergesellschaft?“

Guy war neulich zufällig auf Venice gestoßen, als sie Tennis spielte, und sie hatte ihm gesagt, sie fühle sich ein bißchen deprimiert. „Die Hitze“, sagte sie ...

„Worauf mir“, fuhr Guy fort und machte dabei Cherry ‘Marvel nach, „die Idee, für das Kind eine Gesellschaft zu geben, gar nicht so übel vorkam. Ist doch wirklich ein gutes Mädel, die Venice. Hoffentlich findet mein Junge einmal etwas halb so Gutes ...“

„Ja“, sagte ich.

„Es soll so’n bißchen Familienbetrieb werden, stelle ich mir vor. Hugo und Shirley, Napier und Venice. Für dich selbst treibe ich schon eine nette und zuträgliche kleine Frau auf, während ich selbst, Gott sei Dank, der freie Mann bleibe. Wo wir nun aber zu Abend essen ...“

„Bei dieser Hitze ...“

„Bei Gott, natürlich, zum Tanzen ist es zu heiß. Hör’ doch nur die da droben! Die Decke schwitzt ja beinahe ...“

Leise, gemessene Tangoklänge, der gefälligste aller Tänze; der so selten in London getanzt wird, weil ihn in London leider niemand tanzen kann ...

„Wir könnten ja auch hier zu Abend essen,“ murmelte Guy, „wenn Moira den Platz nicht beansprucht. Und wir könnten dann, wo du es einmal angeregt hast, irgendwo baden gehen, statt wer weiß wie lange in stickiger Luft zu hocken. Wollen sehen, wozu wir Lust haben, und wenn es Venice Spaß macht ...“

„Das sollte Venice keinen Spaß machen!“

„Gut, wir wollen sehen“, sagte Guy, jetzt ernsthafter. „Wenn wir’s tun, so dürfen wir keine Cocktails vor dem Dinner nehmen, nicht

mehr als ein Glas Wein pro Mann beim Dinner und nachher kein Tröpfchen mehr. Der Fluß, das sage ich dir, soll meinen Freunden keine dummen Streiche mehr spielen.“

„Und auch der Anstand, Guy, kommt wunderbar auf seine Kosten, denn wir haben Neumond, und die Nächte sind stockdunkel ...“

„Stimmt“, sagte Guy gedankenvoll, und dann, als er mich hinausbegleitete, meinte er gedankenvoll: „Da fällt mir ein ... hast du eine Ahnung, ob Venice Iris einmal kennengelernt hat?“

„Ich glaube nicht“, sagte ich. „Aber ich weiß nicht genau ...“

Es schadet nie, wenn man sagt, man wisse nicht genau. Bei leichter Unterhaltung sollte man nie etwas genau wissen.

„Ich dachte nur eben,“ murmelte Guy und blickte über die wuchtigen Bäume des großen Platzes hinüber, „Iris könnte möglicherweise auf der Durchreise hier sein, da ich heute von Eve Chalice hörte, daß der alte Portairley im Sterben liegt. Der letzte Portairley, jammer schade ...“

„Gerald würde sicher nicht traurig darüber sein, daß ihm die Anwartschaft entgangen ist.“

„Der arme Kerl! Aber es ging mir gerade durch den Kopf, daß wir Iris, falls sie hier ist, als dritte Dame für morgen abend einladen könnten ...“

„Oh“, sagte ich. „Ich glaube ...“

„Es würde dir nicht ganz passen?“

„O doch!“

„Es kam mir gerade die Idee,“ murmelte Guy unbestimmt, „daß man sie und Venice zusammenbringen könnte, wenn sie sich nicht schon kennen, und beobachten, wie sie einander gefallen. Natürlich nur, wenn Iris in London ist. Sie sind im Typ verschieden ... man kann nie wissen. Sage es Iris, wenn du zufällig morgen etwas von ihr hörst. Der Vorschlag käme von mit ...“

„Schön, wenn sie mich anruft. Gute Nacht, Guy.“

„Gute Nacht, Junge. Mein Vorschlag, sag' ihr das!“

Als ich von der Ecke des Belgrave-Platzes, die sacht in die Hyde-Park-Corner übergeht, zurückblickte, konnte ich noch die sehr hohe Gestalt des Freundes seiner Freunde erkennen, wie sie sich abhob gegen den beleuchteten Türeingang. In den vier offenen Fenstern ü-

ber ihm glitten langsam Gestalten vorüber.

Aber was, was in aller Welt konnte plötzlich über his gekommen sein, über sie, die ich zuletzt gesehen hatte, die ich zuletzt gehört hatte, wie sie sagte, sie würde nie mehr nach England zurückkehren, wie sie es versprach ...? Und aus der eigenen Verwunderung und tiefen Verwirrung begriff man, wie ganz buchstäblich man Iris' Worte zu nehmen pflegte, wie vollständig man auf ihr Versprechen gebaut hatte, wie man an jedes Versprechen dieser Iris March geglaubt hätte, die, wie auch Hilary zögernd zugestehen mußte, nicht log. Aber nun ... nie wieder!

Als ich in meine Wohnung trat, malte ich mir aus, daß Guy de Travest und Iris einander entgegenträten an einem Ort, wo niemand war. Guy und Iris ganz allein mitsammen und Gott. Ich hörte Guy sprechen, Guys leise, kalte Stimme, wie er Iris gewisse Dinge sagte, wie es ihn erschreckt habe an jenem dämmrigen Morgen, als er sie einen Namen flüstern hörte wie einen Kuß, einen Namen, der schon einer anderen verpfändet war, und wie er sie, als er jenes Flüstern längst vergessen hatte, zufällig in einer Nacht erblickte, nicht weiter, als die Spanne dieses Namens von dem entfernt, der ihn trug, und daß er nichts anderes denken könnte, als daß sie das eine unverzeihliche Verbrechen begehe: einer Frau ihren Mann zu stehlen, wie ein gewöhnlicher, kläglicher Dieb in der Nacht. Und ich konnte mir Iris vorstellen mit ihrem engen Silberturban, wie ein Stern würde er auf dem einsamen Platz schimmern, wo sie Guy entgegentrat, mit ihren tigerfarbenen Locken, die auf den beiden schmalen Wangen so zereemoniell tanzten, mit all dem blendenden Glanz, wie er eine sehr blonde Frau jäh einhüllt, wenn sie sich schwarz kleidet, und das Blut würde ganz aus ihrem kleinen ernsten Gesicht fliehen, wenn sie das Urteil des schlanken Riesen mit den kalten Augen und der ruhigen, wild-eindringlichen Stimme hörte. Sie waren von derselben Art, Guy und Iris, blutsverwandt, aus der gleichen Landschaft, und man mußte unwillkürlich gespannt sein, wie sie seinem Urteil die Stirn bieten würde, sie, die sich so lange schon außerhalb der Konvention gestellt, sie, die einem so unbedingt den Eindruck gab, als seien die Gesetze ihrer Vorväter nicht einmal das Zucken einer Wimper für sie wert. Würde sie auch dann, wenn der Ritter der Korrektheit ihr entgegen-



träte, gleichgültig bleiben, oder würde sie beschämt und erschrocken sein, wenn sie sah, wie England, ihr England, Englands wahrste Verkörperung sich verächtlich von ihr wendete? Ich konnte einfach nicht sagen, was sie fühlen würde, so wenig wußte ich von der Natur dieser schamlos schamvollen Frau. Und derselbe Gedanke kam mir wieder in der nächsten Nacht, die auf die folgte, von der ich erzähle, als ich neben ihr in ihrem Auto saß und wir die Kindergesellschaft bei ihrem Ausflug zum Fluß begleiteten. Eine mörderische Hitze lag in jener Julinacht über England, aber nicht ihretwegen werden wir, die wir über das Land hinfuhren, an sie zurückdenken.

Sie saß am Steuerrad, und als ich in die schweigsame Fahrt hinein ein Wort warf, denn Iris und ich waren jetzt Gegner – um Venice willen! –, schien das weiße Profil unterzugehen in einem seltsamen Lächeln, ganz unterzugehen: es war ein wahrhaft berücktes Lächeln, fand ich, und antwortete mehr als deutlich auf jenes Wort, denn das Wort, das ich hatte fallen lassen, war jenes, das Poes Rabe sprach: „Nimmermehr!“

Während sie aber so lächelte, jagte sie in ihrem kühnen Hut noch wilder die Straße nach Maidenhead entlang, daß die Kreuzungen vorüberstoben wie Mücken an unseren Scheinwerfern, und Hugo und Shirley, die hinter uns saßen, murrend protestierten und sagten, es wäre doch schlimm für ihren Ruf als glücklich verheiratetes Paar, wenn man sie tot am Wegrand nach Maidenhead auffände. „Ein Freund von mir“, brüllte Hugo, „mußte um Entlassung von seiner Hofcharge einkommen, nur weil man ihn tot auf der Straße nach Maidenhead fand ...“

Aber Iris warf immer schnelleres Tempo an, und plötzlich wurde mir klar, daß das seltsame, zehrende Lächeln, das mir feindlich in ihrem Gesicht war, neu für mich war, weil ich Iris nie zuvor hatte glücklich lächeln sehen.

Ich bin in meinem Bericht über die letzte March zu weit abgeschweift, habe mich von den Pflichten des Erzählers ablenken lassen durch den tollen Flug des silbernen Storches über das schweigsame

Land. Ich kann nur dadurch auf den Ausflug jener Nacht zurückkommen, daß ich hervorhebe, es war nicht der silberne Turban, den sie in der Nacht damals trug, sondern ein grüner Hut, jawohl, ein grüner Hut, aus einer Art Filz, und flott getragen; und wer anders hatte ihn an eben diesem Tag für sie gekauft als ausgerechnet ich, da sie mir nach dem Lunch gesagt hatte, sie brauche einen grünen Hut „pour le sport“? Ich entnahm unserem Gespräch, daß dieser Sport unter einem noch wärmeren Himmel sein würde als unter unserem, denn sie fügte hinzu, sie werde in drei Tagen an Bord nach Rio de Janeiro sein, und sie brauchte es mir nicht zu erzählen, daß sie nicht ohne Begleitung fahren würde. Es war eine grausame Frau, für die ich an jenem Tag den grünen Hut kaufte.

Es gibt nichts Leichteres in der Welt, scheint mir, als einen grünen Hut zu kaufen. Wie ein Blitz im Sommer, so schnell geht das. Die Dame spricht zum Verkäufer: „Guten Tag, Herr. Ich möchte einen grünen Hut pour le sport, genau so einen wie die grünen Hüte, die ich hier seit Doktor Crippens Tod jedes Jahr gekauft habe.“

„Sehr wohl, gnädige Frau. Macht soundso viel, gnädige Frau. Auf Ihre Rechnung, gnädige Frau?“

„O nein! Mein Freund bezahlt. Auf Wiedersehen.“

Wir sprachen während des Lunchs, den wir zusammen nahmen, sehr wenig. Der Tag war schwül, und was sollte man auch sagen? Es war nicht im geringsten meine Sache, von gebrochenen Versprechen zu reden, wenn man mich nicht danach fragte, und ihren Gedanken schien das Thema der gebrochenen Versprechen sehr fern zu liegen. Ja, es war eine grausame Frau, die an jenem drückenden Tage mit mir zusammen speiste!

Wir knabberten grüne Oliven, Salate und kleine Stücke Toast, und tranken dazu die reichlich auf Eis gekühlten Getränke voll pflanzlicher Stoffe, deren Genuß einem die Hitze nur noch unangenehmer fühlbar macht, und hatten uns nichts Besonderes zu sagen. Am frühen Morgen hatte sie mich angerufen, mit ruhiger, glücklicher Stimme, und erwartete von mir nicht den mindesten Ausdruck des Erstaunens darüber, daß sie in London war; ich stellte mich mächtig überrascht, denn sie konnte unmöglich wissen, daß ich sie in jenem Auto gesehen hatte, und würde es, dachte ich, auch nie erfahren. Den

Marchs sollte wenigstens das erspart bleiben.

Aber während dieses Lunchs schien Iris nicht zu bemerken, daß ich nichts Besonderes zu sagen wußte. Dies und die Hitze, glaube ich, verdroß mich immer mehr, denn nichts in der Welt, meine ich, ist irritierender, als wenn man über eine Frau verärgert ist, und sie gar keine Notiz davon nimmt. Natürlich scheinen die meisten Frauen keine Notiz davon zu nehmen, aber man merkt, das ist Theater; diese Iris jedoch, ich könnte darauf schwören, merkte nichts.

Sie war außerdem nichts besonders bei Appetit, wo sie doch eben von ernster Krankheit genesen war, stocherte nur in den Speisen herum; aber sie entschuldigte sich bei Charles, der herankam, um dagegen zu protestieren, daß sie seiner Küche keine Ehre antat, damit, daß sie immer wenig äße.

Und dann kam nach einem gewichtigen Schweigen, das sie mit einer empörenden Selbstverständlichkeit hinnahm, der Moment, wo ich väterlich fragte (es ist nämlich immer leichter, väterlich als brüderlich zu sein): „Glücklich, Iris?“

Sie strich sich gerade Butter auf ein winziges Stück Toast Melba. Auf meine Frage ließ sie ihr Messer ruhen. Sie starrte für eine kleine Weile angestrengt nach den Türen des Restaurants, und dann sagte sie offen, ernsthaft, ruhig, nicht die Spur bedeutsam, aber mit nicht wiederzugebender Überzeugung: „Unerträglich.“

Dann fuhr sie fort, Butter auf ihren Toast zu streichen, und ich konnte denken, was ich wollte.

Nun muß ich sagen, daß die Iris, die an jenem Tage so saß, daß sie mir ihr Profil zuwendete, schöner war als die Iris, die ich von früher kannte. Worin das lag, weiß ich nicht; ich könnte auch nicht, wollte ich es beschreiben, einfach das Wort „ätherisch“ gebrauchen, um es gleich darauf durch „unirdisch“ zu verstärken, denn es ist ja einmal üblich, daß eine gerade von schwerer Krankheit erstandene Frau „ätherisch“ und „unirdisch“ aussehen muß. Aber das war bei ihr nicht der Fall. Sie erschien schöner als je, so darf ich wohl sagen, gerade, weil sie irdischer war. Es kam mir vor, als sähe sie aus, wie in Liebe getaucht, man sah es gleichsam ihrer Haut an, daß die Frau, der sie angehörte, in Liebe ging. Ja, man sah es ihrer Haut an. Ich glaube, so war es. Eine schöne, liebende und geliebte Frau scheint in jedem un-

bewachten Moment von irdischer Schönheit gleichsam zu glühen. Wenn Autoren sagen: „Gloria sah an jenem Morgen sehr vergeistigt aus“, so meinen sie eigentlich damit, daß Gloria an jenem Morgen irdischer aussah, daß der Nachglanz der Liebesentzückung in ihren Augen war. Das Gefühl für Ritterlichkeit wird natürlich in Männern mehr durch eine schöne Frau geweckt, wenn sie vernachlässigt oder nicht geliebt wird, denn die Männer haben mehr Aussicht, bei einer unglücklichen Frau Interesse zu finden; aber bei einer Frau, die in Liebe gefangen ist, scheint sogar die Haut juwelenhaft zu schimmern, und die Versuchung, ihre Gedanken zu ergründen, ist fast unwiderstehlich.

„Und“, sagte ich, irgendwie bezaubert von dem zarten, zarten Goldhauch auf ihrem Arm. „Sie sind jetzt wieder ganz wohl und kräftig?“

„Natürlich“, sagte sie, „nicht allzu kräftig. Aber stark genug...“

„O Liebe! Stark genug wofür, Iris?“

„Für alles“, sagte sie und tauchte eine gedämpfte Kirsche in Schlagsahne. „Ich muß zunehmen“, erklärte sie dabei, als setze sie den Gedanken fort.

Auf die linke Seite ihres Hutes waren zwei rote Kamelien gemalt. Zu jener Zeit trugen die Frauen keine sogenannten Glockenhütchen. Ihr Hut hatte die Farbe der Sonne, war aus Stroh, mit einem schmalen steifen Rand. Die beiden roten Kamelien sahen genau so wächsern und künstlich aus wie die echten, und dieser Hut mußte ein schönes Stück Geld gekostet haben. Jedenfalls war sie wie der Wind zu Rebox in Paris hineingewirbelt und hatte dabei zu sich selbst gesprochen: „Ich bin verliebt. Ich muß einen Hut haben“, und so hatte sie diesen Hut gekauft. Ihr Kleid an jenem heißen Tag hätte man blau nennen können, wenn das Blau ihrer ernsten Augen nicht jeden Vergleich mit einer künstlichen Farbe ausschloß. Es war aus jenem feinen Gewebe, das noch feiner ist als das der Chinaseide, wenn das möglich ist, und am unteren Ende waren hier und da große weiße Arabesken eingearbeitet, die für ein Laienauge wie Wolle wirkten, aber sicher trug Iris an jenem Tag kein Lammvlies.

„Und hat Guy“, fragte sie, „irgend etwas gesagt, als ihr drei mich letzte Nacht in der Autodroschke saht?“

„Oh!“ meinte ich.

Sie hatte sich sehr plötzlich zu mir gewandt, so daß ich voll in ihre Augen sehen mußte, die so unglaublich blau ans dem Schatten des gelben Hutes hervorblitzten ... und ich, ich konnte diesen Augen nicht standhalten! Ich starrte statt dessen auf den Smaragd am dritten Finger ihrer rechten Hand, und wie weiß und zerbrechlich sah diese Hand aus, wie schwach, wie zerbrechlich, bedachte man, daß sie zu diesen tiefen, zwingenden, skrupellosen Augen gehörte.

„Nun?“ Es war ihre schwache, leicht belegte Stimme; dennoch übertönte sie den Lärm Londons und verlor sich in den Wolken, die über ein fremdes, unbekanntes Land hinsegeln.

„Ich persönlich“, sagte ich, „hatte Ihren silbernen Turban sehr gern.“

„Aber mein Lieber, das war doch kein Turban!“

„Turban ist ein hübsches Wort, Iris. Und paßt auch gut ...“

„Türkei? Polygamie?“

„Ach, nur ein dummer Scherz!“

„Und Guy? Sie haben mir noch nicht erzählt?“

„Sie wissen doch, Iris, daß er niemals von selbst etwas sagt. Er hat mich nur gebeten, Sie für heute abend einzuladen, und das habe ich getan. Mein Vorschlag, sag' ihr das, sprach er. Er hat es sogar wiederholt. Kommen Sie?“

„Natürlich, warum nicht?“ sagte sie abwesend, ganz abwesend. „Aber warum fragen Sie nach Guy, Iris? Ich dachte, es sei Ihnen gleichgültig, was andere denken.“

Während dieses Gesprächs war ihr Gesicht mix zugewendet geblieben, aber erst jetzt konnte ich den Mut aufbringen, meine Augen vom dritten Finger ihrer Rechten loszureißen, und sah, daß ihr Gesicht zu einer weißen steinernen Maske geworden war, mit zwei Amthysten als Augen. Eine Maske war dies Gesicht, und es waren die Augen einer Maske. Aber es war eine Maske, die nichts verbarg; es war die Maske ihres ureigensten, verborgenen Ich. Und wieder streifte mich unwillkürlich der Gedanke, sie sei zufällig in unsere Welt hineingeschneit aus einem fremden, unbekanntem Land, wo eine andere Menschenrasse in Muße darauf wartete, unsere Welt zu beerben, wenn wir uns einmal in unsern endlosen Streitigkeiten um Ehre,

Moral, Nationalität aufgerieben haben würden. Stark war das Volk jenes Landes, stärker als das Gold, das sie gebrauchten, wenn sie es auch verachteten, von keinen Gewissensängsten angekränkelt, stark und unbesieglich. Und so war auch die weiße Maske dieser schönen Frau, stark und unbesieglich. Sie kannte weder Wahrheit noch Lüge, weder Ehre noch Ehrlosigkeit, weder Treue noch Verrat, weder Gut noch Böse: sie war durchaus echt, eine Maske aus der Frühe der Schöpfung, als die Menschen noch keine Gesetze nötig hatten, um ihren Sinn und den ihrer Nachbarn in Verwirrung zu stürzen, eine Maske vom Ende aller Dinge, wenn es den Menschen endlich glücken wird, ihre Leidenschaften zu unterjochen und ihre volle Erbschaft anzutreten ...

„Es stimmt“, sagte sie zuletzt wie aus weiter Entfernung, und ihre Amethystaugen verloren sich in der Luft zwischen uns. „Es stimmt.“ Und dann lächelte sie schwach, und das genügte schon, um die Amethysten wieder in Augen zu verwandeln. „Es stimmt“, sagte sie mit sehr belegter Stimme. „Ich fragte, nur ...“

„Iris,“ sagte ich, noch bedrängt von jener Maske, „wir sind alle in großen Nachteil Ihnen gegenüber ...“

Langsam, gedankenvoll beschrieb sie in der Luft einen Kreis mit dem kleinen goldenen Schminkstift, der eine karminrote Zunge hatte, und stach dann mit dem goldenen Stift durch den Mittelpunkt des imaginären Kreises. Sie dachte nach.

## Zehntes Kapitel

### DER SMARAGD FÄLLT

#### 1

Wenn ich an die unselige Nacht der „Kindergesellschaft“ denke, so drängen sich hauptsächlich zwei Bilder hervor. Zunächst steht mir eine Gruppe von bunten Leuten vor Augen, denn wir Männer trugen weiße Flanellanzüge und die Frauen jene verrückten, barbarischen Farben, mit denen die Mode kürzlich unserer finsternen Zivilisation den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Wir saßen um einen Tisch, von Kerzenflammen erhellt, die auf acht hohen gegossenen Leuchtern aus der Werkstatt Paul Lamariés brannten; und in der ruhigen Luft von Guys großem, kahlem Speisesaal flackerten diese Flammen kaum. Sie konnten ebensogut Blumen von Licht sein, aus der Glutdecke herausgeschnitten.

Das zweite Bild ist Finsternis. Ab und zu sprang plötzlich ein Streichholzflämmchen auf, zerriß die Dunkelheit und scheuchte die Sterne zitternd in das Nichts zurück; es zeigte den tastenden Augen eines Gewässers seidig sanfte Schwärze. Schwarze Nacht, mit Sternen wie silbernen Nadeln um die Welt geheftet, Schreie, Lachen, Geplätscher, ein leeres Boot, Stille, Gekreisch, ein Flüstern vom schwarzen Wasserspiegel, und dann die Heimkehr. Gesamtverluste: ein Strumpf und ein Smaragd.

„Ich bin so froh“, flüsterte sie, kurz bevor sie sich schläfrig an meine Schulter lehnte; sie steuerte nämlich nicht, sondern Hugo Cypreß jagte den silbernen Storch nach Hause.

Ich habe schon erwähnt, daß Iris und ich, als wir auf dem Weg zum Fluß waren und ich neben ihr saß, als sie uns in rasendem Tem-

po durch die stille Nacht fuhr, eine Gegnerschaft verspürten – um Venices willen. Und dennoch war ich, soviel ich erkennen konnte, der einzige in der ganzen Gesellschaft, unter Guy, Napier, Venice, Hugo, Shirley, Iris, der sich irgendwie unbehaglich fühlte. Die Leutchen waren beim Abendessen, und auch noch später, vollkommen und überlegen normal gewesen. Für einen Beobachter taten sie nichts, als daß sie sich amüsierten. Unterströmungen waren nicht einmal der Idee nach da. Die Leutchen benahmen sich ganz gelassen und vergaben sich nichts. Sie trugen jene vertrackt unangreifbare Axt zur Schau, die der Bevölkerung dieser kleinen Insel eigentümlich ist. Es sah aus, als erlaubten sie sich nicht einmal sich selbst gegenüber seelische Indiskretionen. Man begreift gut, warum Napoleon dieses Volk so verabscheute.

Und dennoch war dies alles im wahrsten Sinne der größte Humbug. Außer Iris und Napier war ich wohl der einzige, der etwas davon wußte, daß sie in drei Tagen zusammen fliehen wollten. Sie hatte zu mir gesagt: „Ich hatte immer den Wunsch, nach Rio zu gehen und dann über den Kontinent hinüber. Man kann in Europa den Mund nicht mehr richtig aufmachen, es herrscht so eine gräßliche Stickluft hier. Immer hat mir vorgeschwebt, daß ich mich an Amerika halten werde, bis mein Schicksal sich erfüllt hat.“ Ich wußte ganz genau, daß jeder Mensch am Tisch argwöhnen mußte, irgend etwas sei hier nicht in Ordnung; denn weshalb war unsere hemmungslose schöne Dame überhaupt zugegen? Guy selbst, der Gastgeber, ahnte von Rechts wegen natürlich nichts. Denn es wäre ihm gegen die innerste Natur gegangen, Iris Storm mit den jungen Frauen seiner beiden jungen Freunde, die sich fast seine Protegés nennen konnten, Napiers und Hugos, zum Abendessen zusammen einzuladen. Der wahre Grund, weshalb Iris gekommen war, lag darin, daß sie solchen Dingen nicht die geringste Wichtigkeit beilegte. Außerdem wollte sie „ihren lieben Hugo einmal wiedersehen“, und als verheirateten Mann. Und wenn Guy sie eingeladen hatte, in der Voraussetzung, sie würde nicht fortbleiben, so geschah es, weil er ihr recht deutlich zu Gemüt führen wollte, wie böse ihr Trachten sei. Mit solcher katholischen Grausamkeit wie der Guys haben viele englische Häuser trotz Tagesgeschwätzes ihr Wappen unbefleckt erhalten; sie haben immer die

verderbten Glieder amputiert. Heute war seine Absicht, Iris erkennen zu lassen, daß die Entwicklung ihrer Jugendfreunde, Hugo und Napier, andere Wege eingeschlagen hatte als die ihre – ob zum Guten oder Schlechten, war nicht seine Sache, aber immerhin waren sie verschieden geraten – und daß sie, Iris, nur ihre Natur ausgelebt habe, während jene mit ihren jungen Frauen Shirley und Venice den Richtlinien ihres Landes folgten. Auch dem vorurteilvollsten Blick, das wußte Guy, präsentierten sich die beiden Paare rein, anständig und harmonisch. In ihnen war Jugend, Einfachheit, Freundschaft und Liebe. Und Guy hatte das Risiko auf sich genommen, Iris zu dieser“ Kindergesellschaft“ einzuladen, nur um sie mit ihren Augen zu überzeugen: Sieh hex, Iris, hier sind zwei Paare, sie sind glücklich, befreundet und verliebt, Gatten und Frauen. Laß sie so. Es ist ja möglich, daß du einen von diesen Männern besser in das zauberische Geheimnis der Liebe einweihen kannst, als seine junge Frau es je vermöchte. Aber merkst du nicht, Iris, wieviel du ihm und ihr dadurch raubst! Du hast dich zu lange außerhalb gestellt und kannst nicht mehr mitzählen. Sieh doch, wie glücklich sie sind, wie jung, rein und voll Ernst, das Rechte zu tun, Iris, entgegen den verdammungswürdigsten Bezauberungen. Und so wie es ihnen geht, hätte es dir mit Boy Fenwick gehen können. Aber du wähltest das andere Teil. Iris March, der Tod Boy Fenwicks schließt dich aus. Um Gottes willen, laß diese Kinder in Ruhe!

Aber der katholische Guy hatte diese schöne weiße Maske zwischen dem lohfarbenen Haar und die beiden Amethystaugen nicht gesehen. Ich habe ihm seitdem gesagt, daß er, hätte er sie gesehen, sich sehr wenig Heil für seine Freunde von Iris' Anwesenheit beim Diner versprechen durfte. Auch sagte ich ihm, daß mich in jener Nacht der Gedanke belastete, nichts könne ihre Seele rühren; denn dadurch, daß sie Napier eroberte, gewann sie im dreißigjährigen Krieg ihres Lebens den Sieg. Die schamlose Dame hatte sich jetzt das Glied abgehackt, das man die schamvolle Dame nannte. Und so war sie aus der Finsternis hervor zu Napier zurückgekehrt, als die verzauberte Stimme, die von schöneren Träumen flüsterte; und das ganze Engländerium Guys reichte nicht aus, um Napier zu hindern, jenem betörenden Locken über die Meere zu folgen, auf daß Iris March ihr

Schicksal noch erfülle.

Stellt man sich das äußerst normale Benehmen dieser Leute beim Diner vor, so könnte man fast denken, ich, der Berichterstatter, übe Verrat an meinen Freunden dadurch, daß ich ihnen Unehrlichkeit gegeneinander zumutete. Da war zum Beispiel Shirley. Diese kleine Schwester George Tarlyons war im selben Alter wie Venice. Sie waren beide in Heathfield erzogen worden, sie waren immer zusammengewesen, und Shirley ging, wohin Venice wollte. Sie hatten alles gemeinsam und gerieten gemeinsam in Wut. Heute war Venice zornig, erregt. Grenzenlos mußte ihre Wut sein. Aber Shirley zeigte nicht, was sie empfand. Sie war immer Shirley, niedlich und unbestimmt sarkastisch, die kleine hübsche Shirley mit ihren braunen Augen und ihrem unbeugsamen Geist. Vielleicht benahm sie sich heute noch ein wenig korrekter als sonst, denn sie war so gut erzogen, daß sie sich nie gehen ließ; und dieser selbstauferlegte Zwang war das einzige, was dieser Abend für sie persönlich bedeutete.

Wann nun schlug das korrekte Benehmen der Erschienenen in Heuchelei um? Da saß zum Beispiel Guy, dieser Ritter alten Glaubens an der Spitze des Tisches, sehr lustig in seinen weißen Flanellhosen und seinem leuchtenden Fair-Isle-Sweater, als wäre es noch immer nicht schwül genug, und als hätten zwei Herrschaften am Tisch ihn nicht in seinem kitzligsten Ehrenpunkt getroffen. Denn die einzige Norm, durch die Guy de Travest seine Freunde von Fremden schied, war: nie sich nachzugeben in Dingen, die man wollte, wenn die Ehre es verbot.

Und Napier, der Liebeskranke! War er das wirklich? Es gab einen Augenblick nach dem Abendessen, da Venice plötzlich, jauchzend und hilflos zugleich, Iris zurief: „Mein Gott, Sie sind entzückend!“ Und Napier kam in diesem Moment, ein Bild der Ausgelassenheit, zwischen sie und legte ihnen beiden die Arme um die Schultern. „Natürlich ist sie das, Venice! Du kannst mix glauben, ich habe mir, als ich jung war, schon das Beste zur Freundschaft herausgesucht ...“ Diese Worte entfuhr ihm nur so. Er konnte unmöglich nachgedacht haben und es dann noch fertigbringen, zu heucheln; es war nichts, als der ganz normale Unsinn, der manchmal laut wird. Er hatte offenbar völlig vergessen, daß er morgen oder übermorgen sich mit Venice

auszusprechen hatte. Und was war Venice für ein Kind! Welche Königin der Heuchelei war sie trotzdem! Iris gegenüber benahm sie sich reizend, mit jenem winzigen Grad von Unterwürfigkeit, den ein einundzwanzigjähriges Mädchen, selten zwar, einer dreißigjährigen Frau bekundet. Und ebendiese Venice hatte, das wußte ich, nach jenem Nachmittag in Paris sich um Napiers willen verzehrt, von Furcht, Eifersucht und Ratlosigkeit, von Angst und Verdacht gegen die sagenhafte Spiegelgefährtin höllisch gequält ... Und wie sie den bloßen Namen dieser Iris March hassen mußte! Wie sie gerade das hassen mußte, was sie von Iris begriff! Und hier hatte sie sie vor sich und heuchelte, trotz aller Wildheit ihres treuen Herzens, das keine Kompromisse kannte! Venice! o Venice! Einmal bei Tisch flüsterte sie mir ins Ohr: „Mrs. Storm ist mir sehr sympathisch.“

Keine Antwort darauf war, so dachte ich, Antwort genug.

„Wirklich, das ist sie mir“, wiederholte sie, aber nicht so heftig, daß man hätte sagen können, sie lüge. „Sie kommt mir irgendwie ... wie soll ich es nennen? in sich wahr vor; verstehen Sie, was ich meine?“

„O ja,“ erwiderte ich, „in sich wahr, gewiß ...“

„Nicht wie Shirley oder ich selber, verstehen Sie“, fuhr sie gedankenvoll fort.

„Das ist mir allerdings klar, Venice.“

„Mrs. Storm“, sagte Venice ernsthaft, „kommt einem so vor, als sei sie eine geborene Dame. Shirley aber und ich, wir zwei, und fast alle anderen, sind nur deshalb Damen, weil unsere Mütter es waren, oder wie soll ich mich ausdrücken ... Ich glaube, ich könnte Mrs. Storm mein Vertrauen schenken ...“

Und das sollte ich nun Iris mitteilen! Daß Venice ihr vertraue! Und nach den heiligen Geboten, wie Venice sie auffaßte, würde Iris sich dann so schuftig vorkommen, daß sie es doch nicht übers Herz bringen würde, ihr den Gatten zu stehlen. Es würde Reue in ihr erwecken, und sie würde in das widrige Dunkel ihrer Gesetzlosigkeit zurücktauchen und ehrbare Frauen im ruhigen Genuß ihrer Gatten belassen. Aber, liebe Venice, ich fürchte, daß ich mit solcher Darstellung des Sachverhalts bei Iris kein Glück haben werde. Sie wird das sicher überhören. So etwas paßt vielleicht in einen Roman, woher du

auch zweifellos deinen Optimismus hast, aber im wirklichen Leben, meine Gute, kannst du eine Iris March nicht dadurch von ihrer Jagd nach dem blauen Vogel abschrecken, daß du ihr erzählst, du vertrauest ihr. Wenn das Leben ein Kinostück wäre, so wäre es ja sehr einfach. Dann könntest du Iris ohne weiteres veranlassen, sich vor Reue schluchzend davonzustehlen.

Man denke sich Venice, die wie ein Adler im Horst verzweifelt ihre Flügel spannt, um die Sonne vor den Augen ihres Gatten zu bergen. Immerhin, sie war eine großartige Schauspielerin. Und sie fand eine Möglichkeit, dies Talent darzutun.

Der Einfall, zu baden, wirkte auf die ganze Gesellschaft segensreich. Man konnte diesen Vorschlag gesprächsweise machen, ohne daß er anstößig war. Guy war galant genug, ihn auf mein Konto zu setzen, Shirley und Venice akklamierten und sagten (Venice leistete einen Eid darauf), ich sei das, was in Amerika ein männlicher Mann titulierte. Shirley meinte, es sei albern von Guy, das ganze Picknick dadurch verpfuschen zu wollen, daß er auf Schwimmkostümen bestehe. Darüber verbreitete sie sich des längeren, Venice tat ebenso.

„Was hat das für einen Sinn, bei so einem feschen Picknick!“ bettelte Shirley. Auch Venice erklärte, es sei verrückt, in so einer holden, warmen, stockfinsternen Nacht Badekostüme auszugraben. Die Hemden genügten, vollkommen. Das habe man schon bei anderen Gelegenheiten festgestellt. Und man würde, sagte Shirley entrüstet, nachher auf der Heimfahrt ein Hemd ja entbehren können. Bei so einer Hitze ... Sie überließen Iris die Entscheidung. Iris verhielt sich neutral, da sie nicht mitbaden werde; sie ziehe trockene Wäsche vor, wenn das möglich sei.

„Was, Sie baden nicht?“ schrie Venice. „Natürlich baden Sie mit! Sie wollen uns doch nicht die ganze Partie stören!“

Es war nach Tisch, Hugo machte einige Kartenkunststücke mit Hilfe von Sektgläsern. Er sagte, er wolle unsere Verdauung nach einer der besten Mahlzeiten regeln, die er noch je bei Appetit beendet habe.

„Natürlich badet sie mit!“ sagte Hugo. „Ich kenne das Mädchen mein Leben lang und hafte für sie. Überlaßt sie nur mir.“

Nicht baden! Wie dumm!“

„Merkwürdige Angewohnheiten hat ihre Freundin“, seufzte Shirley in Guys Ohr.

„Ekelhaft! Heute nacht, toll, will sie auf einmal nicht baden!“

„Es scheint,“ grollte Napier, „daß ihr nichts anderes übrigbleibt. Hab' ich unrecht? Was?“

„Aber so hört doch“, bat Iris.

„Fährt mit hinaus“, schalt Shirley, „und will nicht einmal baden ...“

„Ich fürchte mich“, jammerte Iris, „vor viel Wasser. Ich habe einmal ausgerechnet im Schwarzen Meer Krämpfe bekommen und seitdem nie ...“

„Wenn du bloß wüßtest,“ seufzte Hugo, „wie kalt uns das alles läßt! Du schwimmst mit, mein Mädchen. Das ist gut für dich. Macht dein Fell wieder glänzend. Gibt dir deine verlorene Jugend wieder.“

„Hugo, sei nicht so taktlos!“ schrie Shirley.

„Das Mädchen hat recht“, beschloß Guy die Diskussion. „Es ist ja kaum einen Monat her, seit sie aufgestanden ist ...“

„Aber ich habe mein eignes Bett schon länger als einen Monat nicht gesehen!“ konnte Shirley sich nicht verkneifen zu rufen. Unter dem Schutz des Gelächters, das sich daraufhin erhob, berührte ich eine eiskalte Frauenhand. Diese Kälte war, bis wir den Fluß erreichten, das einzige Zeichen, daß Venices Eheleben wie ein Kartenhaus zusammengestürzt war und damit ihr „Vertrauen“ zu Iris.

Venice sagte: „Und die Plage, die wir in Paris mit Ihnen hatten, als Sie krank waren, Mrs. Storm! Nap, kreidebleich in dem Gedanken, Sie würden sterben, ich grün vor Angst, meine Erholung gehe flöten, und dieser Mann da ganz puterrot vor Anstrengung, mich zur Vernunft zu bringen ...“

„Aber Sie lagen doch furchtbar krank, nicht wahr?“ sprach Shirley voll Teilnahme. „Was gab es denn? Welch finstere Seuche?“

„Ptomain-Vergiftung“, sagte Napier, und als ich Venice ein Zündholz gab (sie wollte gerade eine neue Zigarette zwischen

den Fingern zerzausen), tastete meine Hand gegen die ihre. „So kalt! Bei dieser Hitze!“ sagte ich.

„Halten Sie den Mund, Dummkopf!“ flüsterte sie trostlos, und dann suchte sie ein verzerrtes Lächeln abzustellen und fuhr fort: „Darling, Darling! Sie sind doch mein, einziger Freund ...“

„Venice, Freunde taugen eigentlich nie etwas. Freunden sind die Hände gebunden ...“

„Ich weiß. Ich weiß. Bei Gott ... Mrs. Storm, was für ein wunderbarer Schminkestift! Darf ich ihn einmal sehn? Auch benutzen?“

Dieses Baby.

2

So feierten die Kinder ihre Gesellschaft.

Ihre Maschinen, nicht lauter als ein Geflüster, das durch die beruhigten Nachtgeräusche glitt, waren schnell wie flammenäugige Pfeile. So rauschten die großen Sechssitzer, ein primelfarbener und ein blauer, durch die Dörfer dem Flusse zu. Die gute Landbevölkerung schlummerte unbehelligt; was hätte sie stören sollen? Ein Auto bei Nacht poltert ja nicht so wie ein Schubkarren. Vielleicht flitzte nur sekundenlang ein verblüffender Lichtstrahl durch den Ritz eines Fensterladens einem Schlaflosen ins Gesicht; vielleicht klang ein ferner Aufschrei, wie der eines großen Meervogels, in den Traum eines Knaben hinein und fachte dort Wünsche an nach eitlen, eleganten, vergänglichen Entzückungen ... Vielleicht auch glotzte eine Kuh gedankenvoll zu den fremdartigen, rasch schwirrenden Insekten hinüber, mit ihren funkelnden Augen und dem grausamen Hupengedröhn ... Hier und da schimmerten unsere Lampen von den Knöpfen eines Polizisten zurück, der lautlos in einem Torweg stand. Es gab keinen Luftzug, nur den Wind, den unsere tolle Fahrt erzeugte; er war warm, vom staubigen Duft trockenen Grases beladen. „Regen, Regen!“ stöhnte England im Schlaf. Nicht einmal eine Ahnung von Regen hing in der Luft; es gab auch nicht jenen feuchten, schwülen Vorgeschmack eines Gewitters, sondern nur diese un-

bewegliche Hitze, die das Land vergewaltigte, und am Horizont die wolkenlose Finsternis, mit schwach blinzelnden Sternen bestückt. Myriaden von Motten warfen sich gegen den Storch, entsetzten sich und starben. In Schweigen gehüllt, mit Licht gewaffnet, flogen wir unter den Sonnen der Nacht wie auf Kriegswagen, die eine Götterfestung anstürmend erobern wollen. Iris war verückt geworden.

Ich dachte an Mr. Polly, den wir vor zwanzig Jahren, als er in einem Heuschaber in Sussex schlief, gestört hatten dadurch, daß wir auf einem Rennwagen vorbeischnurrten. Heute hätte Mr. Polly ruhig weitergeschlafen. Hundertundzwanzig Pferdekräfte wirbelten uns dahin; flüchtende Schatten waren wir unter anderen Schatten, und von oben blinzelten unbewegt die Sterne herab. Ihr Weltkinder, wendet euren Blick von den Sternen ab, denn sie zerstören alles weltliche Vergnügen durch ihre Träume von mächtigeren Dingen. Was wir uns unter den höchsten weltlichen Freuden vorstellen, je nach unsrer Natur, ist vielleicht dies: klassischer Musik zu lauschen, in weiten Einsamkeiten Gott anzubeten, zu knien vor dem Antlitz der Schönheit oder durch eine ruhige Landschaft zu rasen wie ein flammenäugiger Pfeil, den Gedanken überflügelnd. Das sei eure Wonne, ihr Weltkinder, aber schaut nicht zu den Sternen auf, denn ihre Träume sind größer und machen die euren zunichte.

Unsere Gedanken werden von Stille begleitet. Vielleicht fällt ein Wort oder zwei, zögert im Wind, kämpft mit den sterbenden Massen der Mücken, geht am Wege unter. Kleine Wurfgeschosse prickeln auf unseren Gesichtern, und ein trockener, herber Duft weht heran, als sei England bei geschlossenen Fenstern eingeschlafen.

Es gab den grünen Hut irgendwo in meiner Nähe, er fiel herab und rollte an meine Füße. Sie murmelte: „Lassen Sie ihn nur.“ Ihr Tanzpartner war heute der Wind; er führte die lohfarbenen Locken mit weitgeschwungener Geste zum Tanz. Warum, Iris March, tanzt dein Haar wie ein von Teufeln besessener Heiligenschein? Warum, warum, Iris March? ...

Im Glas des Windschutzes konnten wir ab und zu den schwa-

chen Widerschein von Guys Autolampen sehen, der uns auf den Fersen war. Ein- oder zweimal schob sich sogar sein Motorkasten an Iris heran, in eine Linie mit ihrem Ellbogen. Aber der Storch schrie heiser und sauste vorwärts.

Dann wiederum, so leise wie das Rauschen eines Frauenkleides in einem dunklen Garten, blitzte Guys schimmernder Motorkasten in unseren Augenwinkeln auf, und wir konnten ihn selbst sehen, allein am Steuerrad hockend, gelbhaarig, ergrimmt, lichter Herold einer kriegerischen Prozession in seinem buntleuchtendem Fair-Isle-Sweater. Und dann sahen wir das Gesicht von Venice, wie sie sich zu Guys Schulter hinüberbeugte, ihn aufgeregt anpeitschte. Alles für Venice! Sie wird die Dame mit den tanzenden Haaren überholen. Aber der Storch schrie wieder heiser und stob davon.

Stumm wie von Gespenstern war dieser Ringkampf ... Hundertundzwanzig Pferde, ein beschwingter Merkur und ein Storch rangen um die Herrschaft über ein Nichts auf der Straße nach Reading.

Da war eine Ecke; stolz und dröhnend kam sie uns näher, voll wilden Triumph ... Der Storch schrie hohnvoll auf und nahm sie.

„Oh!“ keuchte Hugo bebend von hinten ...Langsamer, Mädchen! Shirley hat Angst ...“

„Lassen Sie Guy vorüber, Iris!“ schrie ich. Mir war ein wenig unbehaglich. Man konnte nicht wissen: eine Frau sitzt am Steuer, sie kann den Kopf verlieren, ihren krausen, weißhäutigen und lohfarben umbuschten Knabenkopf. Er kam mir zu blaß vor, zu angespannt, zu verflucht gleichgültig ...

„Iris, Iris!“

„Ich kann auch fünfundsiebenzig Meilen schaffen, wenn Sie wollen“, schrien die Lippen unter ihrem tanzenden Haar. „Lassen Sie ihn doch vorbei, Iris!“

„Ihn vorbeilassen? Ich wäre ja verrückt! Lieber laß ich all mein Glück vorbei! Sehen Sie, die Sterne lachen ...“

„Iris, Iris!“ Lassen Sie ihn vorbei! Verdammt, die Straße ist zu eng!“

„Ach was, die Straße freut sich nur! Ich bringe es auf fünfund-



siebenzig Meilen ... Leider nicht mehr ...“

Eine neue Straße zweigte ab, die man kürzlich gebaut hatte, um den Gästen der Saison den Weg nach Taplow und Maidenhead zu erleichtern. Sie war breit und ohne Häuser. Wiesen huschten auf beiden Seiten vorüber in die öde Finsternis. Iris dachte vielleicht an Mr. Polly, und daß es lang genug geschlafen habe, und warf den Hebel an. Das bedeutete eine Meile mehr pro Stunde. Sechzig Pferde hinter uns wieherten ein Echo und verröchelten in wachsender Ferne. „Einundsiebzig, Iris!“

„Au!“ zischte sie. „Der Zünder brennt mich am Fuß. Au! Verdammt!“

„Maidenhead!“ kreischte Shirley.

„Rechts hinüber, Iris!“

So kamen wir in den Hof von Quindle. Die Gastwirtschaft von Quindle schlief still, mit geschlossenen Fensterläden, ein stummer Vorwurf für unsere flammenden Lichter, die einen Festplatz aus dieser einsamen Szenerie schufen. Dann kam Guys Auto hinterhergependelt, armer, beschwingter Merkur. Das zeigte wieder, wie sehr man sich auf Götter verlassen kann ...

„Ekelhaft, Iris. Du hast mich diesmal nach allen Regeln geschlagen.“

„Aber wie mein Fuß mich brennt, Guy!“

„Schaut doch!“ sagte Venice. „Pst!“

Ein Mann in Hemdsärmeln war aus dem Hotel herausgetreten. Er glotzte uns an, rieb sich die Augen und glotzte wieder.

„Ho!“ schnarrte der Major Cypreß. „Ho, Sie! Sind Sie das, Quindle?“

Der Mann in Hemdsärmeln schritt durch den Lichtkegel unserer Lampen. Er sah ganz gemütlich aus.

„Nun paßt auf,“ raunte Shirley uns zu, „ganz einerlei, wie grob sie zu uns sind, wir müssen unser Bad bekommen. Wir wollen alle auf einmal reden. Das wird ihn einschüchtern.“

„‘n Abend“, sagte der Hemdsärmelige. „Ein bißchen spät, hm?“ „Noch nicht eins,“ sagte Hugo, „wir wollen baden.“

„Keine Zimmer frei“, war die Erwiderung. „Hotel ist überfüllt.“

„Aber wir wollen keine Zimmer!“ bat Venice. „Wir wollen nur

baden ...,“

„Wird nichts mehr ausgedient“, sagte der Hemdsärmelige. „Das geschieht Ihnen recht“, meinte Hugo. „Aber Sie kriegen einen zu trinken, wenn Sie wollen. Bier oder Sekt?“

„Ich möchte baden“, quälte Iris.

„Hier gibt’s nichts zum Baden“, sagte der Mann.

„Sie wissen nicht wer wir sind“, sprach Venice streng. „Wir können überall baden.“

„Gegen die Vorschrift, Miß.“

„Das mit der Vorschrift wird sich schon finden.“ Eine Stimme regte sich plötzlich, eine ruhige Stimme, ein kaltes, frostiges Murmeln. Wie eine Dusche fiel sie aus großer Höhe. Der Mann in Hemdsärmeln suchte sich vergeblich die Mühe zu ersparen, bis zum Gesicht Guys hinaufzusehn. In dieser Beleuchtung war Guy enorm hoch. Er lächelte auf den Mann in Hemdsärmeln herunter. „Heiß, heute nacht, äußerst heiß. Das hier sind alles meine Kinder ...“

„Ho“, sagte der Mann. „Heiß oder kalt, es ist nun mal gegen die Vorschrift.“

„Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Vorschrift“, sagte Guy. „Sie hätten uns längst ein paar Badetücher geben sollen. Die haben wir nämlich vergessen ...“

„Und es ist doch gegen die Vorschrift“, war die obstinate Antwort.

„O Gott, ich wünschte, Sie kauten nicht immer dasselbe wieder“, fuhr es Shirley heraus.

Mit ihrem Gesicht so weiß wie eine Gardenia, ihrem neckischen Haar, ihrem barbarisch gebatikten Halstuch, ihrem Hut, der wie ein dunkler Pinselstrich wirkte über den zarten phantastischen Farben des Kleides, stand Iris abseits und starrte zu den Sternen hinauf. „Feuer“, murmelte sie, „Feuer!“ Da war Napier schon zu ihr getreten und steckte ihre Zigarette an. Dabei beleuchtete er auch das seltsame, stille Lächeln, das sein eigenes Gesicht trug, das eines Altardieneres, das verzauberte Lächeln eines Mannes, der von magischen Kräften in einen Sumpf gelockt wird. Der Kragen seines weißen Hemdes war offen, sein schwarzes Haar schimmerte wie Lack im Aufglanz der Zündhölzchen ...

„Nap, gib mir auch Feuer.“

„Da hast du, Venice“, sagte Hugo.

„Ach, es ist ausgegangen! Nap, Feuer!“

„Schade, Venice ...“

Guy schien unterdessen mit dem Hemdsärmeligen 'sich geeinigt zu haben.

„Ich hole Ihnen Badetücher“, sagte dieser und ging.

Hugo flüsterte: „Mein Gott! Immer dasselbe! Ein Gesetz für die Reichen und eins für die Armen.“

„Ekelhaft. Aber was davon übrig ist, das können wir ja noch ausnutzen. Ein bißchen ramponiert ist das Gesetz ja schon.“

„Vorwärts, Hugo. Gott, wie dunkel! Welche Richtung ist es denn? Wir müssen einen Kahn finden ...“

„Nap, hier! Nein, dort hinunter ... Aber nimm meinen Arm! Wir finden schon bald einen Kahn.“

„Sie können keinen Kahn bekommen!“ rief der Hemdsärmelige.

„Sie haben die Tücher zu holen“, sprach Hugo streng. „Wie der Mensch daherredet!“

„Bitte, Ihren Arm“, bat Iris mich mit belegter Stimme. „Mein Fuß tut weh. Wie finster es ist!“

„Wir sind schon angelangt!“ drang die klare Knabenstimme von Venice aus dem düstren Abgrund, der vor uns zu liegen schien.

Blind wie Fledermäuse stolperten wir den Abhang zu einem Bootssteg hinunter.

„Streichhölzer, bitte!“ Das war Shirleys Stimme. Wahrlich, Shirley und Venice beherrschten die Situation. Der düstre Abgrund wurde von winzigen Flämmchen zerfressen. „Paß auf, Nap! Au, verdammt!“

„Nap, putz' doch deine Füße an deiner eignen Frau ab, verstanden?“

Es war unsicheres Gelände hier; es gab Löcher auf dem Wege und zersplittertes Holz. Die Flämmchen im Abgrund waren wie Lanzen spitzen, mit denen die Dunkelheit sich noch tiefer in die Augen bohrte.

Iris und ich zogen so langsam wie der Rauch unserer Zigaretten in die atemlose Nacht hinein. Sie stützte sich mit dem ganzen Körper auf meinen Arm. „Der Fuß tut mir weh.“ Ich hätte gewollt, sie lehnte

sich nicht gegen mich. Beinahe sagte ich: „Nicht doch!“ Ihre Berührung machte einen ganz trunken. Wenn sie einen nämlich nicht berührte, so war sie greifbar, bestimmbar, ein Weib. Wenn man sie aber anfaßte, so war sie das allmächtige Weib, und man selber wurde zu Wasser. Sie wurde zu einem Hauch von Weiblichkeit, in die entzückende, geheimnisvolle Sanftheit ihres Fleisches gebannt. Wenn man sie berührte, störte man alle Wünsche auf. Dann wurde sie grenzenlos und unpersönlich, wie alles Verlangen. Und alles wurde ihr gleichgültig außer ihrer Gier. Liebesdurst ist der Name der Pflanze, die Lilith säte; und von Zeit zu Zeit setzt sie mitten im Chor der Blumen eine Blüte an, die sich nach Liebschaft mit dem männlichen Drachen sehnt.

„Sie sind sehr still, Iris ...“

Ja? ... Das passiert mix wohl ... Ich weiß nicht, es ist mix, als machten mich die Sterne nervös. Sie geben so gar keine Hoffnung. Ich kann mir nicht helfen, es kommt mir vor, als lächelten sie höhnisch. Aber verlaufen wir uns nicht?“

Die Finsternis vor uns gebar wiederum winzige Flämmchen und jubelnde Stimmen. Venice und Shirley!

„Hurra! Famoser Kahn!“ rief Shirley.

„Wo denn?“ fragte ich.

„Unter uns gesprochen“, flüsterte Iris, „ich setzte mich lieber nieder. Der Fuß tut mir weh ...“

„Gehen Sie gerade. Schwanken Sie nicht hin und her. Das ist schon der Fluß.“

„Das ist ja gar kein Kahn!“ schrie Venice. „Das ist ein herrliches Motorboot. Oh, Menschskinder!“

„Sch!“ Das war die Stimme Guys.

Aber damit schüchterte man Shirley nicht ein. „Und Kissen! Und ein Steuerrad! Alles, was das Herz begehrt!“

„Nap, diese Richtung! So! Hier! Ist das Boot nicht großartig?“ „Hoffentlich ertrinkt niemand“, flüsterte Iris.

„Aber sie sind ja alle stocknüchtern.“

„Aber Seegrass und Krämpfe ...“

„Und Wasserwirbel“, kam Guys Gemurmel irgendwoher, oberhalb unserer Köpfe. „Aber alles ist bombensicher, solange wir nur die ge-

rade Linie zwischen diesem Ufer und dem anderen beibehalten. Ich habe heute Erkundigungen eingezogen.“

„Sehr klug von dir, Guy!“

„Man repariert ein Unglück am besten, Iris, dadurch, daß man ihm vorbeugt.“

Mit Augen, die von den ungezogenen kleinen Lichtchen geblendet wurden, konnten wir zu unseren Füßen den Umriß eines langen Motorbootes erkennen und an seinem einen Ende einen Haufen von Gestalten. Diese Silhouetten schienen, hin und her sich beugend, in heroischen Stellungen miteinander zu kämpfen. Das Boot knirschte und schwankte; es schien sich von seinen Halteseilen losreißen zu wollen. Scharfes Geflüster, verbotene Worte ...

„Jetzt seid einmal ruhig“, sagte Guy, der nun neben uns stand. Aber Venice, Shirley und Hugo arbeiteten weiter, und Napier half ihnen ihre Absicht ausführen. Ja, diese geheimnisvolle Arbeit hatte irgendeinen dunklen Zweck.

„Ruhe da, habe ich gesagt!“ sprach Guy gebieterisch. Damit jagte er ihnen Respekt ein. Jemand im Boot strich ein Zündholz an, und das Wasser schimmerte wie schwarze Seide. Ich sah Napiers weißes Gesicht uns zugewandt mit den dunklen Augen, liebeskrank, träumerisch ...

„Sei vernünftig“, sprach Guy sanft. „Laß endlich diese ekelhaften Seile in Ruhe. Dich meine ich, Venice, dich!“

„Aber, Guy! Wir müssen doch ...“

„Nichts müßt ihr. Das Boot gehört uns nicht, Venice, und es genügt mir, für heute nacht, eine Vorschrift zu brechen.“

„Aber ... Ach, dieser Mensch!“

„Auf Ehre, Venice. Nun, Shirley, nimm dich zusammen. Wir können ja in dem unseligen Boot sitzen, aber sonst nichts. Gerade hier ist die Stelle, wo der Fluß sicher ist.“

„Schau' hex“, sagte Hugo. „Was sagst du zu folgender Idee? Die Frauen am einen Ende des Bootes und wir am anderen?“

„Und keine Streichhölzer, um ...“

„Aber wo ist Iris?“

„Hier“, kam ihre Stimme gleichsam vom Wasser her. „Ich sitze mitten im Boot, sehr bequem. Menge Kissen. Ich passe auf das Boot

auf, während ihr schwimmt ...“

„Wie gütig sie ist, unsere fesche Freundin! Also, keine Streichhölzer, bis jemand das Stichwort gibt! Ich habe zwar eine gute Figur, aber nicht einmal Reville glaubt, daß sie vollkommen ist ...“

„Und gebt lieber auch all eure Klunkern und Uhrchen der Iris in Verwahrung.“

„Hier wären die Badetücher“, sagte eine kreuzelnde Stimme.

Das Boot schwankte unter uns. Es glitten zarte Gegenstände zu Boden. Nie war eine Nacht so dunkel und still. Es war eine Erlösung, sogar die leichter. Flanelle loszuwerden.

„Man schwimmt“, kommandierte Guy, „in gerader Linie von hier zum anderen Ufer. Wer zuerst, Mann oder Frau, nicht folgt, kriegt eins über den Kopf, a) von der Brücke drüben und b) von mir.“

„Der Flügel hier, auf unserer Seite, wird ein bißchen zu stark bevölkert“, seufzte Hugo. „Ein Segen, daß wir keine Franzosen sind und nicht noch warme Unterkleider tragen.“

Die glühende Zigarette beleuchtete den Mund und die Augen von Iris.

„Ich hab' einen Fuß im Wasser“, ließ sie hören.

„Sie schöpft ja von unsrem Bad das Feinste ab! Der gute Hugo ...“

„He! Was gibt es denn da überhaupt zu baden!“ sprach auf einmal eine fremde, laute Stimme.

„Polizei! Ksss, ksss!“

„Hab'ich's ihnen nicht gesagt!“ keuchte der Hemdsärmelige. „Hab'ich's nicht gesagt! 's wäre vorschriftswidrig, hab'ich gesagt!“

„Heda, Sie!“ schrie Venice aus der Finsternis hervor. „Unterstehen Sie sich ja nicht, Ihre Taschenlampe hierher zu richten; sonst garantiere ich nicht dafür, was Sie zu sehen bekommen!“

„Und er wird nie wieder zu seiner Frau gehen“, sang Shirley. „Ich kenne die Männer.“

„Es ist hier nicht gestattet zu schwimmen“, fuhr die verheerende Stimme des Gesetzes fort. „Nicht wahr, Bill? Heraus jetzt aus dem Wasser!“

„Ich wünschte wahrhaftig“, sagte Hugo heftig, „daß völlig unbekannte Menschen sich uns nicht derartig aufdrängen wollten. Da muß doch jeder glauben, wir wären bei einem königlichen Garten-

Empfang!“

Das Boot schaukelte gewaltig hin und her. „Verdammt, Guy“, sagte Napier. Der Polizist zückte sein Laternchen in die Richtung, wo er Guys Gesicht vermutete, drehte es aber dann noch einen Fuß höher.

„Blöd, so eine Vorschrift“, murmelte Guy.

„Nun ja, Herr“, sprach jetzt die Stimme mit einem Ausdruck von Pathos. „Ich möchte keine Ungelegenheiten haben.“

„Sie nehmen mir das Wort von der Zunge. Ich wollte Sie gerade bitten, ob es Ihnen zuviel Ungelegenheit machen würde, heimzufahren und uns leihweise einige Badetücher zu bringen. Das wäre wirklich sehr nett von Ihnen. Unser Freund hier hat uns damit zu knapp versorgt.“

Platsch!

„Ich bitte Sie“, begann die Stimme schier verzweifelt.

„Nichts zu bitten, Mann des Gesetzes! Seien Sie stark! Gebrauchen Sie Ihre Willenskraft! Der Reiz der Frauen ist eitel!“

„Oh!“ schnaufte Venice aus dem Wasser. „Wenn Ihr bloß wüßtet, wie herrlich es hier ist! Kommt doch alle herein! Es ist wirklich ganz warm!“

„Bedenke, Venice – gerade Linie zwischen den Ufern.“ „Jawohl, Herr“, sagte die Stimme.

„Ach, mit deinen ewigen Ufern!“ seufzte Shirley. Platsch! „Au, jetzt wird’s kalt.“

„Und das Boot gehört noch nicht einmal denen da!“ flehte der Hemdsärmelige. „Die haben überhaupt kein Recht, das Boot zu benutzen. Ist dem Lord Lamorna seins.“

„Großer Gott, es gehört Johnny, und ex hat es die ganze Zeit vox uns versteckt!“ Platsch! „Wo bist du, Venice? Shirley?“

„Napier, sei vorsichtig!“ schrie Iris und lachte ...

„Haben die Herren gesagt, daß sie Freunde wären von Lord Lamorna?“ fragte die Stimme.

„Freunde!“ sagte Hugo wegwerfend. „Die Bekanntschaft liegt mir nicht. Wir haben zusammen bei den Romano-Schützen gedient, aber jetzt kann er sich noch gratulieren, wenn wir sein Boot nicht kentern lassen. Schuldet mir außerdem eine Fünfpfundnote. Servus.“

Der Fluß war warm, sanft, ruhig. Das Wasser der Themse war

heute nacht durchaus unenglisch, fast italienisch. Nie zuvor hatte man gespürt, wie richtig es sein kann, wenn man vom „Busen der Gewässer“ spricht.

Aus einigen Metern Entfernung konnte ich den langen Umriß des Motorbootes erkennen. Wie die Gläubiger von Lamorna sich freuen würden, wenn sie von der Existenz dieses Bootes erfuhren! Mit solcher Wissenschaft konnte Hugo ihm die Fünfpfundnote wohl erpressen. Guter Hugo! Plötzlich zerstach die Glut von Iris’ Zigarette die Dunkelheit, und vielleicht war das dort ihr Schatten und jener Fleck ihr einer Fuß im Wasser ...

„Wer ist das?“ atmete sie erschreckt.

Ich hatte mich an ihrem Fußgelenk verankert. Meine Hand hätte es zweimal umspannen können.

„Passen Sie gut auf die beiden auf“, flüsterte sie. „Lieber, kümmern Sie sich um die beiden. Besonders passen Sie auf das Kind auf, auf Venice. Sie ist hemmungslos. Schnell, holen Sie sie ein. Irgendwie verlasse ich mich heute auf Sie ...“

„Das dürfen Sie nicht, Iris. Iris Storm ist mein Feind.“

„Freund oder Feind ... man verläßt sich darauf, was man zu innerst in Leuten fühlt, ganz einerlei, wie sie auch unter besonderen Umständen empfinden.“

„Und die Umstände, Iris – sind es die Umstände, die eine Frau so herzlos machen?“

„Herzlos! Das ist ein weites Wort, glaube ich. Herzlos? Vielleicht schein ich nur so, weil ich es grundsatt habe, unglücklich zu sein. So bin ich vielleicht in einen Garten hineingeraten und habe eine hohe Mauer herumgebaut. Vielleicht, vielleicht! Teurer Freund, schwimmen Sie ihnen jetzt nach! Es ist mir unbehaglich; sie sind ja so jung. Nach dem Klang der Stimmen sind sie schon ein ganzes Stück weg.“

Trotzdem trug das Wasser die Stimmen so deutlich herüber, daß man meinen konnte, sie seien noch keinen Meter vom Ohr entfernt. Sie waren, dachte ich, in gerader Linie vorausgeschwommen, dem jenseitigen Ufer zu. Schnell durchschnitt der Zischlaut eines Flüsters das Wasser in meiner Nähe; dann war es vorbei. „Junger Feigling!“ Es war das Gemurmel Guys. Ich hatte mehr zu tun, ich ruhte heute nacht nicht zum Vergnügen am „Busen der Gewässer“. Ich re-

kelte mich, lauschte aber dabei den Stimmen, die klar über das Wasser hallten. Kaum spürbar, sanft und kalt, so daß es einen schüttelte, wurde man vom Wassertang gestreift. Die Sterne glichen den Lanzenspitzen eines großen Kriegsheeres, das herabmarschierte, um diese Welt zu züchtigen. Aber sie zauderten vor der Dunkelheit, und während ich in deren Schoß hineinglitt, ließ ich mich weitertreiben.

„Venice, gib bei dieser Sandbank auf deinen Kopf acht! Venice! Hallo, wo ist sie denn?“

„Hier. Was ist denn dies hier für ein Gelände?“

„Meine hübschen Freundinnen – warum liegt man eigentlich nicht immer im Wasser! Hallo! Was ist denn hier für ein Ding aus Holz?“

„Kommt mir vor wie eine Landungsbrücke. Was? He, Hugo, meinst du nicht?“

„Habe ich denn in Maidenhead promoviert, weil du mich danach fragst? Aber wir können uns ja immerhin umschauen, wo wir sind.“

„Ich weiß, hier muß irgendwo eine Vergnügungsstätte sein, River-Night-Club genannt. Sehr exklusiv.“

„Kennen wir schon. Exklusiv gegen alle, die keinen Platz mehr darin finden. Vorwärts. Gehen wir hin. Ich bin für Wein.“

Ich fand die Gesellschaft, nachdem ich meine Schienbeine an irgendeiner hölzernen Sache beinahe zerbrochen hatte, zu einer Gruppe vereint auf einem Plätzchen ausgestreckt, von dem Shirley behauptete, es sei sicherlich „ein Streifen samtenen Rasens“. Venice war nicht da, sie schien sich auf Entdeckungsreisen begeben zu haben. Man konnte nicht die eigene Hand vor den Augen sehen. Man hatte auch keine Lust dazu.

„Komisch,“ seufzte Hugo, „wenn so ein Kerl, ein netter, aber schüchterner Kerl, aufwachte und Venice sich gerade über ihn beugte ... Der Traum der Seejungfer; wißt ihr ...“

„Was soll denn das heißen!“ grollte eine barsche Stimme. „Durchgang ist hier verboten!“

„Womit, glauben Sie denn, beschäftigen wir uns?“ fragte Napier mild forschend zurück. „Meinen Sie, wir spielen hier Domino?“

„Sagen Sie uns zuerst, wo wir sind,“ verlangte Shirley streng, „vielleicht lassen wir Sie dann wieder laufen.“

„Herrje, wissen Sie nicht, daß hier der River-Club ist?“

„Das habe ich schon gemerkt,“ erklärte Hugo stolz, „als ich hier ein Autobusbillett fand, das mit Bacardierum parfümiert war ...“

„Aber wo ist denn Venice?“ rief Shirley mit scharfer Betonung. „He, Venice!“

Man rührte sich in der Dunkelheit, und vom Uferrand aus rief Napier laut ihren Namen.

„Schon gut, schon gut! Hier bin ich ja.“

„Venice!“ schrie Guy. „Halte dich gerade auf das Boot zu.“ „Ich könnte schwören,“ sagte Napier, „daß ihre Stimme ziemlich weit von links kam. Was?“

„Von rechts. Das hast du für dein: Was?“ sagte Hugo.

„Nein, von links“, beharrte Napier, und es war dort auch ein schwaches Plätschern im Wasser.

„Pass’ auf, Shirley,“ sagte Guy, „ich ersäufe dich, wenn du irgendwelchen Unsinn machst. Hex zu mir, wir wollen um die Wette zurückschwimmen.“

„Nap, hast du sie gefunden?“

„Ach, sie hält uns nur zum Narren“, erhob sich Napiers Stimme. „Gerade im Augenblick habe ich sie noch gehört. Es ist schon alles in Ordnung.“

Guy, Hugo und Shirley mußten ziemlich weit nach einer Seite abgebogen sein, denn ich kam zuerst am Boot an, obwohl ich der schlechteste Schwimmer von den vieren war. Die Tatsache, daß ich mit dem Kopf am Dollbord anrannte, half mir nicht besser zu sehen.

„Iris?“

„Hallo, wo ist Iris? Was? Gott, wie finster ...“

„Aber hast du denn Venice nicht gefunden?“

„Ach, sie macht Unsinn! Ich habe sie nicht erwischt ...“

Wir verschnauften uns und hängten uns am Dollbord an. „Aber, Mensch, wo ist Iris? Was? He, Iris!“

„Sie muß ins Wasser gegangen sein, um ihre Beine ausstrecken zu können“, riet ich.

„Ja ... Gott, sieh dich doch um!“ stöhnte Napier. „Den Teufel auch! Was?“

Die Stimmen schrien durcheinander, Hugo, Shirley, Guy ...

Napier und ich saßen im Boot. Iris’ weißes Kostüm lag hingewor-

fen auf den Kissen in der Mitte, über den Uhren und Ringen. Ich stolperte über ihre Schuhe.

„O Gott, irgendwas ist passiert!“ schluchzte Shirley.

„Nap, wie steht es?“ bellte Guy aus dem Wasser.

„Iris muß wahrhaftig sich die Sache überlegt haben und doch mit ins Wasser gekommen sein!“

„Blödsinn! Sie ist Venice wahrscheinlich nachgeschwommen, das meinst du doch wohl!“

Wir alle riefen nach Iris.

„Aber wo ist denn Venice?“ schrie Shirley, als Napier gerade von neuem ins Wasser sprang.

„Iris! Venice! Iris!“

„Um Himmels willen, Nap, gib acht!“ bellte Guy. „Geh nicht unter die Brücke da.“

„Iris! Venice! Venice!“

Shirley schluchzte. Es war pechschwarz ...

„Hugo,“ sagte Guy, „wir wollen zusammen nach der Brücke schwimmen. Hier, diese Richtung ... Nap, Nap! Komm doch zurück, du Idiot!“

„Hilfe ...“

„Gott, wer ist das! Iris? Venice?“

„Hilfe ... Hier, rechts ...“ Ein ohnmächtiges Flüstern kam aus der Dunkelheit des Wassers.

„Das ist Iris“, sagte Guy. „Wo bist du, Iris? Hier, ich bin ja im Wasser, halte dich an mir fest.“

„Schnell ... kann nicht mehr ...“

„Aber wo ist Venice?“ schrie Shirley.

„Ist schon gut, Iris hat sie am Kragen ...“

Geflüster von Iris: „Ruf Napier zurück. Ach, mein Lieber ...“

„Nap! Nap!“

„Gut! Ich komme schon!“

„Pack' mich, Hugo!“ sprach Guy vom Wasser her. „Iris kommt. Zieh fest, du Esel. Ich habe Venice.“

„Bitte, mein Fuß ...“

„Hugo, laß das Drecksboot nicht kentern“, schluchzte Shirley.

„Nap, hier sind sie alle! Guy, gib mir Venice sofort in den Arm!

Venice!“

„Schon gut, Guy.“ War das die Stimme von Venice? „Ich finde mich schon zurecht...“

„Schön zurecht gefunden hast du dich!“ gab Hugo es ihr. „Stimmt mit dir alles?“

Iris lag irgendwo im Boot und verschnaufte sich. Hauptsächlich auf unseren Flanellsachen, kam es mir vor. Aber man konnte wirklich nichts erkennen. Hugo, Guy und ich standen auf der Sandbank. Dann kam Napier. Schweigsam, geisterhaft leise war er plötzlich da.

„Keiner von euch darf ein Zündholz anstecken“, flüsterte Iris. „Ich bin im Hemd ... Oder wenigstens in dem, was noch davon übrig ist ...“

Ein Schluchzen, ein Wortschwall, ein Schrei: „Gott! bin ich froh, daß ich in Sicherheit bin!“

„Eselchen!“ sagte Guy. „Alles schön jetzt, Venice?“

„Hugo,“ rief Iris sehr heiser, „wo ist der Champagner? Venice hätte welchen nötig. Kind, wollen Sie denn an meinem Hals Ihren letzten Seufzer verhauchen?“

„Sie haben mich gerettet!“ schluchzte Venice. „Ja, das haben Sie!“

„Pst !“

„Au, was für eine Angst hatte ich!“

„Wie eine Maus im Wasser. Arme Venice ...“

„Hier ist noch ein Badetuch, Mrs. Storm“, sprach Shirley brüsk. Shirley war nämlich ein bißchen eifersüchtig jetzt, weil Venice Iris gern hatte ...

„Lauschet mir alle!“ rief Venice in die Nacht hinein. „Diese Frau hat mich gerettet! Hat mein Leben gerettet! Oje, sagte ich, und schon war sie da, blitzschnell ...“

„Aber, Venice, Sie sitzen ja auf meinem einzigen zweiten Strumpf, und ich habe nur zwei!“

„Pop“, sagte der Champagner.

„Nehmen Sie doch meine Strümpfe, bitte! Ich bin ganz gern barfuß ... Jimmy, ich habe einen solchen Bums auf den Schädel bekommen.“

„Und wie geschah das?“ fragte Guy mit drohender Stimme.

„An der Brücke da, bitte ...“

„Das war erst der Bums Numero a“, sprach Hugo freundlich. „Wenn ich recht verstanden habe, bekommst du noch Numero b.“

„Tatsächlich ...“ knurrte Guy.

„Jetzt laß sie doch in Ruhe!“ fuhr ihn Shirley an.

„Venice?“ Das war Napiers Stimme, eine stille leere Stimme. Er kniete neben mir und guckte in das Boot hinein. „Geht es dir wieder gut, Venice?“

„Ja, Nap.“ Eine scheue, unsichere Antwort schien das. Sie fürchtete sich. „Du mußt Mrs. Storm dafür danken ...“ Aber Napier tat das nicht. Hugo schwatzte, um das Schweigen auszufüllen. Es kam mir vor, daß Guy eine Bemerkung zwischen seinen Zähnen zerbiß. Während der nächsten Minuten war es eine große Erholung, Hugo so geschickt mit dem Champagner manipulieren zu hören. Der gute Hugo.

„Venice!“ sagte Guy neben mir, kalt und ziemlich grob, „auf deine Gesundheit! Die wirst du ziemlich nötig haben, wenn du noch weiter solche Dummheiten machst.“

Shirley sagte: „Hier ist noch ein Badetuch, Mrs. Storm. Und bitte, nehmen Sie meine Strümpfe.“

„Oh ... es ist nicht nötig, bitte, wirklich nicht: Aber könnten Sie einmal nachsehen, ob meine Schuhe irgendwo liegen, vielleicht dort am Steuerrad?“

Formvoll klangen diese Stimmen, als befänden diese Frauen sich im Salon.

Iris bat mich um eine Zigarette. Ich gab sie ihr in die rechte Hand. Die kam mir so nackt vor. „Wo ist denn Ihr Ring?“

„In der Themse“, flüsterte sie. „Für immer abgerutscht. Aber sagen Sie kein Wort ...“

Indem sie sich hinreichend am Champagner letzte, begann Venice jetzt ihre große Erklärung in die Dunkelheit hinein: „Ich denke, ich schwimme ein bißchen richtig und will nicht bloß so herumplant-schen. Großartige Idee, denke ich, und ihr wäret Kamele. Feine Idee von mir, denke ich. Und wie ich das denke, kriege ich schon Bums a) über den Kopf an der Brücke da. Da wollte ich aber deswegen noch kein großes Geschrei anstimmen und blamiert dastehen. Hörte zwar, daß ihr nach mir rief, aber ich wollte meinen Atem lieber fürs Schwimmen aufheben. Da fing ich nun an zu schwimmen und kriegte

so ein Unkraut um die Beine, als ob ein Ringkämpfer sich um mich schlinge. Dazu tat mir mein Kopf noch weh, höllisch weh. Ich denke gerade noch: jetzt brülle ich los, aber statt dessen begann ich zu strampeln ...“

„Das sieht dir ähnlich ...“

„Einen Augenblick! Also mein Schädel brummte. Ich hatte Todesangst. Und ich betete wie verrückt. Nap! Wo ist Nap? Ich habe dich verfehlt. Und als ich brüllen wollte, konnte ich nur Miau' sagen. Und Mrs. Storm ... nein, Iris ... sie hat ja mein Leben gerettet ... schreit auf einmal: Was ist das? Wo? Wer? Und bevor man ein Sterbenswort herausbringen konnte, und als ich schon in das feuchte Grab versank, rettete sie mein Leben, schnell wie der Blitz. Das nenne ich Schneid und Entschlossenheit. Sie könnte uns im Schwimmen alle schlagen, wirklich, ja ...“

„Ich werde sehr rasch müde“, sagte Iris.

„Iris!“ sprach Napier streng. „Bist du angezogen? Was? Du riskierst deine Gesundheit, wenn du so herumtrödelst, gerade nach deiner Krankheit.“

„Ich bin gleich fertig, Napier.“ Iris' Stimme war ein wenig ungeduldig, schien mir.

„Nap, hol' doch schnell eine Decke vom Auto. Sie hat Schüttelfrost.“

„Ich bitte Sie!“ flüsterte Iris eindringlich und verzweifelt. „Haben Sie doch Mitleid!“

Stille ...

Als wir uns um die zwei Autos herumgruppierten, kam es mir vor, als ob Guy, der mit dem Start beschäftigt war, etwas äußere. Aber er fluchte bloß.

Im Rücksitz des Hispano schlief Iris an meiner Schulter ein. Und sie sprach schlaftrunken: „Ich werde nicht zu hart auf Sie drücken, ich habe ja kein Hemd an. Es heißt, es sei sehr chic, kein Hemd zu haben. Schon jetzt fühle ich mich von der Gesellschaft etwas weniger verfemt. Natürlich tat Venice das absichtlich.“

„Iris!“

„Jawohl, mit halber Absicht. Das weiß ich genau. Das kostbare Tierchen! O lala ...“

„Ja, aber warum denn?“  
„Darum, mein Lieber. Sie wollte mir sympathisch werden ...“  
„So! Und ist sie Ihnen das denn jetzt?“  
„Ach ja.“  
„Nun, und?“  
„Ich fürchte, mein Haar kitzelt Ihr Gesicht!“  
„Und wenn Sie sie jetzt gern haben, macht das denn die Sache nicht anders?“  
„Nein. O nein.“  
„Oh.“  
„Gute Nacht.“

## Letztes Kapitel

# SANKT GEORG FÜR ENGLAND

1

Da ich nun zu jener letzten Nacht der Nächte komme, der Nacht, die inszeniert schien durch einen gerissenen Dramatiker von hemmungsloser Routine, und indem ich diese Ereignisse von jedem Standpunkt aus betrachte, danke ich meinem Stern, daß ich hier nicht eine Erzählung niederschreibe, sondern einen getreuen Bericht über wirklich Geschehenes. Denn ein Romancier, der ehrenhaft ist und sein Handwerk liebt, muß, wenn er den ernstesten Wunsch hegt, wahrheitsgemäß vom Leben zu berichten, stets unter einer großen Belastung arbeiten. Wie das alte Wort sagt, darf er niemals wagen, etwas zu schildern, das so unwahrscheinlich wie das Leben selber ist. Er darf so schwarzgrau färben, wie das Leben ist, und folgt damit der Tagesmode. Es kann ihm sogar das scheinbar Unmögliche gelingen, nach derselben Tagesmode noch schmutziger als das Leben zu sein. Aber es wird immer weit über den Mut eines ehrenhaften Schriftstellers gehen, so unglaublich zu sein wie das Leben, da es der Richtschnur seiner Kunst zuwider ist. Denn sollen seine Charaktere „ausbrechen“, soll der Künstler dem Hintertreppendrama des Daseins eine Konzession machen, so dürfen seine Figuren nur ausbrechen auf der Linie, die die Kunst ihres Schöpfers vorgezeichnet und als für sie notwendig hingestellt hat. Ich aber und du wissen, daß lebende Menschen verrückte Dinge tun, die hoffnungslos alledem fremd sind, was wir für ihre Möglichkeiten, oder nein, ihre Unmöglichkeiten gehalten haben. Lebende Menschen werden immer die ganze mühsame Charakteristik, die man auf sie verwendet, zerstören, rascher noch als ein Augenblinzeln, und jedes Gesetz der Kunst im Aufflammen der Leidenschaft überrennen. Wir können die dunklen Absonderlichkeiten unsrer Nächsten in kein System bringen. Wir können den unerwarte-



ten Sprüngen von Mann und Weib in einer Zeitspanne, die das Zittern eines Espenblatts dauert, keine Grenze setzen, weder von Kunst, Psychologie, Romantik noch von Schicklichkeit.

Ich sehe Venice neuerdings nicht oft, denn sie lebt meist auf dem Lande bei ihrem Vater. Aber manchmal lädt sie mich in ihr Haus an der Upper-Brook-Street zum Mittagessen. Zuweilen auch überrasche ich sie mit meinem Besuch und finde sie dann allein, mit einem geschlossenen Buch im Schoß. Von dieser letzten Nacht sprechen wir nicht immer, auch nicht von den beiden Hauptakteuren. Aber unlängst fand ich sie ganz versonnen im Schatten bei der sterbenden Kaminglut, und irgendwie entfuhr es mir: „Sie warten, Venice! Sie warten!“

Wie ein Kind hockte sie, zusammengezogen in der Dämmerung eines Dorothy-Stuhls, und als ich in einem anderen Platz genommen hatte, entzündete eine freundliche nahe Flamme durch die Dämmerung ein spielerisches Licht in ihren Augen. Sie sah mich an, scheinbar in tiefem Nachdenken. Doch nun sah mich ein reifes Weib an, das zu lächeln schien, und sie sagte: „Er ist in Indien, bei der Bruce-Expedition. Er wird bald wiederkommen.“

Und dann sprachen wir das erstemal von jener sturmdurchtobten Nacht im Juli, die jener „Kindergesellschaft“ unmittelbar folgte. Ich erzählte Venice nicht alles, besonders vermied ich, den Schluß zu berühren, gemäß der Abmachung, die zwischen mir, Sir Maurice Harpenden und Hilary beschworen worden war.

Meine Uhr holte gerade zu neun Schlägen aus – dessen erinnere ich mich gut, denn ich hatte nichts zu tun, als sie anzustarren – da läutete die Telephonglocke. Und die Stimme von Iris fragte: „Sind Sie es?“

„Wer sollte es anders sein? Freue mich riesig, daß Sie anrufen, Iris.“

„Oh, Sie sind einsam!“

Gewöhnlich brüllen die Leute am Telephon, so daß man sie nicht genau versteht. Aber die Stimme dieser losgelassenen Dame war, wenn auch ein wenig heiser, ruhig und klar.

„Merkwürdig,“ sagte sie, „daß Sie jetzt zu Hause sind, und jeder Mensch ist beim Diner oder jeut! Sind denn auch Sie, mein Lieber,

von der Gesellschaft ausgestoßen? Das tut mir leid, daß Sie so ganz allein zu Abend speisen mußten.“

„Iris, Sie hätten Ihre Jugendfreunde in den Künsten des Friedens besser unterweisen sollen. Ich sollte heute Hilarys Gast sein, und weil das ausgemacht war, versäumte ich ein anderes Abendessen, mit einer Theosophin als Tischdame, die letztes Jahr in New York mit neun Zeugenaussagen bei ihrer Scheidung für den schuldigen Teil erklärt wurde. Der zehnte Zeuge kam nicht zur Aussage, weil er ein Nigger war, zweieinhalb Zentner schwer. Und um halb sieben plötzlich telephonierte mir Roß, Hilary habe eine Einladung aufs Land angenommen!“

„Stimmt, ich wußte, daß man Sie eingeladen hat; ich kriegte schon einen Schreck.“

„Danke schön. Aber, Iris, wie konnten Sie das wissen?“

„Oh, ich weiß alles! Hören Sie, ich rufe Sie an, weil ich Ihnen eine franke Frage stellen will, und möchte eine franke Antwort. Bedeutet es irgend etwas für Sie, daß ich England morgen ganz früh verlasse?“

„Sie machen mich bestürzt, Iris Storm.“

„Aber ich, ich selbst bin so froh!“

„Ja, das gerade deprimiert mich. Meine Freunde sind traurig, und Sie sind froh! Iris, wir alle sind Sünder, aber Sie sind ein wahrer Häuptling an Verruchtheit. Sie zertrümmern traute Heime und sagen dabei noch, daß Sie froh sind! Ich lehne es ab, bei dieser Frivolität mitzumachen. Ich habe allein gespeist.“

„Ich verstehe, mein Lieber. Ich habe allen Respekt vor Ihrem Tadel, das können Sie mir glauben, sonst müßte ich nämlich antworten, daß wir von Geburt an schon sterben, daß alles von Gott kommt und zum Teufel geht; ist da überhaupt irgend etwas von Wichtigkeit? Aber hören Sie, o Vater und Bruder der Mißbilligung, hätten Sie Lust, mich noch einmal zu sehen, bevor ich England im Morgengrauen verlasse?“

„Jawohl“, sagte ich, „das hätte ich.“

„Mich zu sehen, meinte ich, nicht mich zu töten!“

„Aber Iris, heute abend bin ich wirklich nicht in Form.“

„Ich habe die Absicht, Sie über Land spazieren zu fahren. Es wird ein Tête-à-tête. Es geht in die Finsternis hinein. Mein Freund, in ei-

nem gewissen Garten steht eine Sonnenuhr, und es ist vom Fatum bestimmt, daß wir zwei uns noch an jener Sonnenuhr treffen sollen, bevor wir Abschied nehmen auf Nimmerwiedersehen.“

„Iris, Ihre Stimme lacht, aber Ihnen selbst ist nicht spaßhaft zumute. Was bedeutet das?“

„Ich fürchte mich! Ich lache ja nur, weil ich mich fürchte...“

„Also sollen wir über Land fahren, um Ihrer Furcht zu entkommen?“

„Das tut weh! Noch nie hat man mir nachgesagt, ich sei feige ...“

„Ich bin untröstlich, Iris.“

„Sir Maurice Harpenden kennt mich besser, als Sie, mein Freund. Six Maurice ist sehr klug. Sie werden ja sehen. Wir fahren über Land, um meiner Furcht Aug' in Auge gegenüberzutreten. Und wenn wir das tun, werde ich nicht spotten oder zittern oder jammern, sondern ein wahrer Sankt Georg an Tapferkeit sein. Das ist mein Programm. Und Sie, wollen Sie als mein Schildknappe mit mir?“

„Sie reden von Finsternis, von Sonnenuhren, von Furcht, von Sir Maurice Harpenden, den ich nicht kenne, und von Sankt Georg o on Kappadozien, den man, ach, in unseren Tagen nur zu wenig sieht. Es kommt mir vor, als hätten auch Sie heute allein gegessen. Außerdem sind Sie übergeschnappt. Was hätte es sonst für einen Sinn, daß wir über Land fahren?“

„Aber wir werden in höchster Gesellschaft sein heute nacht, das ist der Sinn! Fürchten Sie sich etwa – d a v o r ? Die Häuptlinge und die Könige des Landes sind unsre Feinde. Mein Süßer, Sie und ich werden eine Phalanx bilden gegen die Ritter der Korrektheit.“

„Da mache ich nicht mit, Iris! Ich bin für korrektes Benehmen.“

„Sie lügen. Sie sind für Liebe! Warum lügen Sie eigentlich?“

„Weil man Vernunft haben muß.“

„Ach Gott, weil man dies und weil man das ... Wegen der Verfolgung der Menschen, der Wildheit der Bestien, der Hinterlist der Götter ... Lassen Sie mich nur mit Ihrem ‚weil‘ in Ruhe! Das sind doch Lügen! Man muß sich zur Wahrheit bekennen, es gibt sonst kein Gesetz, alles andere ist gelogen. Wir sind mit Lügen aufgewachsen, wir leben mit ihnen, wir beten sie an, wir kämpfen für sie, und wenn wir sterben, tragen wir ganze Bärte von Lügen. Gott schuf die Mensch-

heit aus Lehm und die Länder aus Schmutz, und was kann aus einer Hochzeit von Lehm und Schmutz entstehen als die Herrschaft der Lüge? Schenken wir doch auch einmal dem Fräulein Wahrheit einen Blick!“

„Zum Unglück aber, Iris, zeigt sich diese Dame uns allen in verschiedener Gestalt. Ich liebe sie manchmal mit gewöhnlichem Fußgelenk, lohfarbenem Haar, knabenhaften Brüsten, einem anderen wieder gefällt sie mit Goldhaar und geräumigen Lenden, so wie Rubens die Weiber malte ...“

„Das muß ich schon sagen, wenn Sie einen beschimpfen, machen Sie es sehr nett. Zu gütig, daß Ihre Idee von diesem Fräulein so gut auf mich paßt. Ich bin stolz auf meine Brüste, weil sie so schön sind. Das Leben ist oft so rauh gegen Frauenbrüste, aber meine hat es nur mit einem Kuß gesegnet ...“ „Iris, Sie chokieren das Telephonfräulein.“

„Nein, nein, Miß Dell hat sie gegen alles gewappnet! Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, ob Sie als mein Schildknappe über Land fahren wollen? Warum sind Sie so still?“

„Aber, Iris, ich verstehe kein Wort von alledem!“

„Haben wir, mein Süßer, es nötig, auf Ihr Verständnis zu warten? Ist das ritterlich?“

„Der Vorwurf fliegt zu Ihnen zurück. Sie haben immer die Männerrolle gewählt.“

„Ist das galant?“

„Galant gegen eine andere heißt ungalant gegen Sie sein!“

„Ist das freundschaftlich?“

„Sie bedrängen mich sehr hart, Iris. Ich möchte nicht aussprechen, was ich wirklich denke.“

„Und Sie bringen es fertig, Ihre Lippen an die Telephonmuschel zu legen – ich hoffe, Ihre Dienstboten putzen die Muschel vorher ab – und mir ins Gesicht zu sagen, daß Sie nicht mein Freund sind? Ich sitze hier auf dem Bettrand, und nebenan versucht Mrs. Oden, mir vorzutäuschen, daß sie nicht jedes Wort, das ich spreche, gierig aufschnappt. Um mich herum sind Koffer und Schachteln gehäuft, ich stecke in einem Lederjackett mit einem Otterkragen, und auf dem Kopf habe ich einen grünen Hut. Und Sie sind nicht mein Freund?“

Stehen Sie Rede und Antwort! Mein Lieber, einen Freund wenigstens muß eine Frau haben. Das gehört sich so.“

„Aber der Smaragd ist fort, Iris. Deshalb sind Sie nicht die alte Iris mehr. Früher waren Sie Iris Storm. Jetzt sind sie Iris March, und mit der hatte ich noch kein Rendezvous.“

„Der Smaragd war weise. Edelsteine haben eine Galanterie, die Männern unbekannt ist. Das sehe ich ein. So wollen Sie wirklich nicht die Fahrt mit mir machen? Unsere letzte Fahrt?“

„Das habe ich nie behauptet!“

„Ah, jetzt habe ich ihn in die Enge getrieben! Gut, ich hole Sie in fünf Minuten ab. Wie sind Sie angezogen? Schwarz und weiß? Vielleicht möchte ich doch lieber, Sie wären nicht so zeremoniell gekleidet, etwas mehr ...“

„Genug, genug von Ihrem pour le sport, Iris! Genug, genug!“

## 2

Und so saßen wir wiederum, und nun das letztmal, in dem schnellen Auto, umhüllt von der sanften Stille der Nacht. Die Schwüle hatte seit dem gestrigen Regen aufgehört, aber noch jetzt konnte London sich aus der Lähmung der vergangenen tropischen Woche nicht aufraffen. Heute abend scheuchte der Flug des Storches die Mückenschwärme nicht, „denn“, so meinte Iris unter dem Schatten des grünen Hutes hervor, „wir haben keine Eile, durchaus keine Eile“.

Eine Uhr in der High-Street in Kensington zeigte ein wenig über halb zehn. Der weitgeschwungene Weg nach Olympia war ruhig; es herrschte nur der schwache Verkehr der totesten Tagesstunde. Ich fragte Iris: „Wollen Sie mir nicht jetzt sagen, was eigentlich los ist?“

„Vor langer Zeit fing es an; es ist eine lange Geschichte. Mit Liebe zwischen kleinen Kindern hat es zu tun, mit der Weisheit von Säuglingen und den Sünden der Väter. Den Sünden der Väter! Aber ich will Ihnen mehr erzählen, wenn wir zu Harrod's kommen.“

„Aber an Harrod's sind wir schon lange vorbei!“

„Es gibt noch einen. Sie werden sehen. Geduld.“

Durch Hammersmith und Chiswick, an Ranelagh und Roehamp-

ton vorüber sausten wir in das verschleierte offene Land. Die Lichtflut von London war eine gelbe Wölbung in der Nacht hinter uns. Wir trafen den letzten Omnibus auf seiner letzten Fahrt zu einem vorgeschobenen Ende der Stadt.

„Aber ich weiß ja nicht einmal, wohin wir fahren!“

„Nun, natürlich nach Sutton-Marle! Sagte ich Ihnen das nicht? Es ist nicht weit ...“

„Aber ich kenne Sir Maurice nicht! Wirklich, Iris, wie können Sie es wagen, mich so hineinzulegen!“

„Es ist schon alles in Ordnung, mein Lieber; man erwartet Sie. Vor noch nicht einer Stunde sagte ich zu Hilary am Telephon: Nach Sutton-Marle komme ich nicht, wenn ich nicht meinen einzigen Freund mitbringen darf.“

„Das nenne ich eine Kühnheit! Und warum, Iris, nennen Sie mich Ihren einzigen Freund?“

„Weil es eine Zeit gab, wo Sie mich meiner Scham wegen beschämten. Weil Sie mich nicht als feil betrachteten. Weil die Romantik in Ihnen schwer auszurotten ist. Weil ich Sie, kurz gesagt – gern mag. Und deshalb sagte ich Hilary, daß Sie mein Freund seien, und ohne Sie würde ich Sutton-Marle nicht riskieren, und ich fügte hinzu, Sie hätten so wenigstens etwas zu tun, da er Sie für heute abend eingeladen habe.“

„Iris, Sie lachen die ganze Zeit, und dabei sagten Sie mir, Sie hätten Angst!“

In diesem Augenblick schaute sie mich an, und das Lächeln dieser einzigen Sekunde blutet noch in meinem Gedächtnis. Ein Auto brüllte und sauste an uns vorbei, und sie rief durch die Wirrnis ihrer ins Gesicht gepeitschten Haare: „Ich habe Angst, aber ich bin auch vergnügt dabei! Habe ich nicht zwölf lange Jahre auf mein Erbe warten müssen?“

Die Lichtkegel unserer Scheinwerfer schufen schwarze Wände zu unseren Seiten. Wie ein Kind kam ich mir vor in dieser Finsternis, und ihre Stimme klang mir wie die Stimme der Nacht. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sagte: „Iris, das Mädchen wird sterben, wenn Sie ihr Napier nehmen.“

Minuten vergingen; dann sagte sie: „Wenn man wirklich an Liebe

stürbe, so müßte ich ja von den Toten auferstanden sein, um jetzt dieses Auto zu steuern!“

„In der Tat, Iris: wie kann ich mit einer Frau von Ihrer Erfahrung debattieren wollen!“

„Mein Freund, Sie können mich nicht beschämen! Denn ich bin selbst das geborene Schamgefühl. Ja, ich habe viele kleine Feuerchen angezündet, nur um ein großes Feuer zu ersticken. Ich habe kein Glück damit gehabt. Dafür danke ich Gott! Und nun wollen wir den großen Brand ausrasen lassen und ihn schüren, mit den Seelen eines Mädchens und eines Knaben von achtzehn Jahren. Alles andere ist belanglos.“

„Meine Liebe, es gibt soviel, was daneben noch von Belang ist! Zurückhaltung, Noblesse, anständige Gesinnung, Opfer!“ Langsam glitten wir durch die Hauptstraße eines Dorfes, und eine Gruppe von Männern, die aus einem Wirtshaus auftauchten, riefen uns gutmütige Spottreden nach.

Sie sprach: „In den Liebesgeschichten von Anno dazumal und den Gesängen der Jongleurs lesen wir von Jungfrauen, die auf dem Altar zwingender Umstände geopfert werden. Ich war eine Jungfrau, sogar ich; einmal vor Zeiten ... Mein Lieber, das müssen Sie mir schon glauben. Und ich, eine Jungfrau, wurde dem niedrigen Ehrgeiz eines Sir Maurice geopfert. So lassen Sie uns nicht von Opfer reden. Ich werde krank vor Wut darüber.“

Weder schnell noch langsam flog der Hispano-Suiza durch Surrey hindurch. Dann sagte sie scharf: „Aber wenn nun Venice ein Kind gehabt hätte!“

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn ihr Hut und die Dunkelheit waren zwischen uns. Ganz schwach nur konnte ich ihren Mund erkennen, und ihre Lippen waren halb geöffnet, als bete sie. Ob, sie wirklich betete, und zu wem? „Sie hat einen Gott“, hatte der „Häuptling der Männer“ damals gesagt.

„Warum sprachen Sie das eben in so bitterem Tonfall aus?“

„War ich bitter? Oh, es ist wirklich Sünde, an den Engel zu denken und bitter zu sein.“

„Engel? Sagten Sie Engel?“

„Ich sagte Engel“, erwiderte sie, und ich bekam keine andere

Antwort mehr; nur der Storch, mit melancholischem Hupenruf, stieß an den Kurven seine Warnung aus.

„Wenn Venice“, sagte sie jetzt vernünftig, „ein Kind gehabt hätte, so würde ich Napier umsonst gerufen haben. Wir können nicht wissen, wo die Ehre beginnt und wo sie endet, was sie ist, was sie tun wird, welchem Laster sie erliegen oder was sie unbeugsam machen wird wie Eisen ... Vielleicht war ich der Ruin für Napiers Ehre. Ach, wir können ja alles sagen! In entscheidenden Nächten wie dieser legt man nicht einzelne Worte auf die Wagschale. Wir können sagen, daß Ehre ein kleines Kind ist, und wie ein solches wird sie durch ein schimmerndes Spielzeug vom Wege gelockt; und in diesem Fall war ich das schimmernde Spielzeug. Wenn aber Venice ein Kind gehabt hätte, so hätte ich wie Aldebaran funkeln können; ich hätte doch Napier umsonst gerufen. Und das wäre mir durchaus begreiflich gewesen. Immer müssen wir Kindern Platz machen, immerdar. Wenn die Menschen das stets getan hätten, wieviel Unheil wäre der Welt erspart geblieben! Die Leute, deren Träume rein sind, müssen Kindern Platz machen, denn die reinen Träume kleiner Kinder sind mächtiger als die Weisheit von Greisen, und langsam wird die Welt sich über dies Zeitalter von Fabrikrauch und Bestialität erheben ...“

„Das ist doch widersinnig, Iris! Hatte denn das Mädchen überhaupt bis jetzt Gelegenheit, ein Kind zu bekommen?“

„Mißverstehen Sie mich nicht! Ich will nicht die Moralische spielen; glaubten Sie etwa, ich machte Ihnen etwas vor? Ich bin von meiner Krankheit erwacht, und plötzlich erwachte ich zum Leben. Da ich also wach war, rührte sich meine Lebensgier, und ich nahm, was mir gehörte. Schnell wie der Blitz tat ich das; ich hatte ja solche Angst, daß Venice mehr Glück haben würde. Und gerade deshalb, weil ich nicht moralisch war, betrete ich heute nacht wieder das Haus von Sir Maurice.“

„Oh!“ schrie ich. „Großer Gott! Lassen Sie mich aus Ihrem Auto steigen, Iris! Ich will zu Fuß nach London zurück.“

„Napier weiß nichts von meiner Absicht. Er würde von Sinnen sein, wenn er es wüßte. Er speist heute abend bei Venice. Beide würden sie außer sich sein, wenn sie wüßten, daß ich Sir Maurices Fehdehandschuh aufgegriffen habe und nach Sutton-Marle fahre. Aber

das muß ich, um meine Unmoral ein klein bißchen verständlich zu machen. Diese letzte Genugtuung bin ich Sir Maurice schuldig. Außerdem reizt es mich, Männern zu gestatten, mir die Wahrheit zu sagen. Die Spannung, ob jemals Wahrheit daraus wird, reizt mich ebenso. Aber schauen Sie! O schauen Sie! Da ist Harrod's!“

Das Auto hatte einen kleinen Hügel erklommen. Die Scheinwerfer krochen suchend über den Weg in ein Feld hinein, das von keiner Bauernhecke begrenzt war. Iris deutete in die Richtung des Strahlenbündels.

„Dort steht Harrod's“, sagte sie ernsthaft.

„Aber wo ist Harrod's? Ich sehe nur ein Feld und darauf etwas wie eine riesige Eiche.“

„Ja, ja, das ist Harrod's. Es ist keine Eiche, es ist eine Esche. Sie ist sehr alt und duftet nach Elfen und Mondlicht.“

Es gab einmal zwei Wege, die von einem bestimmten Baum abzweigten ...

Der Baum, ein einsamer Gigant von enormem Umfang, stand etwa zwanzig Yards vom Wege entfernt. Seine Masse trotzte im Lichte der weitschweifenden Lampenaugen, seine Blätter glänzten silbern, und man konnte sich vorstellen, er könne in einem aufspringenden Windhauch von alter Weisheit plaudern; von Weisheit, die dieser Nacht so dringend vonnöten war. Aber nicht das geringste Lüftchen fächelte das Land.

„Iris, kommen Ihnen Ihre Leidenschaften neben diesem Bild nicht ... etwas belanglos, etwas töricht vor?“

Sie nahm meine Hand, hob sie auf und ließ sie fallen. Warum, weiß ich nicht. Ihr Antlitz war verborgen. Lange Zeit, so schien mir, verging, bevor sie sprach, und viele Dinge stahlen sich durch meinen Kopf.

„Wenn wir heute Mondlicht hätten,“ sagte sie endlich, „so würden Sie kurz hinter Harrod's einen kleinen Hügel sehen und auf diesem Hügel ein weißes Haus. Dort wurden Gerald und ich geboren. Warum, weiß Gerald jetzt vielleicht. Das gehört zu den Dingen, die Napier und ich oft in einsamen Stunden beschwatzen, nämlich warum wir alle, Männer und Frauen, überhaupt auf der Welt sind. Einen Grund muß es ja haben. Jenseits dieser Äcker liegt Sutton-Marle,

Napiers Geburtshaus. Wir spielten meist unter diesem Baum, Gerald, Boy, Napier und ich. Boy war älter als wir und tyrannisierte uns. Dadurch entstanden zwei Parteien: Boy und Gerald und Napier und ich. Zuweilen nahm Tante Eve, die Gerald und mich nach dem Tod unserer Mutter bevormundete, uns alle mit nach London, und wir tranken unseren Tee bei Harrod's. Napier und ich liebten diese Teestube, weil wir uns dort beiseite drücken konnten. Und darum nannten wir diesen Baum Harrod's, weil wir auch unter ihm glücklich waren. Damals waren wir zwölf. Später wollte man uns die Lust daran verderben, zusammen zu sein. Tante Eve hatte den Wunsch, mir den Schmerz zu ersparen, daß ich Napier nicht heiraten dürfe, wenn ich erwachsen sei; denn sie wußte genau, daß Sir Maurice in seinen Plänen mit mir nicht rechnete. Armer Maurice, in diese Pläne bin ich jetzt wie eine Bombe hineingefahren, wie? Vater wurde ärmer, wir verkauften unser Haus und lebten seitdem am Cambridge Square. Man gestattete Napier nicht mehr, mich zu besuchen, aber wir brachten es doch fertig, das Verbot zu übertreten. Gerald, Tante Eve und Boy halfen uns. Damals verliebte sich Boy zum erstenmal in mich, so sagte er mir später, weil ich so absolut entschlossen war, Napier nicht zu verliehen. Aber Sir Maurice setzte sich durch. Ich war stärker als Napier, aber nicht so stark wie Sir Maurice. Er wollte, daß Napier ein reiches Mädchen heiraten solle, und Iris March war nur die Tochter aus der jüngeren Linie einer bankerotten Familie. Als ich achtzehn wurde, schickte Napier mir ein Telegramm, ich solle ihn am Nachmittag hier unter dem Baum treffen. Ich lieh mir das Geld für eine Autodroschke – Bay und Hilary stifteten es zusammen –, und dann traf ich hier Napier, blaß und verzweifelt. In der Generalbeichte, die er seinem Vater vor der Übersiedlung nach Oxford ablegte, hatte er diesem versprochen, mich nicht mehr zu sehen. Ich mag Iris ganz gern, hatte Sir Maurice gesagt, aber ihre Familie ist degeneriert. Zuvor waren wir uns nicht wirklich klar darüber geworden, daß wir uns liebten. In dieser Sekunde, fühle ich, wurde ich ganz erwachsen. Napier blieb noch ein Achtzehnjähriger; ich aber war plötzlich so alt wie die Herzdame. Ich sagte ihm, daß ich ihn liebe. Ich habe viele Männer gekannt, ich habe zwei geheiratet, aber nur einem habe ich gesagt, daß ich ihn liebe, und der war noch ein Junge. Der arme Napier! So zerrissen war

er, so blaß, so hoffnungslos! Er hatte Angst vor meiner Liebe, die ihm beinahe sündhaft schien, und Angst vor seinem Vater, der ihm beinahe als Heiliger vorkam. O du mein England! Doch sein Vater beherrschte ihn und das Blut der Harpenden. Diese Mächte waren stärker als meine achtzehnjährige Liebe und das süße Gedächtnis der Spiele unter dem Baum. Damals schon sagte ich Napier, so jung wie wir beide waren – dort drüben an dem Fleck, wo das Licht neben den Stamm fällt –, Napier, ich glaube, mein Leib verlangt brennend nach Liebe. Napier, in Liebe wird er verlodern, aber kein Mann wird jemals wieder von mir hören: Ich liebe dich, weil ich dann immer lügen müßte. Und was ich damals sagte, ist genau so wahr, da ich es jetzt mit dreißig Jahren sage. Ich habe dies Versprechen gehalten. Ich habe mich hingeschickt, unmutig, in Liebesgier, in Ekel und in Entzücken; aber jene törichte, kindliche Prahlerei habe ich wahrgemacht. Ich sage das meinem eigenen Schamgefühl ins Gesicht, aber Scham bedeutet mir jetzt nicht mehr als ein Unkraut unter dem Fuß. Ich heiratete, weil mein Körper nach Liebe hungerte und für die Liebe geboren war. Ich dachte mir, ich könne ihn mit den Erfüllungen der Liebe zerstören, aber wirklich zerstört habe ich nur einen guten Mann. Hector Storm ging nach Irland und starb dort, weil ich eines Nachts im Schlaf Napiers Namen flüsterte. Vielleicht hatte ich ihn in vielen, vielen Nächten geflüstert. Ich sagte ihm, er sei eifersüchtig auf ein Gespenst, aber er glaubte das nicht. Dies ist nun alles vorbei. Die Nymphe löste ihren Gürtel für ihre Leidenschaft, und nun hat sie ihn ihrer einzigen Liebe halber ganz fallenlassen. Wenn man sich durch alles, selbst durch die Leidenschaft, hindurchgerungen hat, dann erst kann man lieben. Sehen Sie: Harrod's lächelt sein silbernes Lächeln! Hier hat Sir Maurice mich vor zwölf Jahren als Opfer dargebracht. Und heute nacht habe ich ihm zu sagen: Sieh deine Taten, Maurice – das Unglück von Venice, das Unglück deines Sohnes und zwölf Jahre Hölle für mich. Bist du nun satt? Gott, diese zwölf Jahre sind die Hölle gewesen! Sie wüßten, was ich meine, wenn Sie die Hölle selbst wie ich geküßt hätten und der Hölle geopfert, wie ich mit meinem Leib. Jetzt aber kann ich Maurice die krönende Genugtuung nicht mißgönnen, mir zu sagen, was er von mir denkt. Es ist ja so belanglos, was solche Leute von einem denken. Alles Verächtliche beten sie

an, und alles wirklich Wertvolle verachten sie. Von Urzeiten her hat die Männlichkeit solcher Narren der Welt Wunden geschlagen. Wir wollen Maurice heute nacht seine kleine Rede halten lassen! Auch Guy, der Gewaltige, und mein süßer Hilary sollen ihr Sprüchlein sagen! Ich kann ihnen nur Liebe zur Antwort geben. Welch andere Antwort als Liebe gäbe es auch! Aber auch zum Schweigen bringen kann ich sie mit Liebe! Ein großartiges Wort ist das, ohnegleichen! Nicht wahr? Ich bin verliebt, ich habe die Glorie der Liebe um mich und sterbe in ihr! So wie ich in Liebe gehüllt zu sein, ist schon Vorwegnahme des Himmels, bevor die Hölle geschaffen ward! Ich bin in Liebe!“

Das Auto sauste vorwärts, einen Weg hinauf, der sich in einer hübschen Kurve wand, so daß das Licht auf den Wiesen spielte und die Tiere des Feldes aufschreckte.

„Aber Iris, wenn diese drei Männer, die Sie lebenslang gekannt haben, und deren einer Sie von ganzem Herzen geliebt hat seit den Tagen, wo er Sie die South-Audley-Straße hinabspazieren sah mit langen braunen Strümpfen und blauen Augen – wenn diese Ihnen etwas sagen, wird das gar nichts in Ihnen aufrühren?“

Die Scheinwerfer trafen jetzt auf große Torflügel, die sich weit öffneten vor einer geschwungenen Einfahrt mit hohen Bäumen. Wir glitten unter ihnen dahin, ihre Stämme in Gold badend. Der Weg schimmerte unter unseren Lichtern wie ein gelber Teppich.

„Ich sage Ihnen,“ flüsterte Iris, „an Tapferkeit werde ich ein wahrer Sankt Georg sein!“

Der Storch flog die Einfahrt von Sutton-Marle hinauf. Fast duckte er sich vor Furcht unter der pompösen Reihe dieser Bäume. Sie standen wie Türme über uns. Ich hatte Angst.

„Hier sind wir in der Höhle des Löwen, Iris.“

„Nun gut, ich habe Löwen getötet und bin auch mit Tigern fertig geworden auf meiner zwölfjährigen Höllenfahrt.“

„Aber dies ist die Höhle des Fürsten aller Löwen, Iris! Dies ist die Höhle des Löwen, der England heißt!“

„Die Liebe belächelt Löwen. Die Liebe kann sich nie zum Narren machen, aber ein Löwe kann in einer Eselshaut herumlaufen. Ich bin zwar ziemlich schlecht in der Naturgeschichte bewandert, aber ich

habe Menschengeschichte studiert.“

„Darüber könnten Sie sich nicht lustig machen, wenn Sie sie insgeheim nicht tief liebten. Liebe Iris, Sie sind wie ein Kind, das gegen seine Eltern aufmuckt. Schon diese Bäume ...“

„Aber die Bäume von Sutton-Marle können mir gestohlen bleiben! Unter ihnen konnte ich nie spielen, ich traute ihnen nicht einmal. Es gibt nur einen einzigen Baum, Harrod's meinen Diener, meinen Herrscher und meinen Spielgenossen. Oh, wie der Sir Maurice haßt! Er müßte es spüren, wenn er darunter schreitet!“

Dann teilten sich die Bäume über uns, und wir kamen zu einem Platz mit einer Fontäne, und um sie herum glitten wir vor das Tor des langgestreckten, weißen Herrschaftshauses. De Travests Auto stand da. Als wir neben diesem anhielten, öffnete sich die Tür; und ein beleibter alter Mann stand oben auf der Treppe. Sein Haar war weiß wie das Haus hinter ihm.

„Truble, wir wollen von hinten durch den Garten hineingehen“, sagte Iris.

Der dicke alte Hausmeister blickte sehr ernsthaft auf Iris herab. Sie glich einem kleinen Ritter am Fuß der breiten Stufen und er einem gütigen alten Drachen dort oben. Oh, wie ernsthaft er aussah. Iris sagte zu mir: „Mr. Truble ist mein ältester Freund. Er ist ein sehr netter Mann. Was meinen Sie dazu, Truble?“

„Sir Maurice erwartet Sie nicht, Miß Iris.“

„Was heißt das, Truble! Sir Maurice wußte doch, daß ich kommen würde!“

„Er nahm nicht an, daß Sie wirklich kämen, Miß Iris. Aber Seine Lordschaft erwartet Sie. Die Herren sind in der Bibliothek.“

„Truble, Seine Lordschaft beehrt mich außerordentlich durch die Annahme, ich sei imstande, mein Wort zu halten ... Aber mein guter Truble!“

Ich hatte mich inzwischen umgeblickt, als ein plötzliches Aufstöhnen mich erschreckte, wie das eines kranken Vogels. Kein Zweifel: der dicke alte Hausmeister schluchzte. Dort oben stand er, an der breiten Treppe, ganz regungslos, ein schwarzer Schatten unter weißem Haar. Iris hatte den Arm um seine Schultern geschlagen und schüttelte ihn; ihr Hut leuchtete wie ein Spielzeug auf dem Hinter-

grund dieser schwarzen Figur.

„Truble“, sagte sie heiser, „daß es mir nicht erspart blieb, Sie weinen zu machen! Mein Lieber!“

„Herr“, und der alte Mann streckte seine eine Hand mit einer drollig flehenden Geste zu mir herab ... „ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht so geschämt! Aber ich konnte mir plötzlich nicht mehr helfen! Hier, an der Tür von Sutton-Marle, muß ich hören, wie Miß Iris mit einer Stimme, so hart wie die Esche, die sie immer liebte, behauptet: Seine Lordschaft tue ihr zuviel Ehre an damit, daß er glaube, sie könne ihr Wort halten. Ich habe Miß Iris in meinen Armen gehalten, Herr, als sie noch kein Jahr alt war, und jetzt – ich habe sicherlich Ihre Verzeihung, Herr. Und die Ihre, Miß Iris. Bei Gott, ich weiß nicht, was heute abend über mich gekommen ist ...“

Ein Arm, mit Leder bekleidet, hielt den alten Mann an der Schulter. Iris Gesicht schien in weiße Farbe getaucht.

„Truble“, fuhr sie heiser fort, „es tut mir so leid, daß ich Sie aufgeregt habe. Sie sind mir treu gewesen, Truble, dreißig Jahre lang; aber jetzt, vermute ich, dürfen Sie mich nicht mehr lieben. Das tun Sie doch auch nicht mehr, Truble?“

„Miß Iris, Miß Iris! Vom Lieben kommt nichts Gutes; das sehe ich ein!“

„Dann aber, Truble, entbinde ich Sie hier und jetzt feierlich davon, jemals noch einen Gedanken an mich zu wenden. Adieu, Truble.“

Mit schlohweißem Gesicht und die Augen ins Wesenlose gerichtet, schritt sie wieder die Treppe herab. „Kommen Sie“, sagte sie mit ausdrucksloser Miene. Ihre Worte klangen wie klirrendes Eisen, und ich wagte nicht, zu dem regungslosen alten Mann auf der Höhe der Treppe hinaufzublicken. Wir gingen schweigend um das Haus herum. Jetzt waren wir auf einer Wiese. Der gestrige Regenfall hatte die Trockenheit nicht gemildert, und steinhart knirschte unter den Füßen das Gras. Ich sagte: „Iris, Sie sind ja schon bewegt ... und Sie hatten doch behauptet, nichts, was man sprechen werde, könne Sie rühren.“

Ich empfand, wie ihre Finger sich um meinen Arm preßten. Stark waren sie, ihre weißen Finger. „Ich hatte an Truble nicht gedacht. Er hätte schon im Bett sein müssen. Wenn ich Momente hatte, wo ich mich selbst haßte und verachtete, hat die ehrfürchtige Ergebenheit

des alten Mannes mich immer ein wenig aufgerichtet. Und immer bisher hat er mir zum Geburtstag gratuliert. Nein, an Truble dachte ich nicht ... Doch sehen Sie!“

„Ist es möglich? Man spielt wahrhaftig Bridge.“

„Und wie grimmig entschlossen sie bei der Sache sind! Schauen Sie, Hilary sieht ganz jung aus; vermutlich hat er schlechte Karten. Und Guy, der Apollo von Belvedere ... Ah, er überlegt! Und jetzt spielt er die falsche Karte aus! Armer Guy! Er hat von jeher seine Trümpfe behandelt, als ob es Tulpen seien, viel zu respektvoll. Und Sir Maurice! Nun, was ist Ihre Ansicht? Ist er nicht der typische schmucke Soldat?“

„Sehr schmuck! Ganz Napier, dabei aber mit dem Gesicht eines wohlgelaunten Sünders ...“

„Nun sitzen Sie über ihn zu Gericht, statt meiner! Bitte, tun Sie das! Stellen Sie sich vor: hier sind wir, flüsternde Verschwörer. Also fällen Sie zuerst das Verdikt über Mr. Townshend of Magralt!“

„Iris, muß ich das wirklich! Kann ich das? Ich kann's nicht!“  
„Selbstverständlich müssen, können und wollen Sie! Sprechen Sie, ohne nachzudenken. Nur so kommt die Wahrheit zum Vorschein.“

Er ist ein guter Mensch. Seine Tüchtigkeit hat einen Halt an seinen Grundsätzen, aber seine Vorurteile stören seine Güte. Er ist nicht schwach, aber in jenem Zimmer im Augenblick der Schwächste. Er hat nur eine Frau in seinem Leben geliebt, doch sie hat sein Herz gekreuzigt auf hundertfachem Passionsweg des Fleisches. Trotzdem liebt er sie noch, und deshalb ist er der schwächste Mann in dem Raum da drüben.“

„Und Sie, Satyr, sind der grausamste Mann, dem ich je begegnet bin. Zum zweiten: fällen Sie das Verdikt über Mylord Viscount de Travest!“

„Er ist der ältere Bruder der Ehre. Er ist einer von den ganz seltenen Männern: ein Schuljunge, der der Schule entwachsen ist, aber durch seine Willenskraft ein Knabe bleibt. Er zieht diesen Zustand vor. Er hat nie eine würdelose Tat getan, und auch seine Gedanken sind viel weniger gemein gewesen als bei der Mehrzahl der Menschen. Wie alle anständigen Engländer hat er etwas von einer Frau: er weiß alles und hat nichts gelernt. Er hat ein tiefes Gefühl für Unter-

ordnung; deshalb kann er auch befehlen. Wenn er allein ist, läßt er seine Gedanken nie ausschweifen, damit sie sein richtiges Gefühl für Gehorsam und seine Gewohnheit, zu befehlen, nicht untergraben. Eines Tages wird ihn ein Gedanke überrumpeln; dann verliert er aber auch sogleich die Kontrolle über seine Seele. Er ist der einzige Mann in England, der dem König gehorcht und das für seine Pflicht hält.“

„Oh, wie entsetzt würde der König sein! Nun, und was haben Sie zu sagen über Sir Maurice, den Feind von Iris March? Außer, daß er unter denen da drinnen der Klügste ist. Oh, gerissen ist er! Ich bin überzeugt, daß er den alten Truble dort hingestellt hat, mich zu empfangen. Füllen Sie den Spruch über diesen Mann!“

„Aber ich kenne ihn nicht, Iris!“

„Dort haben Sie sein Gesicht, Mann ... Die Züge des Prokonsuls, die schlaue Normannennase, das Lächeln, mein Gott, das Lächeln! Und Sie wollen, mein Freund, meine Meinung über ihn nicht gelten lassen?“

„Iris, wie können Sie das von mir verlangen! Wie kann die Meinung einer Frau über einen Mann für uns maßgebend sein? Ihr findet Schlechtes an guten Männern, oder ihr überseht Laster an Schurken ...“

„Oh, Maurice ist weder gut noch schlecht! Nur ungeheuer kindlich, wie alle erfolgreichen Männer.“

Hier, wo wir standen, war jetzt die Wiese feucht und sammetweich, und die Luft wehte duftgeschwängert. Das Licht, das von den drei hohen französischen Fenstern über die Wiese fiel, reichte beinahe bis zu unseren Füßen. Der Raum, in dem die drei Männer saßen, war langgestreckt, mit Eiche getäfelt und paßte für einen Gelehrten. Sie saßen um einen Kartentisch herum. Sie waren in ihr Spiel versunken; schweigsame Figuren im Abendanzug. Ja, dem feinen Profil von Sir Maurice war ein Lächeln nicht fremd. Iris murmelte: „Wir wollen warten, bis sie mit der Runde fertig sind.“

Als ich meine Hand rührte, um meine Zigarette wegzuwerfen, spürte ich kalten Stein und erkannte, daß wir bei einer Sonnenuhr standen. Iris schaute mich an, und am deutlichsten von all den Geschehnissen jener Nacht steht mir ihr Blick im Gedächtnis, und wie seltsam ihre Schönheit sich für mich in das Beben der Blüten einzu-



hüllen schien und in mich drang, so daß mir alles gleichgültig wurde. Meine Hand blieb an der Sonnenuhr liegen. Sie tat ihre Hand auf die meine, und ihre Hand war noch kälter als die Sonnenuhr.

3

Sir Maurice empfing mich sehr liebenswürdig. Als ich ihn am Kartentisch gesehen hatte, dachte ich, er sei groß; aber er war klein, schmal gebaut, straff; das Lächeln saß ihm recht locker. Er bot mir eine Zigarre an, die ich sehr gern von ihm annahm. Iris sagte, sie wolle noch nicht rauchen. Niemand setzte sich; immerhin schienen sie alle unbefangen zu sein. Es war genau so, als machten Iris und ich nur einen gewöhnlichen Abendbesuch. Hilary entschuldigte sich bei mir, daß er mich eingeladen habe. Ich verzieh ihm. Plötzlich wurde ich, ich weiß nicht wie, von Guy und Hilary gänzlich in Anspruch genommen. Iris stand einsam daneben. Diese Abgesondertheit wurde durch ihren Hut noch gleichsam wie durch einen Farbfleck betont. Wie licht wirkte doch dieser grüne Hut in diesem Gelehrtengemach! Wie eine grüne Blume, wie eine grüne Flamme! Iris stand am Kartentisch, auf dem die Karten mit den Bildern nach oben lagen.

„Hübsch von dir, daß du gekommen bist, Iris“, sagte der General. Er lächelte wieder. Er war einer von den jungen alten Herren, die nur dann sehr alt werden, wenn man sie ganz genau ansieht. Er war reizend.

Iris blickte von den Karten auf und durch den Raum zu Hilary hinüber. Ihre Augen waren still und klar, sie war sehr ruhig, und ihre Lippen waren seidig rot. Sie sagte: „Hilary bat mich darum. Deshalb kam ich.“

„Der Vorschlag stammt von mir, Iris“, sagte Sir Maurice und lächelte. Er spielte dabei mit einem schwarzen Papiermesser aus Ebenholz. „Durchaus meine Idee. Hilary war dagegen. Ich bin sehr froh, daß du unseren jungen Freund mitgebracht hast. Setz' dich, Iris. Wir alle hier sind Leute von Welt, wir sind Kulturmenschen. Wir wollen diese Sache auch besprechen wie Kulturmenschen.“

Iris setzte sich nicht. Vielleicht tat es jemand von den anderen, ich erinnere mich nicht mehr. Iris nahm das Treff-As vom Tisch und sah

es gedankenvoll an.

„Das ist auch der Grund, warum ich herkam, Maurice. Weil es, wie ich mir schon dachte, eigentlich deine Idee ist. Du bist ein kluger Mann. Auch war es sehr umsichtig von dir, daß du mir noch eine Gelegenheit verschafftest, Truble Lebewohl zu sagen.“ Sie blickte von der Karte auf und sandte Guy einen hellen Blick. Nicht ein einziges Mal hatte sie Sir Maurice angesehen. „Guy, was hast du mir zu sagen? Ich denke, du hast schon lange den Wunsch gehabt, mir etwas zu sagen. Es wäre feige von mir gewesen, England für immer zu verlassen, ohne dir die Gelegenheit dazu zu geben.“

„Iris,“ sagte Hilary scharf, „Guy hat immer sehr gütig von dir gesprochen. Hm. Sehr viel gütiger als ich.“

„Ja, Lieber –“ sie lächelte plötzlich zu Hilary hinüber. Das war ein Lächeln, das in seiner Hingegebenheit überraschend wirkte. Es schloß uns alle aus, schloß sogar noch Iris selbst und Hilary aus, und nur der Freund der Kindheit blieb zurück und ein langaufgeschossenes kleines Ding mit braunen Strümpfen und blauen Augen. Dies Lächeln war echt. „Hm“, sagte Hilary.

Sir Maurice gab mir einen Whiskysoda in die Hand, aber ich erinnere mich nicht, davon genippt zu haben. Das ewige Lächeln des schlanken, strammen, alten Herrn irritierte mich. Sein Gesicht war zu edel geschnitten, als daß er es nötig gehabt hätte, immerfort so zu lächeln. Er hatte kluge, schnell umherspringende Augen. Ich fühlte, daß es Iris Mühe kostete, ihre Augen von den seinen abgewendet zu halten. Doch ich fühlte auch, daß diese zwei Feinde Angst voreinander hatten.

Guy sprach jetzt ein erstes Mal und murmelte: „Es war tapfer von dir, herzukommen, Iris. Ich bin kein geübter Redner, aber ich finde, es war hochanständig von dir, herzukommen. Ich weiß keine andere Frau, die auch nur im entferntesten daran gedacht hätte, Maurices Einladung anzunehmen. Wir aber, deine Freunde, haben dich auch nie mit einer anderen Frau auf gleiche Stufe gestellt. In einigen Dingen zu ihrem Nachteil. Wir haben immer deine Courage bewundert. Noch mehr deine Offenheit und Ehrlichkeit. Darum macht uns diese ganze ekelhafte Geschichte solches Kopfzerbrechen. Maurice und ich kamen auf die Idee, wir wären beide besser dran, wenn wir versuch-

ten, diese Sache in unser aller Interesse ein wenig aufzuklären.“ Und Guy antwortete barsch: „Ich will verdammt sein, wenn ich wünsche, dich zu hassen, Iris.“

Iris brach das Treff-As in der Mitte entzwei und ließ die Karte zwischen die anderen auf das grüne Tuch zurückfallen, wo sie grausam zerbogen lag.

„Ruhe, Iris, Ruhe!“ sprach Sir Maurice. Er versuchte, die Karte mit dem schwarzen Ebenholzmesser wieder auszuglätten. Und er lächelte dazu. Aber Iris blickte Guy an und schien dabei sehr aufrecht.

„Iris,“ sprach Hilary sanft, „wir haben dich als Kind zu sehr geliebt, um jetzt die Frau nicht hassen zu können, die vom Wege abgegangen ist, um jedes Gedächtnis an das Kind von damals zu morden.“

„Darum handelt es sich, Iris“, murmelte Guy und zwang sich, liebenswürdig zu bleiben. „Siehst du, als Kind und als Mädchen hast du in unseren Herzen einen warmen Platz gehabt, Viel mehr als andere. Ich weiß nicht, weshalb. Und trotz aller Dinge, die du getan hast, haben wir immer ... nun gut, haben wir einen Raum für dich in uns frei gehalten, über den du immer verfügen durftest. Ich meine damit, Iris, wir konnten zwar nicht mehr glauben, daß du eine ... nun, eine anständige Frau seist, wir haben dich aber trotzdem immer gern gehabt. Selbst dann noch, wenn wir hörten, daß dein Name durch den Mund lasterhafter Weiber und widerlicher Subjekte gezerzt wurde. Bis heute. Nun aber ...“

„Einen Moment, Guy!“ Diese klugen, umherhüpfenden Augen! Diese propere Figur, dies eisengraue, ein wenig gewellte Haar! Der General lächelte. Er drohte Iris mit dem schwarzen Papiermesser, als ob sie ein ungezogenes kleines Mädchel sei. Ach, Sir Maurice kannte Iris aus- und inwendig! Sie war nicht ganz verdorben, sie nicht. Zum erstenmal blickte Iris ihn an, und der klare, unbefangene Ausdruck schien nun starr wie Stein zu werden. Ich war gespannt, ob sie wirklich Angst habe. Der General sprach schnell, in all der kühlen Klarheit größter Gelassenheit: „Guy hat eben schon geäußert, Iris, daß wir dich dein ganzes Leben gekannt haben. Aber da ist noch viel mehr zu sagen, sehr viel mehr. Deswegen hatte ich den Wunsch, du solltest heute abend herkommen. Ich will dir uns zeigen, wie wir sind. Daß du mit Napier durchbrennst, ist doch keine so ganz selbstverständli-

che Sache. Es ist ein Dolchstoß von hinten ...“

„Maurice, falle ich dir in den Rücken, wenn ich mich dir heute freiwillig stelle?“

„Du bist immer ein eigenartiges Mädchen gewesen, Iris, und hast nie Furcht gehabt. Aber trotzdem fällst du uns, den Menschen, die dir nahestehen, in den Rücken. Das betrifft die Familie von Venice vielleicht nicht so direkt wie uns. Aber darüber will ich dir keine Moralpredigt halten. Nicht wahr, Guy? Ich habe nicht die Absicht, Napier von dir zurückzuerbetteln. Ich bin auch jetzt noch nicht alt genug, eine Frau um eine Gnade zu bitten. Nein, die Sache zwischen dir und Napier ist wohl abgemacht, wie er mir heute morgen erklärte. Und ich muß dir sagen, Iris: mein Sohn war das nicht, der heute morgen mit mir sprach. Es war ein verzauberter Junge ...“

„Ja, Maurice, wir beide sind verzaubert“, lächelte Iris. Ihre Lippen sahen sehr rot aus, seidig rot.

„Sehr schön, sehr schön! Gut, ihr geht also morgen. Das ist abgemacht. Aber ich wollte dir nur zeigen, Iris, wie wir sind: Ich glaube, auf deinen Reisen hast du uns vergessen. Du gehörst zu uns. Ich glaube, du hast das vergessen. Und nun fällst du uns in den Rücken. Ich rede jetzt von Napier nicht als von meinem einzigen Sohn. Tue ich das, Guy? Hilary? Ich war sehr stolz auf die Karriere, die der Junge machte, ich bin seinetwegen auch keine zweite Ehe eingegangen ... Aber lassen wir das alles. Ich rede von Napier nur deshalb, weil er zu uns gehört, zu uns, zu denen du auch gehörst, ich rede von dem England, für das wir einzustehen haben. Wir, Iris, du und wir, sind nicht bloß aus Fleisch und Blut. Es gibt einen kleinen Teufel der Schlawheit, der auf jeden von uns lauert, wenn wir denken, wir seien nur aus Fleisch und Blut. Wir sind auch aus Luft gebildet – aus dieser Luft, Iris, die wir jetzt atmen. Du und wir sind aus dieser Luft geschaffen. Wir wurden in ihr geboren, unsere Väter und Mütter kamen darin zur Welt. Guy, Hilary, ich, du, Napier, wir alle kamen im Umkreis von hundert Meilen von diesem Zimmer aus zur Welt; Guy in Mace, Hilary auf Magralt, Napier und ich auf Sutton-Marle und du zwei Meilen dort über den Feldern. Wir stammen von diesem Boden, aus dieser Luft, von diesem England, das noch das unsrige ist. Viel ist uns nicht geblieben, weiß Gott, aber dies haben wir noch. Das ist

alles, was ich zu sagen habe, Iris. Ich wollte dir nur klarmachen, wer wir sind, weil ich dachte, du habest uns vergessen. Du hast den Entschluß gefaßt, Iris, in unser Leben einzubrechen und es zu zerstören. Warum, Iris? Was für eine Art Hölle im jenseits strebst du an? Sag' mir das.“

„Nein, Maurice“, sprach Hilary scharf dazwischen. „Halten wir uns an das Diesseits.“

Steinkalt ruhten Iris' Augen auf Sir Maurice. Sie haßte ihn über alle Worte oder Blicke. „Reden wir nicht von der Hölle, Maurice“, flüsterte sie. „Es würde sogar dir einen Schlag geben, wenn ich dir sagte, wieviel ich davon schon weiß. Endlich habe ich mich durch die Hölle durchgerungen. Weißt du denn, Maurice, daß die Hölle für mich so aussieht wie du? Aber jetzt lasse ich sie hinter mir.“

„Höre, Iris. Nur diese eine Frage.“ Seine klugen, sprunghaften Augen waren seltsam gütig. Ich konnte ihn nicht ganz verstehen. Es war, als ob er Iris gleichzeitig liebte, fürchtete, haßte und duldete. Er zückte das schwarze Papiermesser nach ihr. „Heute bin ich ein Mensch dieser Welt, Iris. Napier, wie du weißt, ist es nicht. Was für eine Frau bist aber du? Sag' mir das. Ich habe viele schlechte Frauen gekannt. Einige mochte ich auch. Ich habe dich gern gehabt. Du weißt das. Aber dies ist keine bloße Schlechtigkeit. Verdammt, Mädchen, dies ist Verworfenheit! Es gibt nicht viele englische Worte, in denen wir ausdrücken könnten, was wir von einer Frau halten, die sich frevelhaft zwischen einen Mann und seine Frau, zwischen einen Mann und seine Karriere drängt. Ich sage ja nichts darüber, daß du dich zwischen mich und Napier gedrängt hast. Er hat mich heute morgen angesehen, als ob er mich haßte. Aber lassen wir mich aus dem Spiel. Du zertrümmerst eines Mannes Laufbahn und hast einen Mann seiner eigenen Frau gestohlen. Was für eine Art von Frau bist du, Iris? Sag' uns das.“

„Maurice!“ Und Iris lächelte; diese perlweißen Zähne zerbissen diesen dramatischen Moment lächelnd in Hälften und ließen ihn ins Nichts hinunterfallen. „Zuweilen bist du doch wie ein kleines Kind, Maurice. Nie im Traum denkst du daran, eine Frau zu fragen: was für eine Art von Frau bist du? Solange sie nur dem Gesetz treu bleibt, das ihr Männer für sie aufgestellt habt. Aber wenn du zum erstenmal

merkst, daß eine Frau wirklich weiblich empfindet, bist du fassungslos vor Staunen.“

„Was wir aber nicht verstehen“, murmelte Guy liebenswürdig, „ist, daß du ganz andere Ideen hast als die unsern. Ich meine ... Ideen von Treue, Verrat und so. Siehst du, Iris, es ist uns heute plötzlich bewußt geworden, daß wir anfangen, dich einfach nicht mehr zu verstehen. Stimmt das nicht, Hilary? Ich will sagen, es scheint, daß wir nicht mehr in derselben Sprache denken.“

„Ganz genau so“, schnappte Sir Maurice. Er schlug den Takt dazu mit dem schwarzen Papiermesser. „Stimmt ganz genau, Iris. Siehst du, diese Geschichte geht nicht bloß Napier und dich an. Uns geht sie an. Du untergräbst die Wurzeln unseres Lebens, Iris. Aber ich und du denken offenbar in verschiedenen Sprachen: Ich denke englisch.“

Iris flüsterte mit versteinerten Augen: „Mein Pech, daß auch ich englisch denke ...“

„Nanu, Iris!“ murmelte Guy protestierend.

„Wenn sie nicht englisch dächte“, meinte ich, „wäre sie dann hier?“

Sir Maurice fuhr zusammen. Auch ich war von meinen Worten überrascht.

„Das ist wahr“, sagte er. „Da hast du recht, Junge. Ja.“ Und er lächelte. Ich wünschte, er hätte nicht gelächelt.

„In diesem Fall“, murmelte Guy, „ist alles, was ich sagen kann, daß du in einem sehr ausgefallenen englischen Dialekt denken mußt. Ich meine, daß deine Sprache kein Organ haben kann für Begriffe, die uns eine ganze Menge bedeuten. Viele davon können wir vielleicht nicht einmal orthographisch schreiben; so notwendig sind sie für unser Leben oder sollten es sein. Ich bin bis zum heutigen Tag mir noch nicht klar darüber, ob in decency ein s vorkommt. Man ist einfach damit geboren. ...“

„Guy, ich bin zwölf Jahre lang unglücklich gewesen. Du sprichst da mit mir über Begriffe, die wir seit unserer Geburt kennen. Ich war zwölf Jahre lang unglücklich, weil ich diese Begriffe nicht vergessen konnte.“

„Unglücklich!“ schnaubte Sir Maurice. „Geh zu, Kind. Es scheint doch, daß du in all diesen Jahren so ziemlich getan hast, was dir paß-

te. Ich sage ja nicht, daß du kein Pech gehabt hast – damit tust du uns allen leid. Aber wenn du wirklich Unglück hattest, kannst du irgend jemandem sonst schuld geben als dir selbst?“

Iris' Gesicht war sehr ernst, als sie den General anblickte. Ich hätte nicht gedacht, daß eine schöne Frau so befehlend aussehen könne. Nicht eine einzige Geste von Weiblichkeit zeigte sie jetzt. Sie hätte es nur ein wenig tun müssen, um ihr Lebensrecht als Frau zu behaupten. Aber dann hätte sie ein unehrliches Spiel zu spielen gemeint. Sie mußte Männern auf deren eignem Grunde entgegentreten, und sie mußte sich auf diesem schwierigen Niveau halten, ohne zu verraten, wie schwer es ihr wurde. Weder ihre Frauenhaftigkeit noch ihre Schönheit wollte sie einsetzen. Lange starrte sie den General an. Ihre Lippen waren seidig rot, und gerade jetzt dachte ich, ein Kuß darauf werde nie enden.

„Ja, Maurice. Ich kann die Schuld daran in drei Worte fassen.“

Der General warf das Papiermesser auf einen kleinen Tisch, wo es mit einem Krach hinfiel. „Schwäche? Verderbtheit? Zügellosigkeit?“

„Die drei Worte, an die ich denke, heißen: Sir Maurice Harpenden.“

Sonderbarerweise schoß Sir Maurice hier einen Blick nach Hilary, als ob er klar werden wolle, wie er mit diesem stehe. Hilary war erblaßt. Er sagte: „Ich habe dir schon gesagt, Maurice, daß du nicht frei von Schuld bist: Du warst zu diesen Kindern schon verdammt tyrannisch.“

„Da kann ich nicht mit, fürchte ich“, murmelte Guy.

„Durchaus nicht, Guy“, fuhr Hilary ihn an. Wie bleich er war! „Maurice konnte damals nicht verstehen, daß wir heutzutage nicht mehr die Herren unsrer Kinder sind. Ihre Ideen sind nicht die unsren, ihr Ehrgeiz ist ein anderer. Das hat auch seine Berechtigung; mit unseren Ideen haben wir ja schon ganz Europa ruiniert.“

Jetzt schnitt Iris' Stimme wie ein scharfes Messer durch die Stille des Raums. „Maurice, hast du mich nun verstanden? Ich bin heute hergekommen, um dir zu zeigen, was du angerichtet hast.“

„Meine liebe Iris!“ sagte Sir Maurice und nahm das Papiermesser auf. Man konnte erkennen, warum er es als Soldat so weit gebracht hatte. Er war fähig, durch jeden Ausgang zu entinnen. „Liebe zwi-

schen kleinen Kindern!“ meinte er hilflos zu Guy. Dann sah er mich an. „Zwischen kleinen Kindern!“ wiederholte er hilflos.

„Du mußt nicht so verächtlich reden, Maurice“, lächelte Iris plötzlich, und der Gedanke kam mir, daß ihr Lächeln ein Kind schützen solle vor dem „gesunden Menschenverstand“ eines Mannes. „Es hat keinen Zweck, jene Liebe zwischen Knaben und Mädchen zu verachten, Maurice. Sie hat mein ganzes Leben bis heute gedauert. Und sie wird dauern, bis ich sterbe.“ Sie sah zu Guy, und kaum daß sie vom General wegblickte, kam in ihre großen Augen wieder die ungetrübte, jugenhafte Helligkeit. „Als wir achtzehn waren, liebten wir uns, Napier und ich. Wir haben uns immer geliebt, Guy. Aber Sir Maurice hatte andere Pläne mit Napier, und jetzt haben wir das Resultat. Es tut mir leid, Guy, aber ich bin schließlich auch nur ein Mensch.“

„Liebe!“ stieß Sir Maurice hervor. Er lächelte nicht mehr.

„Liebe!“ echote Iris flüsternd. „Liebe, Maurice! Wagst du es, in meine Augen zu blicken und meine Liebe für Napier anzuzweifeln? Wagst du es, zu behaupten, daß meine Liebe nicht das einzige hier im Raum ist, das geschaffen ist nach dem Bilde Gottes? Du erzählst mir von deinem England. Ich verachte dein, unser England, Schemen sind wir mit den Masken von Patriziern und der Gesinnung von Bauern. Aus Lügen sind wir gemacht, Maurice, und quälen uns, bis wir ein Fraß für die Würmer sind. Das hast du auch von Napier haben wollen, und du bist todunglücklich, daß ich seine Karriere im Auswärtigen Amt zerstört habe. Maurice, ich bin dessen froh. Was ist dein Ehrgeiz? Nach dir hat ein anständiger Mann nichts Besseres zu tun, als in der schmutzigen Arena nationalen Parteihaders und der Eifersüchteleien von Völkern Erfolge zu erringen. Für mich ist diese deine Welt, die sich charakterisiert als ein Gemisch unbedeutender, unsauberer, zänkischer kleiner Nationen und nicht als das glorreiche Schlachtfeld des Kreuzzugs für die Menschheit, eine Welt, in der ein Erfolg das Entwürdigendste ist, das einem anständigen Mann zuteil werden kann. Es ist eine Welt, in der anständige Naturen gefangen sind wie Götter in einer Kloake. Maurice, es gibt höhere, noblere, reinere Dinge als den Ruhm, den ein Mann für seinen Namen oder seine Rasse gewinnen mag. Mit unseren Traditionen könntest du mich ins Bockshorn jagen, dachtest du. Recht hast du ja darin, daß sie

uns gemeinsam sind. Gott möge dir die Sünden verzeihen, die du für diese Traditionen auf dem Gewissen hast! Und mir möge er verzeihen, daß ich jemals an sie glaubte ...“

Sir Maurice tat einen schnellen Schritt und schlug mit der Hand kräftig auf die Schulter ihrer Lederjacke. Und in diesem Augenblick, wo sie sich so stark gezeigt hatte, war es, als irrten ihre Augen hinweg von seinem freudlosen Gesicht. Ihre Augen waren von Sanftheit getränkt, als wollten sie sich verzagt losreißen von seinen strengen, gutgeschnittenen Zügen. Und doch waren die Augen Sir Maurices sonderbar gütig. Das war auch vielleicht der Grund, warum sie plötzlich unsicher schien. Ihr Haß war so groß; und dennoch waren seine Augen so seltsam verständnisvoll. Klug war er, dieser Sir Maurice! Eine Sekunde genügte, ein Zusammenraffen, das Iris glänzend vor unsren Augen zu verbergen wußte; dann war sie wieder die Ruhe selbst. Sie war wieder die Frau, die Männern auf gleichem Boden entgegentrat.

„Iris,“ sprach Sir Maurice leise und ließ seine Hand auf ihrer Schulter, „ich bedaure, daß ich dir weh tat, als du ein Kind warst. Ich gebe zu, daß ich für Napier eine andre Verbindung wünschte. Und du mußt deinerseits zugeben, Kind, daß das Blut der Marchs für einen besorgten Vater nicht sehr ermutigend ist. Ich bin aber aufrichtig traurig, daß ich lieblos zu dir war. Du mußt einsehen, Iris, daß es sich bei dir um einen ungewöhnlichen Fall handelte. Mit achtzehn warst du reif, doch ich konnte diese Tatsache und auch die Tiefe deiner Gefühle nicht erkennen. Wirklich, mein Kind, belaste mich nicht allzu sehr mit Schuld! Wir können ja nicht immer wissen, ob eine Freundschaft zwischen Kindern ernst zu nehmen ist ...“

„Maurice, warum lügst du? Ich hätte nicht gedacht, daß du heute abend lügen würdest. Du wußtest ganz genau, daß sie ernst zu nehmen war. Deshalb hast du ja auch Napier das Versprechen abgenommen, mich nicht wiederzusehen. Und dein Sohn hat das Versprechen gehalten.“

„Aber warum kamst du dann nicht zu mir und sagtest das mir freiheraus, Iris? Ich hatte andere Pläne mit Napier, das stimmt, aber im übrigen war ich immer dein Freund. Du hättest kommen sollen und mir das sagen . . .“

„Oh, damals war ich stolz. So stolz, wie ich heute demütig bin ...“

„Was?“ Wir fuhren zusammen, ein so seltsam heftiger Ton war in Guys Stimme. „Was, Iris?“ Und er lachte, verzweifelt, hilflos. Das tat Guy! „Iris, das ist meines Wissens die erste Lüge, die deine Lippen je gesprochen haben. Du bist ja jetzt so stolz wie ein Erzengel!“ Ganz bestürzt starrten wir ihn noch an, als er plötzlich einige Schritte nach vorwärts tat, der blonde, schlanke Riese. „Nur einen Moment, bitte, Maurice“, sagte er, beugte sich herab und küßte Iris auf die Wange.

„Oh!“

Jetzt noch klingt mir dieser verzweifelte Ruf im Ohr. „Oh!“ Und dann versuchte sie ihren Schrei zurückzuholen und schluchzte: „Judas!“

Guy hatte sie ergriffen, als sie vor ihm zurückschrak wie ein verschlehtes Tier. „Nein, nicht Judas“, murmelte er. Ihr Gesicht war von Tränen überströmt. Guy hielt sie fest, seine Augen waren seltsam traurig. „Nein, nicht Judas, meine Iris“, murmelte er. „Du hast gewonnen, Mädchen. Jetzt geh nur hin und spiele deine wundervollen Liebesspiele! Du hast mich wieder geschlagen, hast mich in der Tasche, genau wie damals, als du ein Kind warst. Das muß ich schon sagen, mir imponiert jemand, der wirklich liebt und wirklich haßt. Ich bin stolz auf dich, Iris.“

Als Guy sie festhielt, blickten Iris' Augen gleichsam durch einen Nebel zu mir, und meine Lippen rührten sich und formten die Worte: „Sankt Georg.“ Irgendwo im Nebel lächelte sie ...

Sie flüsterte: „Unbillig ist das, unbillig! Guy, wie kannst du mich so küssen, lieber, großzügiger Guy! Oh, wie unbillig ist das! Und ich war so überzeugt, ich würde heute keine Träne weinen ...“

Sir Maurice spielte mit dem schwarzen Ebenholzmesser. Hilary sagte: „Hm“ und schneuzte sich. Es war sehr komisch, daß jetzt Sir Maurice allein zu stehen schien. Ich war froh. Endlich hatte man Iris zum Rückzug von dem stolzen Schlachtfeld, wo sie Männern auf gleichem Boden entgegentrat, gezwungen. Eine einzige frauliche Geste hatte sie getan; und nun war es Sir Maurice, der allein stand. Kluger Guy! Lächelnd blickte er zu dem General hinüber.

„Maurice,“ besagte dieses Lächeln, „das Mädchen hat recht. Du warst ein schauderhafter Esel ...“

„Mein lieber Gay“, stammelte der General in grenzenloser Hilflosigkeit und zwang sich zum Lächeln. „Wie in aller Welt konnte ich wissen, daß ein Knabe und ein Mädch ...“

„Ach was!“ Guy lächelte jugenhaft. „Ich kann dir sagen, du wirst mich nicht dabei ertappen, daß ich mich in die Freundschaften meines Jungen eindränge. Ich habe zwar noch nie über diese Dinge wirklich nachgedacht. Man lebt so dahin, ohne sich über solche Sachen Gedanken zu machen, bis wir alle eines schönen Tages tiefsinnig darüber werden, gerade weil wir so gedankenlos gewesen sind; Ich glaube, daß Hilary recht hat in bezug auf diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn. Ich will damit sagen, daß die Leute immer Söhne gehabt haben, vermutlich seit Anfang der Welt, und daß die Beziehung zwischen Eltern und Söhnen immer verkorkst war. Und so ist es noch heute. Zum Beispiel haben wir uns in diesem Jahrhundert endlos darauf zugute getan, daß wir uns brüderlich zu unseren Söhnen stellten, als ob es irgendeinen Zweck hätte, dickköpfig Bruder spielen zu wollen, wenn du nicht einmal eine Ahnung hast, was der junge Kerl im Sinn hat. Darüber habe ich jetzt gerade zum erstenmal nachgedacht. Mein eigener Junge hat mir zum Beispiel neulich erst gesagt, daß Kipling Märchen von Mord und Totschlag geschrieben habe, darauf berechnet, den Blutdruck bei Männern zu erhöhen, die zu alt seien, um zu kämpfen. Für seine verfluchte Frechheit bekam er mit den Handschuhen eins übergezogen. Besonders ärgerte es mich, daß er diesen Ausdruck irgendwo gelesen hatte, denn der Junge hat nicht gerade übermäßig viel Hirn im Kopf, und das ist ganz gut; deswegen wird er auch kein Sozialist, hoffe ich. Schließlich können aber auch unsere Nesthäkchen die Geschichte nicht noch mehr in den Dreck fahren als wir und unsere eignen Väter. Auf diesen Punkt kommt es an.“

„Großer Gott, Mensch,“ fuhr Hilary auf, „das habe ich dir nun schon zwanzig Jahre lang gesagt, und du hast ...“

„Stimmt, Hilary“, grinste Guy. „Es war nur der Ton, mit dem du es mir sagtest.“

Iris schaute bald den einen, bald den andren unter uns an. Ganz verträumt kam sie mir vor, als ob sie in geträumte Gesichter blicke. Sanft war sie jetzt, sanft, blaß und klein. Und ihre Augen waren wie

Wolken von bläulichem Nebel. Sie starrte Sir Maurice an, der immer noch mit dem Papiermesser hantierte. „Maurice,“ flüsterte sie, „lebe wohl.“

Mit einem Ruck blickte er empor. Er warf das Spielzeug auf den Kartentisch. Dann erkannte ich, daß Sir Maurice seine alte Feindin wirklich haßte.

„Lebe wohl, Iris“, sagte er. „Aber du mußt nicht von mir erwarten, daß ich dir Glück wünsche. Du hast meinen einzigen Sohn von mir genommen.“

„Maurice,“ sagte sie verzweifelt, „steht das nicht auf einem Blatt für sich? Hast du denn kein Erbarmen, kein Verständnis dafür, was ich durchgemacht habe?“

„Verständnis! Ja, Iris, Verständnis habe ich. Aber ich kann damit über den weiten Abgrund keine Brücke bauen, der dich von meinem Sohn trennen muß.“

„Aber du selbst hast den Abgrund aufgerissen, Maurice! Du selbst!“ War es möglich? Sie beehrte mit aller Leidenschaft, daß er sie verstehen solle!

„Ich!“ schrie jetzt Sir Maurice. „Großer Gott, Weib, ich habe bloß einen Jungen und ein Mädchen voneinander getrennt! Ihr hättet euch aber wieder finden können, wärest du nicht gewesen, wie du bist! Ich soll den Abgrund aufgerissen haben! Iris, habe ich etwa Boy Fenwick gemordet?“

„Maurice, das nimmst du zurück!“

„Reg’ dich nicht auf, Hilary.“ Es war ein schwaches, heiseres Flüstern. „Bitte, reg’ dich nicht auf, Hilary.“ Sie starrte Sir Maurice an, als sei er eine Schlange. Sie war ruhig. „Sagtest du gemordet, Maurice? Gemordet?“

Sir Maurice machte eine furchtbar hilflose Bewegung. Er sah sehr alt aus. „Ich bitte um Verzeihung, Iris, um Verzeihung! Ich nehme es vollständig zurück. Ich habe mich gehen lassen. Verzeihung, Kind. Natürlich, der Ausdruck war viel zu stark ...“

„Zu stark?“ echote Guy mit milder Stimme. „Meiner Meinung nach, Verehrter, war er so verdammt stark, daß es mir wie ein Wunder vorkommt, daß er uns nicht alle aus dem Haus gewirbelt hat.“

„Ich habe mich entschuldigt, Guy“, fuhr Sir Maurice ihn an.

Iris blickte auf mich. Sie schien in einen Gedanken verloren; sie war sehr still. Ihre Lippen schienen zu sagen: Mein Freund, nimm mich hier weg.

Sir Maurice tat einen Sprung nach seinem Papiermesser, suchte es konfus zwischen den Karten, erwischte es, stieß hervor: „Einen Moment noch, Iris. Ich habe das nicht so gemeint. Du mußt das einsehen. Ich bitte aufrichtig um Verzeihung.“

„Ich kann diese Bitte nicht hören, Maurice. Wegen des Abgrunds.“

„Wie konnte er so etwas sagen!“ murmelte Guy. „Verdammt!“

„Nur einen kleinen Moment!“ Der General fuchtelte verärgert mit dem Papiermesser. „Die ganze Zeit, seit Napier mich heute morgen besuchte, habe ich über diese Dinge nachgedacht. Ich habe Venice heute nachmittag gesehen. Sie ist verrückt, muß ich denken, oder verhext. Sie ist von deiner Liebe zu Napier überzeugt. Ich kann nur sehen, wie hoffnungslos ruiniert mein Sohn durch dich ist, und dabei sagst du, du liebst ihn! Wir wollen zu vergessen trachten, wie viele andre Männer du schon geliebt hast. Nimm nur folgenden Fall: Es war noch nicht einmal zwei Jahre her, daß du dich von Napier gelöst hattest und sagtest, dieser Abschied breche dir das Herz, da heiratetest du schon Boy Fenwick. Und als Boy Fenwick starb, sagtest du selbst, er sei für Reinheit gestorben. Was konnte das anderes bedeuten, als daß schon damals, schon vor deiner ersten Heirat ... Du selbst, wiederhole ich, sagtest, er sei für Reinheit gestorben!“

„Um in die Hölle zu fahren, Herr! Dazu starb Boy Fenwick!“ „Napier!“ Eine lange, lange Pause entstand. „Napier!“ flüsterte Iris rasend. „Mein Liebling, warum kommst du her?“

„Um dich mit mir zu nehmen ...“ Napiers Stimme zitterte zum Erbarmen. Er beherrschte sie dadurch, daß er flüsterte. „Um dich von diesen ... Männern wegzunehmen!“

„Still, Nap!“ murmelte Guy. „Wir haben den heutigen Abend damit eingeleitet, daß wir uns auf zivilisiertes Benehmen etwas zugute taten.“

So wie damals, im düsteren Schweigen jener Nacht in Paris, sah ich das weiße Gesicht, die verlorenen Augen ... Sie starrten uns an von dem mittleren der französischen Fenster her.

„Napier!“ flehte Iris. Es war, als wolle sie sich gegen etwas verwahren, was nur sie in diesen zwei zerstörten dunklen Augen erblicken konnte. Sie überschwemmten uns alle mit ihrem Elend, diese Augen, aber sie sahen nur eine einzige Person unter uns. Und hinter seiner Schulter im Garten, blaß, großäugig, wie am Tag des Gerichts, stand unbeweglich Venice ...

„Mein Gott, Mann!“ stieß Sir Maurice hervor. „Warum zerrst du Venice in diese Sache hinein!“

„Das tat er nicht. Ich kam von selbst.“ Und Venice lächelte irgendwie.

Napier sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Laßt Venice in Ruhe! Ich glaube, sie ist mein einziger Freund.“ Als er in das Zimmer trat, tat Iris einen, zwei, schleppende Schritte ihm entgegen. Ihre Augen waren erweitert, eine wilde Bitte war in ihnen. Aber er hatte noch nicht ein einziges Mal, seit der Schreck über seine ersten Worte uns nach den Fenstern zu herumfahren ließ, seine Augen von seinem Vater abgewandt. Die dunklen, fiebrischen, verlorenen Augen. Er ging an Iris vorbei. Sie griff nach seinem Arm und zog ihn an sich. „Napier, tu es nicht, bitte, nicht. Bitte, Napier, mein Süßer! Venice, um Gottes willen, halte ihn zurück! Du kannst dir nicht vorstellen, was er alles sagen will!“

Die dünnen weißen Finger an der jetzt so nackt wirkenden Rechten vergruben sich in das schwarze Zeug seines Ärmels und hielten ihn im Ansturm auf; immer aber blickte Napier nur seinen Vater an. Sein Gesicht war so weiß, daß wir alle daneben rot und gedunsen aussahen. Aber Sir Maurice ließ sich durch den starren Blick des Sohnes nicht aus der Fassung bringen. Zudem hatte er ja sein schwarzes Ebenholzmesser in der Hand.

„Nun, Nap? Was bedeutet das!“

Iris rief: „Napier!“ Dann wandte sie sich leidenschaftlich an Venice. „Siehst du nicht, Venice? Er weiß nicht, was er sagt!“

„Es bedeutet, Herr,“ sprach Napier ruhig, „daß ich, wenn Sie nicht mein Vater wären, Sie einen Schurken nennen würde.“

„Halt!“ fuhr ihn Hilary an. „Hm. Jetzt macht alle, daß ihr weiterkommt. Zusammen oder einzeln. Nur macht, daß ihr wegkommt.“

Iris zog Napier am Arm. Er sah sie nicht. Er sprach sehr ruhig, und

seine Stimme zitterte dabei fast unmerklich: „Venice und ich machten nach dem Abendessen einen Besuch am Montpellier-Platz. Venice wollte Iris Lebewohl sagen. Was es zwischen Iris und Venice gibt, ist ihre Privatangelegenheit. Sie geben mir das Gefühl, ich sei ein Lump. Man fühlt sich als ... Mrs. Oden war außer sich. Sie sagte uns, Iris sei hierher gefahren und ...“ Seine Stimme zerbrach, und er preßte seine Hand an den Mund, als wolle er ihn verstummen machen. Grimm war in seiner Miene.

Venice, die noch am Fenster stand, trug eine Lederjacke, ähnlich der von Iris; aber die Jacke sah viel neuer und lichter aus. Sie hatte ihre Hände tief in den Taschen vergraben. Iris rief: „Venice, haben Sie Erbarmen und helfen Sie mir, Napier hier wegzubringen! Ach, Sie verstehen ja nicht! Er hat keine blasse Ahnung, was er redet!“

Zum erstenmal irrte Napiers Blick von seinem Vater ab. Seine Lippen zuckten seltsam, seine Miene blieb grimmig. „Ich weiß, was ich rede, Iris. Aber ich will diese Geschichte ein für allemal aufklären. Lang genug hat diese ... Boy Fenwick-Geschichte nun gedauert. Was?“

„Aber, Napier, du hast versprochen ...“

Er grollte. „Das ist mir einerlei, Iris. Ich habe diese Verstellung bis zum Hals. Es kann unmöglich so weitergehn. Ich kann es nicht aushalten, daß man dich fortwährend verleumdet. Und das erste, was ich höre, wie ich dies Zimmer betrete, ist, daß mein Vater dich besudelt, daß ...“

„Napier, siehst du denn nicht, du schlägst mir Wunden, nicht ihnen! Du beleidigst ja mich, Napier. Höre doch, mein Lieber, höre doch!“

Aber Napier schien nichts zu hören und niemanden zu sehen als seinen Vater. Wieder hielt er die Hand vor den Mund, um das Zucken auszulöschen. Plötzlich warf Venice ihren Arm um Iris' Schulter; sie schien in ihrer Lederjacke eine lodernde Flamme. „Darling, Darling! Wie durften Sie hierherkommen! Wie durften Sie das wagen! Oh!“ und sie stampfte mit dem Fuß auf, „was sind doch diese Männer für Bestien!“

„Venice,“ murmelte Guy, „nimm die beiden Kinder da sofort von hier weg! Rasch jetzt.“

Als Napier Gays Stimme hörte, fuhr er auf. Er hatte Guy immer bewundert und verehrt. Guy lächelte schwach, hilflos und wollte gerade etwas sagen, als Napier mit bitterem Ton sprach: „Guy, ich weiß, es war nicht deine Absicht, Iris hierherzubringen und sie mit Schmutz zu bewerfen. Ich weiß das ...“

„Aber meine Absicht war's“, bellte Sir Maurice. Das Papiermesser! „Aber jetzt ist's vorbei. Du kannst gehen, Napier. Ich befehle dir zu gehen, Junge! Auch dir, Iris March. Du und ich, Napier, wir müssen uns heute abend trennen. Wenigstens für längere Zeit. Das ist wohl auch dir angenehmer. Wie du die Sache auffaßt, gestehe ich dir jedes Recht zu, ärgerlich auf mich zu sein. Ich spielte ... für deine Zukunft, Junge, – und habe das Spiel verloren. Ich bereue nicht, daß ich es versucht habe. Mein Verlust tut mir leid. Jetzt darfst du so wütend auf mich sein, wie du willst – aber geh!“

Napiers Stimme zitterte: „Bevor ich gehe, möchte ich noch sagen ...“

„Nap, jetzt genug davon!“ fuhr Guy ihn an. „Je mehr wir darüber reden, desto schlimmer machen wir es. In Gottes Namen, gehe!“

Da brüllte Napier auf: „Ich bleibe!“

Und in die tiefe, atemlose Stille hinein, die in einem englischen Hause einem Aufschrei folgen muß, sprach er schnell und ruhig zu seinem Vater: „Ich bin kein achtzehnjähriger Junge mehr. Und ich mache mir nichts mehr aus all den Dingen, die Sie zu bewundern scheinen. In diesem letzten Jahr ist mir klar geworden, daß kein einziger Erfolg, den ich dem Leben, wie ich es nach Ihrer Idee führte, verdanke, irgendwelchen Wert hat. Ich muß nur einmal nachdenken, und das ganze greuliche Theaterspiel, das ich aus meinem Leben mache, enthüllt sich in seiner Nichtigkeit. Ich habe versucht, das Prinzip zu begreifen, nach dem Sie Männer mit Ihrer Anerkennung ehren – es ist mir unverständlich. Denn es bedeutet, daß Sie alles, um das es sich lohnt zu ringen, dem opfern, was wertlos ist. Sie haben Iris geopfert, um dafür zu retten, was Sie meine Karriere nennen, meine Zukunft. Nun, da ich dreißig Jahre alt bin, werfen Sie nochmals Iris in die eine Wagschale und in die andre meine Karriere. Sie haben mein Glück der schauerlichen Eitelkeit aufgeopfert, unsren Namen in der Welt groß zu machen. Das nennen Sie: für meine Zukunft arbeiten, Herr.“



Ich aber sage, es ist derselbe grausame Humbug, mit dem man schon Gott weiß wieviel anständige Leute in schandbares, sinnloses Unglück hinabgerissen hat. Hier stehe ich, dreißig Jahre alt, eine Null, und habe nicht einmal die Ausrede, daß ich eine heitere Null wäre. Ich bin eine Null, beliebt bei anderen Nullen und erfolgreich bei ihnen, eine Null, die man in die längst faulenden Regeln unsrer Herren-tradition gepackt hat. Ja, diese Regeln, mein Gott, sie stinken schon. Und ich segne das England, das uns jetzt auf den Leib rückt. Wenn wir diese Regeln nicht an uns tragen müßten wie alte Beulen, hätten Sie dann, Herr, Kapital daraus schlagen können, daß Iris in ihrem Leben nie feig war? Hätten Sie sie dann herbestellen dürfen, sie durch den Schmutz zerren ...?“

„Napier, du mußt mir wenigstens noch zugestehen, daß ich Geduld bewiesen habe. Mein einziger Wunsch, Junge, war, dein Glück zu sichern. Was du da redest, nehme ich absolut nicht tragisch, denn nicht du sagst das; es ist Iris, die aus dir spricht. Du bist verzaubert ...“

„Verzaubert, ja, ja, das ist das richtige Wort!“ rief der Knabe, der in Venice steckte, und sie hielt ihren Arm um Iris. Ein tapferer Krieger war Venice jetzt, und ihre Lederjacke schimmerte wie eine Rüstung. „Ich bin auch verzaubert, und wenn Sie wissen wollen, was mit Ihnen und den andren hier eigentlich vor sich geht: alle seid ihr verzaubert, und zwar durch die Liebe von Napier und Iris. Und ich, ich wäre bereit, unsre ganzen Ehegesetze in eine Regenröhre zu stopfen, statt noch eine Minute den beiden im Weg zu stehen. Und ich glaube, Sie müssen verrückt oder schlecht sein, wenn Sie nicht fassen können, wie herrlich so eine Liebe wie die von Iris ist – und jetzt nach all der Zeit hat sie euch alle aus dem Sattel geworfen, und ich bin froh darüber, so furchtbar froh!“

„Maurice,“ sprach Hilary bedeutsam, „jeder Moment macht dich Gott ähnlicher. Du bist in der Minorität; deine Partei ist auf dich selbst zusammengeschrumpft.“

Napier stand in der Mitte des Zimmers und blickte uns, einen nach dem andren, zornig an; er sah niemanden und hörte nichts. Er war ein Mann, der ganz von einer Sache besessen ist und zu einem Schlusse kommen will. Seinen Rücken wandte er Iris zu. Große Männer, viel-

leicht ist Balzac darunter, haben gesagt, daß Frauen nicht mit ihren Augen lieben. Aber in Iris' Augen war eine blendende Liebe, und ihre Lippen zitterten bei dem Versuch, dem verlorenen Geschöpf, Napier genannt, zuzulächeln. Sie allein schien die Besessenheit zu ahnen, in der Napier herumtappte, und sie brachte es gerade noch fertig, zu sagen: „Komm, Napier. Komm...“

Unwillkürlich wandte sich Napier zu ihr hin, und er schien mit ihr gehen zu wollen. Dann aber, mit einem Ruck, stellte er sich von neuem seinem Vater gegenüber. „Bevor ich gehe, Herr, möchte ich Ihnen sagen – habe ich den Wunsch, Ihnen zu sagen – es war höchst gemein von Ihnen, die Sache mit Fenwick Iris ins Gesicht zu schleudern ...“

„Napier,“ sagte Sir Maurice, „ich habe mich entschuldigt.“

„Haben Sie aber diese Bitte um Entschuldigung in unser aller Namen abgegeben, Herr!“ Es schien, als befreie sich Napier jetzt gewaltsam von einem dunklen Zwang. Er sah in diesem Augenblick glücklich aus. „Haben Sie sich wegen der Meinung entschuldigt, die wir zehn Jahre lang von Iris haben mußten? Denn alle diese Verleumdungen gehen zurück ...“

„Napier, mein Napier, du darfst nicht, bitte!“

„Iris, ich muß das aufklären! Du hast nie genug Selbstachtung gehabt ...“

„Aber jetzt habe ich sie, Lieber! Nimm sie mir nicht...“

Napier schien sich flehend an Guy zu wenden. Ein seltsames Verständnis leuchtete in Guys Blick. Er sagte: „Nur zu, Nap, sprich nur ganz offen über alles! Wie ist es eigentlich mit dieser Fenwick-Geschichte?“

„Guy, reize ihn nicht!“ schrie Iris auf. Venice hielt sie fest umfassen. Einmal blickte Iris mich noch an, und ich glaube, das war das letztemal, daß ich einen Blick von ihr erhaschte.

Mit einer Bitte in der Stimme wandte sich Napier an Guy: „Iris hat immer in erster Linie auf ihre Freunde Rücksicht genommen. Und das einzige Mal in ihrem Leben, da sie log, drängten wir uns alle danach, ihr Glauben zu schenken. Das ist der Grund, warum Iris und ich uns nach Fenwicks Tod nie sahen. Erst drei Nächte vor meiner Hochzeit mit Venice trafen wir uns wieder. Ich wußte damals noch nicht, daß ich im Begriff war, einen Engel zu heiraten, und so hatte ich

nicht den Mut, Venice zu sagen, was sich zwischen mir und Iris abgespielt hatte. In jener Nacht erzählte mir Iris die Umstände von Fenwicks Tod. Ich veranlaßte sie dazu. Du verstehst also, bis damals hatte ich nicht den Wunsch gehabt, sie wiederzusehen, denn ich glaubte, die Iris, um derentwillen Boy sich getötet hatte, sei nicht dieselbe mehr, die ich als Knabe liebte ...“

Jetzt aber ist sie dieselbe, Napier“, flüsterte Iris bitter. „Warum mußt du die Sache aufwühlen, warum mußt du?“

„Weshalb?“ flammte Napier auf, „weil ich dich liebe! Und, verdammt, ich werde diesen Leuten hier denselben Respekt vor dir beibringen, den ich habe ... Die Lüge, die Iris über den Grund van Boys Tod verbreitete, entsprang ihrer Gleichgültigkeit gegen ihren eignen Ruf. Es war ihr einerlei. Sie wollte nur, daß man über Boy so gut urteilen sollte, als man über einen Selbstmörder urteilen kann. Auch wollte sie, Gerald sollte seinen kleinen Götzen von Zinn, seinen Helden, behalten. Und sie konnte das alles auch so einrichten, weil der Arzt in dem Hotel in Deauville ein Freund von ihr war und schwieg. Es war ihr einerlei, was man über sie dachte, und deshalb sagte sie, Boy sei für Reinheit` gestorben. Diesen Worten konnte man jeden Sinn geben, und natürlich deuteten wir sie so, daß auf Iris ein möglichst fragwürdiges Licht fiel. Das hatte sie vorausgesehen. Nun, Boy starb allerdings für Reinheit. Er war toll in Iris verliebt, und von dem Augenblick an, wo sie mich aufgeben mußte, ließ er ihr keine Ruhe, sie solle ihn heiraten. Eines Tags überraschte sie ihn mit ihrem ja. Ihre Nachgiebigkeit hatte ihn wohl überrumpelt, und statt daß der Schuft gesagt hätte, er könne es nicht, nützte er die Gelegenheit aus und heiratete sie wirklich ...“

„Napier!“

„Er hatte Lues, als er sie heiratete, und als er sich klar machte, was er angerichtet hatte, kam er von Sinnen. Das ist das Ganze. Das ist euer Boy Fenwick, und das ist Iris, so ist Iris!“ Er wandte sich ihr wie blind zu. Sie starrte sehr gedankenvoll auf den Teppich. „Komm, Iris. Wir wollen jetzt fort. Und wir wollen wieder von der Zeit ab beginnen, wo wir uns unter Harrods Lebewohl sagten.“

„Nun hast du mir“, flüsterte die heisere Stimme zum Teppich herab, „die einzige Gnade genommen, die ich je in meinem Leben besaß.

Ja, laß uns gehen.“

Schweigend entfernten sie sich. Iris hatte schon einen Fuß im Garten, als durch die Stille hindurch die adrette Figur von Sir Maurice eilte. Er berührte sie an der Schulter. „Iris“, sagte er. Sie blickte zu ihm zurück mit großen, nachtwandlerischen Augen.

„Iris“, sagte Sir Maurice. Dabei hielt er ihr seine Hand hin.

„Ich kann nicht“, flüsterte sie. „Ich habe dich so bitter und so lange gehaßt. Ich kann nicht. Bitte, Maurice, verlange das nicht von mir!“

„Ich verlange es von dir, Iris. Ich bitte dich darum. Du bist gut.“ Iris' Augen starrten über die Schulter des straffen alten Herrn, als sei er von Glas. Sie ruhten auf Venice. Napier hatte Venices Hand berührt, doch als er so etwas wie eine Bewegung machte, um sie auf die Wange zu küssen, war sie peinvoll zurückgeschreckt ... und hatte unmittelbar darauf hell gelächelt. Iris' Augen schienen sich zu erweitern. Dann ergriff sie Sir Maurices Hand. „Danke dir, Maurice. Aber es ist Venice, die gut ist. Venice ist gut. Lebe wohl.“

Sie schritten schweigend hinaus. Für eine Sekunde flammte der grüne Hut im nebligen Licht, das auf die Wiese fiel, und dann war der grüne Hut verschwunden. Ich starrte in den Garten hinaus.

Von jenem Augenblick erinnere ich mich noch, daß ein „Hm“ ertönte, und daß hinter mir das Geräusch eines Falls entstand, und dann ein Murmeln Guys: „Gib mir den Brandy herüber, Maurice.“

Venice saß sehr aufrecht in einem großen Ledersessel. Ihre Augen waren geschlossen.

Sir Maurice eilte umher. Er zückte das ewige schwarze Papiermesser nach mir. Er lächelte sein uraltes Lächeln. „Junge, wir sollten für niemand unumstößliche Gesetze errichten; höchstens für uns selber. Nicht einmal für uns selber. Es führt zu nichts: Gutem ...“

„Sie hat sich schon erholt“, murmelte Guy zu Hilary. De Travest war einer von den Männern, die sich immer auskennen, wo es sich um rein physische Dinge handelt. Er war geschickt in kleinen Suggestionen ...

„Armes Kind, armes Kind!“ seufzte Sir Maurice.

„Es geht ihr jetzt wieder gut“, sagte Hilary. Er sah dabei sehr blaß und jugendlich aus. Und was für eine Menge „Hms“ fielen in dieser

Nacht von seinen Lippen!

Guys Gesicht sah Venice zuerst, als sie ihre Augen öffnete. Plötzlich wurde sie blutrot.

„Deine ersten Worte sollten sein,“ lächelte Guy, „wo bin ich? Vielleicht sag' ich's dir, vielleicht nicht.“

„Guy, wo bin ich?“ Sie war purpurrot, wie ein Kind, das sich schämt.

„Bei deinen Freunden, Venice, die dich lieben. Napier ist gegangen.“

„Aber er ist ja noch da!“ schrie sie schrill und erstickte diesen Schrei, indem sie die Handfläche auf den Mund drückte. Wir folgten der Richtung ihres entsetzten Blicks und sahen Napier dort stehen, wo wir ihn zuerst in dieser Nacht erblickten, Er starrte zu Venice hinüber. Und gerade in diesem Moment ward die Stille zerrissen durch das Aufbrausen eines Motors. Der Hispano! Dies bebende metallische Brausen bannte uns alle an den Platz, schlug uns vor den Kopf ... Unter der Baumreihe des Aufganges von Sutton-Marle brandete es hervor wie das Krachen von tausend Flintenschüssen.

„Der Wagen ist verrückt geworden!“ entfuhr es meinen Lippen.

Ich sah Venice, wie sie sich in die Hand biß und zu Napier hinüberstarrte. Das Getöse des Autos hatte ihn noch in der offenen Gartentür festgehalten. Als er nun eintrat, sprach Guy außer sich vor Wut: „Zum Satan, Napier, was soll das bedeuten i Begreifst du denn nicht, was du Venice antust?“

Napier sagte müde und versuchte zu lächeln, die Augen auf Venice gerichtet: „Schon recht, Guy. Ich dachte gerade, Venice sei noch mein Freund. Vielleicht stimmt das nicht ...“

„Nap,“ stieß Sir Maurice rauh hervor, „was bedeutet das?“

Als Napier sich Venice näherte, sprang sie vom Stuhl auf und machte eine fluchtartige Bewegung.

„Napier, ich verstehe dich nicht!“ Sie suchte ihr Schluchzen zu meistern. „Warum bist du zurückgekommen, Napier!“

Er sagte matt: „Warum hast du's mir denn nicht gesagt, Venice? Das ist mir ein Rätsel. Gott weiß, ich habe keinen Fetzen Selbstachtung mehr, aber so ein trauriger Schurke bin ich denn doch nicht ...“

„Wovon redest du, Nap?“ Und sie biß sich die Hand. „Ich weiß

nicht, wovon du überhaupt redest! Warum starrst du mich so an?“

„Iris hast du es erzählt, mir aber nicht, damit mein Glück nicht zerstört wird! Mein Gott, Venice, was mußt du von mir gedacht haben, daß du es mir nicht einmal erzählt hast! Denkst du denn, ich kann dich verlassen, wenn du ein Kind von mir erwartest! Iris sagte, sie hätte dir versprochen, es mir nicht zu sagen, aber im letzten Moment ist sie schwach geworden ...“

„Aber das ist ja eine Lüge!“ kreischte Venice. „Eine blutige Lüge ist das! Nichts habe ich ihr erzählt! Es ist nicht wahr! O Gott, es ist nicht wahr!“

Was dann gesagt oder getan wurde, wie sie alle aussahen, erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß das Getöse des Autos schwächer zu dröhnen schien, während Venice schluchzte. Der Storch war unter den Bäumen von Sutton-Marle hinausgeflogen. Napier hielt Venice; sie weinte herzbrechend. „Zurückgeschickt hat sie dich“, schluchzte sie. „Die Bestie, die Bestie! Zurückgeschickt hat sie dich, um mir zu zeigen, daß sie dich mehr liebt als ich ...“

Sir Maurice kam hastig zu mir und klopfte mich mit dem Papiermesser auf die Schulter.

„Kind, was meinten Sie, als Sie sagten, das Auto werde verrückt?“

Ich starrte ihn an. Ich hatte keine Ahnung mehr, was ich gemeint hatte. Das ferne Getöse füllte den Raum noch aus wie eine Drohung. „Ich weiß nicht“, sagte ich. „Das klingt doch verrückt ...“

„Kommen Sie mit“, stieß der alte Herr hervor und rannte durch die Gartentür. Noch steht mir ein verschwommenes Bild im Gedächtnis, wie Guy aufgetürmt hinter Napier und Venice stand, mit einem perlenden Glas in seiner Hand, und wie Hilary uns blaß nachstierte. Wie ein junger Liebhaber sah er damals aus. Ich holte den General ein, als er Guys Auto gerade zur Abfahrt fertig machte.

„Ihr nach, Junge. Ihr nach. Mir ist ganz übel, daß sie in diesem Tempo fährt. Ganz übel.“

„In diesem Auto können wir sie aber nicht erreichen.“

„Das wollen wir sehn. Können's ja versuchen. Müssen sie unbedingt einholen. Müssen sie um Verzeihung bitten.“

Er sah mich an, als das Auto lospreschte. Er lächelte. Seine klugen, sprungbereiten Augen waren feucht. Dann stürzte Hilary noch,

ohne Hut wie wir, auf das Trittbrett und hinten hinein.

„Was gibt es, Maurice?“

„Ihr nach, Mann. Iris hat den Hebel herumgerissen ... Horch doch nur auf diesen Höllenspektakel!“

Sir Maurice steuerte den veralteten Rolls Hals über Kopf die Ein-fahrtskurve hinauf. Aus der Ferne kam das drohende Getöse. „Kann auch fünfundsiebenzig Meilen machen, wenn es sein muß.“ Ich vernahm über dem Lärm das heisere Flüstern, und ich sah durch die Finsternis hindurch den Tanz der loharbenen Locken um ein Kna-bengesicht: weiß und tigerfarben ...

„In diesem Wagen können wir sie nicht kriegen“, rief ich noch-mals.

Hilary lehnte sich nach vorn, sein Kinn berührte meine Schulter. Er flüsterte durch den Wind: „Ich habe doch Angst um ihr Glück, ob es durchhält. Hole sie ein, Maurice. Du hast sie geschlagen, Maurice. Du und dein modriges altes England. Und dein Sohn war ihrer Liebe nicht wert. Großer Gott, was war es ihm darum zu tun, daß wir sie gehörig respektierten! So wie sie wirklich war, genügte sie ihm nicht. Maurice, diese Sünde kommt auf dein Haupt. Sie wird verzweifelt sein. Du mußt sie einholen.“

Sinnlos sausten wir um eine Ecke. Wir waren auf dem Kamm der kleinen Anhöhen, die, wie ich bemerkt hatte, von Harrod's nach Sut-ton-Marle anstiegen.

„Dort!“ brüllte Sir Maurice. Und er lachte wie ein aufgeregter Jun-ge. „Wir werden sie schon erwischen.“

Weit unten an der Anhöhe, in einer Schlangenlinie, die Dunkelheit gierig fressend, glitten die Scheinwerfer des Hispano dahin. Sir Mau-rice bohrte seinen Daumen auf den Knopf der elektrischen Hupe, und wir rasten die Anhöhe hinunter mit einem langgedehnten wilden Warnungsschrei für Iris. „Sie kann uns nicht hören!“ brüllte ich.

„Mach' weiter, sie muß wissen, daß wir da sind!“ brüllte Hilary.

Des Generals silbernes Haar flatterte im Wind. Er steuerte wie ein Wahnsinniger. Er lächelte. Die zwei großen Scheinwerfer dort vorn erhellten die Gegend. Dann schienen sie sich zusammenzuziehn und Harrod's trat wie eine Säule aus Licht vor der Finsternis in Erschei-nung. Das silberne Laub, der gigantische Stamm. . . gebadet in dem

Licht von Iris' Auto. Der Storch schrie heiser, einmal, zweimal, dreimal ...

„Iris!“ schluchzte Hilary. „Halt' sie auf, Mensch! Halt' sie auf! Nicht das ...“

„Iris, nicht das!“ flüsterte Sir Maurice. „Nicht das, Kind!“

Ich war wie blind, mir wurde schlecht. Es gab einen ohrenzerrei-ßenden Krach, eine Lohe von Feuer fuhr wie eine Zunge in das Laub hinauf. Unser Wagen stand still. „Iris!“ flüsterte Sir Maurice. „Iris!“ Noch einmal wurde der große Baum von einem zuckenden Feuer er-hellt, dann kam aus der Finsternis ein knirschendes, stöhnendes Ge-räusch, wie von einem großen, leidenden Tier. Ich stand neben Sir Maurice auf dem Fußpfad. Von dem Winkel, in dem wir anhielten, trafen unsere Scheinwerfer den bebenden Trümmerhaufen nicht. Der General starrte in die Finsternis.

„Aber solch ein Tod!“ stammelte Hilary. „Solch ein Tod!“ Mein Fuß tastete im Gras an einen Gegenstand, und ich nahm den grünen Hut auf.

Sir Maurice sagte heiser: „Und jetzt hat sie noch dazu den einzi-gen Weg gewählt, der es für die beiden Kinder als bloßen Unglücks-fall erscheinen läßt ...“

„Hier ist ihr Hut“, murmelte ich, und als Sir Maurice sich danach umdrehte, war sein Gesicht runzlig wie das eines Neugeborenen.

Plötzlich endete das Stöhnen des zertrümmerten Autos, und in die Stille hinein, in die Dunkelheit unter dem großen Baum schritt Hila-ry.

## INHALT

Erstes Kapitel. Der grüne Hut	5
Zweites Kapitel. Ein Ritterunter den Gesunkenen	53
Drittes Kapitel. Für Reinheit!	73
Viertes Kapitel. Aphrodite	106
Fünftes Kapitel. Der rätselhafte Brief	143
Sechstes Kapitel. Die roten Lichter	164
Siebentes Kapitel. Für Venice!	200
Achtes Kapitel. Pique du Coeur	225
Neuntes Kapitel. Von Hüten	240
Zehntes Kapitel. Der Smaragd fällt	256
Letztes Kapitel. Sankt Georg für England!	285